Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Die Heimath.

Ein Schweizer Roman

von

J. D. H. Temme.

Zweiter Band.

Leipzig, 1868.
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Inhalt.

		Seite
XVII.	Natalie an Nanni	1
XVIII.	" " "	73
XIX.	" " "	123
XX.	" " "	147
XXI.	" " "	179
XXII.	" " "	188
XXIII.	" " "	225
XXIV.	" " "	279
XXV.	" " "	293
XXVI.	" " "	308
XXVII.	" " "	314
XXVIII.	Modeste v. Alten an Nanni Leuzinger	340
XXIX.	Natalie an Nanni	343
XXX.	" " "	355
XXXI.	Natalie an Hermann	379

Zweites Buch.

XVII.

Natalie an Nanni.

Noch ist es nicht, meine liebe Nanni. Noch ist es mir, als könnte ich ohne die Heimath, ohne Euch gar nicht leben. Noch ist mir Alles hier so fremd, und das Fremde, wenn es nicht blos äußerlich an uns vorübergeht, wenn es in unser Leben eintritt, drückt uns, engt uns ein. Aber es wird besser mit mir werden, Nanni. Man spricht ja von einer zweiten Heimath, die der Mensch finden könne. Auch ich werde sie finden, hier; doch immer wird sie mir nur die zweite sein. Mein Hermann — ja, Nanni, er ist mir Alles. Seine Liebe ist mein Leben. Auch die Anderen sind hier Alle so gute Menschen, zeigen mir Alle so viele aufrichtige Herzlichkeit, kommen mir so freundlich entgegen. Warum ist mir den=

noch das Herz oft sehr schwer? Warum kommt noch immer die heiße, brennende Sehnsucht nach Euch über mich, als fehle mir Alles, wo ich Alles habe, als schlage das tiefste Unglück über mir zusammen, wo ich von Glück und Liebe umgeben bin? Bin ich eine Thörin? Ist die Heimath wirklich nichts, als das Land, das Wasser, der Himmel, wie man sie überall wiederfindet? Baum ist Baum, Berg ist Berg, Schlucht ist Schlucht, See ist See! Ist mir denn nicht, als sei ich aufgewachsen mit jenen Bergen und Thälern und Schluchten und Seen unseres Schweizerlandes, mit unserer Weid, mit dem alten Schlößli in unserer Schlucht, mit der alten Thurmmauer, an die unser Haus in Zürich sich anlehnte? Bin ich es denn nicht wirklich? Und sind sie mir nicht alle in das Herz hineingewachsen? Wie mußte ich weinen, daß sie einmal den alten Thurm niederreißen wollten! Es war mir, als wenn mir ein Stück aus meinem Herzen solle gerissen werden. Weißt Du noch, wie unser guter Onkel den Stadtrath für die alten Steine bitten mußte? Und sieh, Nanni, wenn ich hier in der Nacht aufwache, so steht oft der alte Thurm vor mir und sieht mich so traurig an und klagt mir, sie wollten ihn nun doch niederreißen, jetzt, da ich

nicht mehr da sei und nicht mehr für ihn bitten könne; und der Angstschweiß will mir dann ausbrechen, daß ich so ferne von ihm bin und ihm nicht helfen kann, und dann kommt der Gedanke über mich, daß Ihr ja auch so ferne seid, und auch für mich die Zeit komme, wo Eure Hülfe mir noththut und Ihr mir nicht helfen könnt.

Und doch!

Ubi bene, ibi patria!

Die Studenten sangen das, als ich mit Hermann hieher reiste. Sie sangen es überall, wo sie, oft in hellen Haufen, während ihrer Ferienreisen uns begegneten, und sie sangen es so lustig und sahen so fröhlich dabei aus.

Hermann mußte es mir übersetzen:

«Wo es uns wohlgeht, da ist unsere Heimath!» Und geht es mir hier nicht wohl? Habe ich einen Wunsch, den sie mir nicht in den Augen lesen und erfüllen? Und es wird werden, Nanni.

Die hohen, mächtigen Eichenwälder sind so schön, stärken und erheben Einem das Herz. Und selbst diese unabsehbaren, einförmigen, grauen Haiden — ich werde mich mit ihnen befreunden, man träumt so still, man träumt so recht mit dem Herzen darin, melancholisch zwar, aber es ist eine Melancholie, die dem Herzen wohlthut. Und

das Leben — da wird es doch wohl etwas länger dauern, ehe ich mich ganz daran gewöhne. Es ist gar zu sehr von dem unsrigen verschieden. Du stelltest unser Schweizerleben als ein enges, steifes, kleines hin. Größer mag das Leben hier sein — ich weiß es wohl nicht — aber weniger eng, weniger steif? Mich beengt es noch immer; ich finde seine Formen ebenso steif, steifer als die unsrigen, wenn sie auch ganz anders sind. Es kommt mir vor, als wenn ich hier in einen schweren eisernen Reifrock eingeschnürt sei, wie sie ihn am Hofe Ludwig's des Vierzehnten trugen, und war nicht an diesem Hofe auch ein großartiges Leben? Freilich, das der Großartigkeit des Lasters.

Die Beengung, der Druck legte sich schon im ersten Augenblicke unserer Ankunft auf mich.

Ich schrieb Dir noch nicht unseren Empfang hier; wie Böllerschüsse uns ankündigten, als wir der Grenze des Gutes uns nahten, wie an der Grenze der Onkel Clemens in seiner vollen Generalsuniform uns empfing, an der Spitze einer berittenen Schaar junger Bauern in Festkleidung; wie sie, vor und neben unserem Wagen herreitend, uns begleiteten bis zum Schlosse. In der Nähe des Schlosses war der Onkel vorausgesprengt.

Als wir am Schlosse anlangten, stand er zu Fuß vor der Freitreppe an der Spitze der sämmtlichen Beamten der Güter, des Rentmeisters, des Oekonomiedirectors, der Inspectoren der Güter, die zu dem Altenstein gehören, der Förster, des Haushofmeisters vom Altenstein. Sie waren Alle in festlicher Kleidung, in feierlicher Haltung. Der Rentmeister, der Chef des Ganzen, ein alter Mann, der seit vierzig Jahren im Dienste des Hauses steht — seine Vorfahren waren seit ein paar Jahrhunderten Rentmeister auf dem Altensteine — hielt im Namen Aller eine Anrede an die junge Herrschaft. Dann, als wir die Treppe hinaufstiegen, erschien oben auf dieser die Cousine Arabella, die einzige Dame des Schlosses, um uns nicht minder feierlich willkommen zu heißen. In der großen Schloßhalle hatten sich die sämmtlichen Dienstboten des Schlosses aufgestellt, die männlichen auf der einen, die weiblichen auf der andern Seite. Durch ihre Reihen führten uns die Cousine Arabella und der Onkel Clemens in unsere Zimmer. Am zweiten Tage nachher war Sonntag. Nach der Kirche hatten sich die sämmtlichen Beamten wieder eingefunden, um sich Hermann einzeln vorstellen zu lassen und seine Befehle in Empfang zu nehmen. Sie baten sich

auch die Ehre aus, der gnädigen Frau ihren unterthänigen Respect zu bezeigen. Auch ich mußte mit jedem Einzelnen sprechen.

Wie das Alles steif und förmlich war, ich kann es Dir nicht sagen, Nanni. Alle diese fremden Menschen, diese sonderbar weiche, norddeutsche Aussprache, gegen welche die meinige mir so hart und eckig vorkam und ihnen noch mehr so auffallen mußte! Dann die feierliche Ehrfurcht, das respectvolle Heraufblicken zu Hermann und mir, als wenn sie in einer tiefen Kluft unter uns stünden, als wenn wir ganz andere Wesen als sie seien! — Das Alles war mir so neu und so beengend und schwer, daß ich manchmal fürchtete, der Athem werde mir fehlen.

Und es ist hier so hergebracht in dem Leben des alten Landadels; es ist seit Hunderten von Jahren so gewesen, es wird noch lange so bleiben, ich werde es nicht anders erleben. Es ist überhaupt eine eigenthümliche Stellung, die dieser Adel im socialen wie im politischen Leben einnimmt. Sein Verkehr ist bedächtig auf die Familien beschränkt, die ihm völlig angehören. Nur diesen Familien in der Nachbarschaft haben auch Hermann und ich Besuche gemacht. Die strengste Etiquette führte dabei das Regiment.

Sie leben den größten Theil des Jahres auf ihren Gütern. Nach Neujahr gehen sie in die Hauptstadt der Provinz, in der sie Alle ihre großen Hôtels besitzen. Sie bleiben dort gewöhnlich bis zu Ostern. Auch in der Stadt verkehren sie nur unter sich, mit keinem Bürgerlichen, mit Niemandem, der dem niederen oder neueren Adel der Provinz angehört.

Eine ganz besondere Stellung haben sie gegenüber dem preußischen Beamten- und Militär-Adel.

Das Land ist seit Menschenaltern preußisch. Der harte, starre, spröde, westfälische Geist hat von seinem specifischen Wesen noch nichts aufgeben wollen, steht dem preußischen Wesen noch vielfach schroff gegenüber. So werde es auch immer bleiben, sagte mir der Onkel Clemens. Es ist, wie bei Ihnen die Limmat und die Siehl. Sie vereinigen sich bei Zürich; aber noch eine volle Stunde unterhalb der Stadt unterscheidet man genau das dunkle Wasser der Limmat und das helle der Siehl. Sie fließen so seit Jahrtausenden in demselben Strombette neben einander her, ohne sich jemals zu vereinigen.

„Uebrigens, gnädige Cousine,“ setzte er ehrlich hinzu, „habe ich das nicht aus mir. Der Messehörer Kemper machte mich darauf aufmerksam.“

Am strengsten schließt der alte Adel sich von den „Fremden“ ab, wie die von jenseits der Elbe hieher versetzten Beamten und Offiziere noch immer von der Bevölkerung genannt werden. Ganz kann man sie nicht ignoriren; in einem bureaukratischen Staate kommt ebenso jeder „Unterthan“ in die vielfachste unvermeidliche Berührung mit den Behörden. Da hat denn auch Hermann den „Spitzen“ dieser Behörden seine Besuche machen müssen, dem Ober-Präsidenten der Provinz, den Präsidenten und Geheimräthen der Regierung und des Obergerichtes, dem commandirenden General, den Divisions- und Brigade-Generalen, den Regiments-Obersten. Aber nur Hermann allein, ohne mich. So machten denn auch die Herren allein ihre Gegenbesuche. Die Familien kennen einander nicht, dürfen nicht den geringsten Umgang miteinander haben. Es wäre ein Verstoß, der einen Ausstoß aus der Kaste enthielte.

Vor so vielen solcher Verstöße muß man hier immer auf seiner Hut sein.

Ist dieses Leben freier und größer als das unsrige, Nanni, weil es diese schroffen Standes- und Rangsunterschiede hat? Weil es sich vornehm reservirt hält? Weil es sich mit Hausbe-

amten und Troffen von Bedienten umgiebt? Weil ich als Schloßfrau keine Hausfrau sein, nichts anrühren, nicht einmal anordnen darf, sondern Alles dem Haushofmeister, der Schloßverwalterin, der Wirthschaftsmamsell und wie sie weiter heißen, überlassen muß? „Das schickt sich nicht!“ sagt freundlich der Onkel Clemens, der immer freundlich ist, und etwas scharf die Cousine Arabella, wenn ich nur nach etwas sehen will.

Auch die Tante in der Weid sagte es oft, und war das anders?

Doch, doch, es war anders; es war die brave Tante in der Weid, die es dort sagte!

Hier ist es langweilig. Hier ist Alles fremd, so langweilig.

Und heute hatte ich einen recht langweiligen Tag.

Wir hatten jene Generalität und Spitzen der Behörden zu einem Diner einladen müssen. Ein halbes Dutzend unserer Bekannten aus dem Adel war dazu geladen. Nur Herren waren da. Die Cousine Arabella und ich waren die einzigen Damen.

Wie war das so entsetzlich langweilig! Die Offiziere und Beamten, obwohl sie alle demselben Herrn dienen, leben auf dem gespanntesten Fuße

miteinander; eine gegenseitige Eifersucht zieht einen unheilbaren Riß zwischen ihnen. Derselbe Riß geht zwischen ihnen beiden einerseits und dem Adel anderseits. Persönliche Eifersüchteleien zwischen den einzelnen Beamten und Offizieren kommen hinzu; da ist Einer vor dem Anderen in der Anciennetät vorgezogen, hat keinen Orden erhalten, keine Gehaltszulage. Und die saßen nun Alle an einem Tische beisammen. Es hatte sich nicht anders machen lassen.

Und sie saßen Alle so steif da in den engen, von Gold und Silber starrenden Uniformen.

Dazu kam, daß Hermann sowohl wie ich nicht guter Laune waren.

Mich hatte es verdrossen, daß ich mich um gar nichts hatte kümmern dürfen. Es war mein erstes großes Diner, und ich durfte nicht bestimmen, nicht rathen, nicht einmal fragen. Das hatte Alles seine alte hergebrachte Ordnung, die Jeder im Schlosse für das, was ihm dabei zukam, kannte; ich allein war nur ein Fremde darin.

Als ich am Morgen den alten Tafeldecker — er ist ein Erbstück der Familie seit fünfzig Jahren — fragen wollte, welches Silberzeug wir heute nehmen würden, sah mich der Mann beinahe bestürzt an, und ich glaube, es traten ihm Thränen in die Augen.

„Haben Euer Gnaden kein Vertrauen zu mir?"

Daß er das wisse, meinte er.

Nein, nein, Franz, rief ich, machen Sie es ganz, wie es sein muß. Sie wissen es ja am besten.

Er küßte mir dankbar die Hand.

Ich wurde dennoch verdrießlich. Ja, über mich selbst. Ich durfte hier nichts wissen! Ich war in meinem eigenen Hause wie eine Fremde, die eingeladen war, und meine Tante in der Weid — wie hätte ohne ihre Anordnung nur eine einzige Serviette genommen werden können?

Hermann war ganz besonders verstimmt. Er hatte am Morgen einen Brief von einem Advokaten aus der Stadt erhalten. Der Mann schrieb ihm im Auftrage seiner Mutter, kündigte ihm seinen Besuch für den späteren Nachmittag an, indem er sehr Wichtiges und Dringliches, das nur mündlich abgemacht werden könne, mit ihm zu besprechen habe. Der Gedanke an seine Mutter verstimmt Hermann jedesmal. Ich selbst kann ja nicht ohne Schrecken an sie denken, an jenen entsetzlichen Augenblick, da sie in der Weid mit dem feindlich vernichtenden Blick vor uns stand. Was war es? Konnte der Verlust des Prozesses ihr diesen Haß in die Seele pflanzen? Oder ist es noch etwas Anders? Ich meine es manchmal. —

Und nun die Unterhaltung bei Tische!

Die Cousine Arabella saß bei dem Oberpräsidenten, und der gute Mann gab sich unendliche Mühe, ihr die verschiedenen Vorzüge aller möglichen verschiedenen Sorten von Schnupftabak auseinanderzusetzen, und sie war dankbar dafür und ließ gewiß zehnmal durch einen Bedienten von allen den Arten, die sie schnupft, Proben aus ihrem Zimmer herbei holen.

Ich hatte meinen Platz neben dem commandirenden General der Provinz. Wir bilden ja zuerst einen Militärstaat, dann erst den Staat der Bureaukratie; so war der commandirende General der Provinz mehr, als der höchste Verwaltungsbeamte, und jener hatte den Ehrenplatz bei mir, oder wenn du willst, ich bei ihm. Ach, Nanni, er war vom Anfang bis zu Ende der Tafel mein „Unterthänigster“ und ich war seine „Gnädigste“.

„Haben Sie schon unserer Sonntagsparade beigewohnt, meine Gnädigste?“

Ich habe noch nicht das Glück gehabt, Excellenz.

„Ah, da bitte ich unterthänigst, sie ja nie zu versäumen, meine gnädigste Frau. Unsere Musik, besonders die vom fünfzehnten Regiment, ist superbe.“

Und nun setzte er mir die Vorzüge der Musik des fünfzehnten Regiments vor der des sechszehnten und siebzehnten auseinander und gerieth dabei so in Eifer, daß er fünf Minuten lang nicht auf den Bedienten achtete, der ihm eine Schüssel präsentirte.

Ich unterbrach ihn endlich.

Befehlen Sie nicht von dem ausgezeichneten Lachs, Excellenz?

„Ah, Ihr unterthänigster Diener, meine gnädigste Frau."

Fünf Minuten lang aß er, und ich athmete so lange frei. Dann begann er wieder — von etwas Anderem. Ob ihn der Lachs darauf gebracht hatte?

„In der Schweiz soll viel Frömmigkeit herrschen, meine gnädige Frau?"

Ich freue mich, es bestätigen zu können, Excellenz.

„So! Also doch! Sie erlauben mir gnädigst die unterthänigste Bemerkung. Ich habe es nie recht begreifen können."

Und warum nicht, Excellenz?

„Ja, sehen Sie, meine Gnädigste, das Volk ist überall schlecht, muß zu allem Guten mit Gewalt angetrieben werden. Wir sehen das an

unseren Rekruten. Und nun ist Ihre Schweiz doch eine Republik, und in der Republik ist doch das Volk souverän, hat also keinen Herrn über sich, also auch Keinen, der sie in —"

Befehlen Excellenz nicht von diesem wälschen Hahn?

„Ah, Unterthänigster, meine Gnädigste. — Aber was ich noch unterthänigst bemerken wollte — das Volk hat also auch Niemanden, der sie in die Kirche treiben kann."

Wie finden Sie das Fleisch, Excellenz?

„Ah, superbe, deliciös! Gnädige Frau haben einen ausgezeichneten Koch! —"

Willst Du noch mehr, Nanni?

Ich kann Dir nicht sagen, wie müde ich war, wie mir zuletzt der Kopf brannte, wie ich davoneilte, als die Cigarren gebracht wurden.

Ich mußte frische Luft schöpfen, ich mußte ins Freie. Es war heute ein ungewöhnlich milder Novemberabend. Ich hüllte mich in meinen Shawl und ging in den Park.

Auch noch etwas Anderes führte mich hin. Ich suchte ein kleines Abenteuer.

Und ich fand es.

Ich habe die Lage der beiden Schlösser Altenstein und Neuenstein Dir schon in meinen früheren Briefen beschrieben. Man geht in drei Minuten

von dem einen zu dem anderen; sie liegen mit ihren Fronten einander gegenüber; nur ein Kastanienwäldchen trennt sie; im Winter, wenn die Bäume kein Laub mehr tragen, muß man sich gegenseitig in die Fenster sehen können. Jedes der beiden Schlösser hat einen weitläufigen Park; die beiden Parke stoßen aneinander.

Das Alles liegt so hübsch, so freundlich, so nachbarlich zusammen. Weit und breit sieht man keinen anderen Besitz, kein anderes Haus. Man meint, die Bewohner der beiden Schlösser müßten Ein Herz und Eine Seele sein, eine einzige Familie bilden. Sie gehören sogar Einer Familie an. Aber —

„Da drüben braucht Ihr keinen Besuch zu machen, Kind," sagte die Cousine Arabella, als sie mir in den ersten Tagen nach unserer Ankunft die Besuche aufzählte, die wir zu machen hätten.

Und warum nicht Cousine Arabella?

„Wir haben keinen Umgang mit denen da drüben."

Sie sind doch Verwandte!

Cousine Arabella zuckte die Achseln, oder vielmehr nur eine. Die arme Dame — sieh, wie ich mich schon gewöhnt habe — ist ja verwachsen, die eine Schulter sitzt ihr so tief und so fest.

„Leider!“ sagte sie.

Sie nahm hastig hinter einander drei große Prisen. Da mochte ich sie nicht mehr fragen; denn so gut wie sie ist, sie kann sehr böse werden, und wenn sie rasch ein paar Prisen nimmt, dann steigt es in ihr auf.

Aber der Onkel Clemens, der zugegen war, gab mir Bescheid — freilich rechte Auskunft auch er nicht.

„Es ist eine alte Antipathie zwischen den beiden Häusern, schon seitdem sie bestehen. Früher war nur der Altenstein da —“

„Hier, unserer, in dem wir hier sind, Kind,“ fiel Cousine Arabella ein.

„Und,“ fuhr der Onkel Clemens fort, „die beiderseitigen Häuser gehörten damals zusammen —“

„Und, Kind,“ fiel die Cousine wieder ein, „und es war eine fürstliche Besitzung. Die Freiherren v. Alten vom und zum Altenstein waren die reichsten — ja, ja, Vetter Clemens, ich übertreibe nicht — geradezu die reichste Familie im Lande. Arm sind wir Gott Lob noch nicht, obwohl die letzte Freifrau auf dem Altenstein —“

Sie nahm eine große Prise.

Der Onkel fand wieder Zeit, fortzufahren.

„Da fiel es, schon vor ein paar hundert Jahren, dem damaligen Herrn auf dem Altenstein ein —“

„Dem Freiherrn Rudolph, Kind. Der Name Rudolph hat in der Familie nie gutgethan.“

„Es ist wahr, Cousine. Sein Sohn hieß auch Rudolph, der zweite nämlich; der ältere hieß Clemens, wie ich. Dieser, der Freiherr Clemens, hätte die sämmtlichen Güter haben müssen, nach den alten Gesetzen des Hauses, und wie es schon seit dem achten Jahrhunderte gewesen war —“

„Unsere Familie ist schon mit Karl dem Großen in das Land gekommen, Kind,“ sagte die Cousine.

„Davon erzähle ich Ihnen ein andermal, gnädigste Cousine. Der zweite Sohn Rudolph hatte aber das Herz des Vaters gewonnen und beherrschte den alten Mann, so ungefähr wie der Franz Moor seinen Vater. Ich mußte immer daran denken, wenn ich die «Räuber» aufführen sah. Sie kennen doch die «Räuber», gnädigste Cousine?“

„Ich kenne sie.“

„Und da brachte er den alten Vater herum, daß dieser mit landesherrlicher Bewilligung das alte Hausgesetz umwerfen, und ein neues machte mußte,

durch das die Güter getheilt wurden, und der Freiherr Clemens nur die eine Hälfte behielt und der Rudolph die andere bekam. Diese andere Hälfte sind nun die Neuenstein'schen; denn der Vater ließ dem Rudolph zugleich ein neues, prachtvolles Schloß bauen —"

„Das da drüben, Kind!"

„Dem er den Namen Neuenstein gab."

„Und darum, Kind, dürfen die da drüben sich auch nur Freiherren v. Alten vom Altenstein zum Neuenstein schreiben, während wir die Familie v. Alten vom und zum Altenstein sind."

Die gute Cousine nahm dabei eine sehr große Prise, und nicht hastig, sondern mit großem Wohlbehagen.

„Und wir haben auch die größere Hälfte behalten," fuhr sie dann fort; „und bleiben immer die ältere Linie, und stehen überall in größerem Ansehen, wenn sie auch da drüben in den Grafenstand erhoben werden."

„Sie werden auch nur preußische Grafen, gnädigste Cousine, und wir sind alte Reichsfreiherren, seit Karl des Großen Zeiten."

War es doch die Eifersucht auf die neue Grafenwürde, „da drüben"! Denn jene Theilung allein konnte doch nach Hunderten von Jahren nicht so fortwirken.

Die Cousine Arabella nahm wieder das Wort.

„Sie haben sich zwar immer gegen uns überheben wollen, und in der neueren Zeit konnten sie es theilweise auch. Da war Deine Schwiegermutter, Kind. Sie war allerdings eine geborne Prinzessin, aber sie war arm und trieb einen entsetzlichen Aufwand. Sie ruinirte ihren Mann und die Güter. Später machten sie eine Erbschaft; aber nun wurde sie gar geizig. Sie lieh das Geld in die Güter zu den höchsten Zinsen und die Zinsen behielt sie für sich, und wie sie sich sogar den Altenstein verkaufen ließ und daraus der Prozeß entstand, den sie zuletzt verloren hat, das weißt Du ja, Kind. Und dann war Dein Schwiegervater da, der sich gar unter die Demokraten —. Aber davon schweigen wir. Der Hermann ist ja auch ein Demokrat, wenn er gleich, Gott Lob! die aristokratischen Formen behalten hat, und Du, Kind, bist gar eine Republikanerin."

Du hast uns Beide trotzdem lieb, Cousine Bella, sagte ich.

„Ja, das habe ich."

Und das hat sie und das haben sie Alle, und noch nie haben sie ein Wort gesagt, das mich nur im Entferntesten hätte verletzen oder in Verlegen-

heit bringen können, obwohl sie doch eine Republik nicht begreifen und die sechzehn Ahnen über Alles setzen und ich doch sogar keine Ahnen habe.

Bei einer andern Gelegenheit erzählte der Onkel Clemens zwar auch von der Einwanderung der Familie mit Karl dem Großen, und davon schreibe ich Dir ein andermal — aber auch Späteres von der Feindschaft zwischen den beiden Häusern auf dem Altenstein und dem Neuenstein. Es war indeß so sonderbar lückenhaft, daß ich eigentlich vor einem größeren Räthsel stand, als bisher.

„Mein Bruder Adolph," erzählte er, „der eigentliche Stammherr —"

Warum er selbst, der Onkel Clemens, der doch der Aelteste war, nicht auch der eigentliche Stammherr war, das habe ich nie erfahren können; sie sprechen nie davon, und es ist mir, als vermeiden sie es absichtlich; daher habe ich auch Niemanden danach gefragt, selbst Hermann nicht.

„Mein Bruder Adolph, der eigentliche Stammherr," sagte der Onkel Clemens — „ah, gnädigste Cousine, Sie hätten ihn kennen sollen, welch ein braver, liebenswürdiger Mensch er war; nur zu weich; das brachte auch das Unglück. Er hatte sich verliebt in Eine von da drüben. Es war eine reizende, junge Dame, auch das sanfteste

Herz von der Welt. Sie liebte den Adolph wieder. Aber sie hatte einen Bruder — Rudolph hieß er, und — ja, gnädigste Cousine, er war ein schlechter, boshafter Mensch, und aus der Verbindung der Beiden wurde nichts — nicht weil sie Verwandte waren — so lange die beiden Linien bestehen, haben sie nie einander geheirathet. Aber die arme Blandine mußte einen Andern heirathen, und nachher, als sie Wittwe geworden war, da — da starb der brave Adolph so plötzlich. — Es war auch eine traurige Geschichte, und meine Schwägerin — Aber sie ist Hermann's Mutter und Ihre Schwiegermutter, gnädigste Cousine, und darum will ich von ihr schweigen. Aber, aber sie hat Vieles auf ihrem Gewissen — und — Sagen Sie Hermann nicht, daß ich von ihr gesprochen habe."

Damit brach er ab.

Ich war um so neugieriger geworden.

Zunächst auf die Bewohner des Neuensteines.

Die Familie besteht aus dem Freiherrn und seiner Frau, einem Sohne, zwei Töchtern und einem alten Vetter. Der Freiherr sollte ein stolzer und zugleich eitler Mann sein, dabei ein großer Verehrer des Königthums; dies sollte ihm auch die Grafenwürde einbringen; zur Vermehrung seines

Ansehens unter seinen Standesgenossen trägt es nicht bei. Die Freifrau wurde als eine brave, sehr wohlthätige, etwas beschränkte Dame geschildert. Der Sohn, Ottomar, sei roh, hochmüthig, eitel. Die älteste Tochter, Modeste, sei schön, geistreich, boshaft, hieß es. Die jüngere, ein außerordentlich schönes, sanftes, weiches, frommes Wesen, ist in einem Nonnenkloster am Rhein, vorläufig als Novize. Der Vetter ist ein alter, schwächsinniger Mann, sehr gutmüthig.

Dies Alles wußte und weiß ich nur aus Mittheilungen auf dem Altenstein.

Den alten Vetter hatte ich jedoch einmal gesehen; es war bald nach unserer Ankunft. Er mußte von uns gehört haben. Da stand er eines Morgens früh am Rande des Kastanienwäldchens und blickte neugierig zu unseren Fenstern hinauf. Es war eine lange, hagere Gestalt, sehr sorgfältig gekleidet; nur seine langen, schneeweißen Haare hingen ihm unordentlich um den Kopf. Hermann zeigte ihn mir; er kannte ihn noch aus der früheren Zeit. Als ich ihn näher besehen wollte, kam ein Diener von drüben und holte ihn zurück.

Wie der Irre sich vor uns auf dem Altenstein nicht durfte sehen lassen, umsoweniger durfte ich

mich denen auf dem Neuenstein zeigen. Die Familien der beiden Häuser wohnten nur darum so nahe beisammen, um sich gegenseitig auf jede Weise zu vermeiden.

Und nun zu meinem kleinen Abenteuer.

Heute früh, als ich aufstand, hörte ich, in der Nacht sei drüben Fräulein Clara, die Nonne, angekommen. Niemand hatte mir sagen können, warum die schöne, vornehme, reiche, junge Dame ins Kloster gegangen sei; sie sei eben fromm; es habe ihr in dem Weltleben nicht gefallen, sie habe dem inneren Drange, ein heiliges, beschauliches Leben zu führen, nicht widerstehen können, das war Alles, was man mir zu sagen wußte. Die Cousine Arabella ließ dabei wohl Winke fallen über das freche, hochnäsige Fräulein Modeste, „aber sie wußte" wohl nichts, und darum gab sie eben nur die Winke.

Auch darüber, warum sie auf einmal heute wieder da sei, ob man sie erwartet habe, ob sie nur zu einem kurzen Besuche gekommen sei, oder ob sie bleiben werde, wußte Keiner etwas zu sagen.

Ich mußte sie sehen. Ihre Jugend — sie zählte kaum achtzehn Jahre — ihre Schönheit, ihre Frömmigkeit, das Geheimniß ihres Nonnenschleiers, das Alles zog mich fast unwiderstehlich

zu ihr hin. Der Abend war schön; der Mond schien durch leichte Wolken. Das mußte sie hinaus aus dem Hause führen. Sie war seit einem Jahre zwischen den traurigen, engen Klostermauern gewesen. Gewiß, sie mußte ins Freie, in den Garten, zu den alten heimlichen Plätzen, an denen sie als Kind gelacht, als Jungfrau geträumt hatte.

Ich verließ die Tafel, ich ging in den Park, an der Seite, wo er an den des Neuensteines grenzt. Nur eine alte, verfallene, lückenhafte Hecke scheidet dort die beiden Besitzungen; es ist, als ob man seit Jahrhunderten auf beiden Seiten zu viel Stolz gehabt habe, durch eine Mauer oder auch nur durch Reparaturen der Grenzscheidung sich von einander absperren zu wollen. Längs der Grenze ist auf unserer Seite eine lange, breite Allee von alten, hohen, mächtigen Buchen, drüben ein Bosquet. Ich ging in die Allee. Unter den Buchen traf mich das Mondlicht nicht; ich konnte nahe an die Hecke gehen. Ich horchte nach drüben, ich blickte durch die Oeffnungen der Hecke. Ich meinte, es dürfe nicht fehlen, Jemand müsse da sein, die Nonne müsse es sein.

Auf einmal fühlte ich mich festgehalten. Es zerrte etwas an meinem Kleide, und ich hatte nichts gesehen und nichts gehört; ich sah und

hörte noch nichts. Ich erschrak heftig. Ich war damals, als in der Schlößlischlucht der Hauptmann Hachenberg uns überfiel, nicht heftiger erschrocken. Ich wußte nicht, was es war, ob ein Räuber, ein Thier oder was sonst. Ich wollte fliehen, ich konnte nicht. Ich wollte aufschreien. Ein neuer Schreck erstickte den Schrei. Eine Gestalt erhob sich plötzlich unten an der Erde; eine lange, hagere, schwarze Gestalt; nur die langen flatternden Haare waren weiß und das magere Gesicht beinahe noch weißer. Es war der Irre von drüben, der alte Vetter des Neuenstein, der Baron Alexander, wie er dort genannt wurde. Indem er aufsprang, ließ er unterdrücktes Lachen hören.

„Still, still, meine schöne, gnädige Frau," sagte er dann leise.

Lassen Sie mich los, rief ich. Aber er hatte meine Hand ergriffen. Er führte sie mit einer ceremoniösen Galanterie an seine Lippen. Ich konnte ihm nicht wehren; mein ganzer Körper zitterte. Er fühlte es. Er ließ die Hand los.

„Still, still, gnädige Frau," sagte er wieder leise; „und werden sie mir nicht böse. Ich will Ihnen nichts zu Leide thun. Ich wollte Sie nur sehen. Sie sprachen so viel von Ihnen, daß Sie so sonderbar seien, aber das seien alle Schweize-

rinnen, und schön, das seien sie nicht alle, und von altem Adel, aber doch nicht so recht vom Adel. Und da mußte ich Sie doch einmal sehen, und ich sollte nicht, und nun sehe ich Sie doch, und nun erlauben Sie mir auch gnädigst — oh!"

Es kam eilig Jemand durch das Bosquet.

„Onkel Alexander!" rief eine Frauenstimme.

Er wollte zurück.

Und jetzt blieb ich. Die Nonne stand bei uns. Auch der Irre blieb, als er sie sah.

„Ach, Du, Clara! Du bist ja immer so gut gegen mich, und Du hast auch von der gnädigen Frau nur Gutes gesprochen."

Sie wurde dunkelroth.

Im Augenblicke vorher hatte ich ihr Gesicht schneeweiß gesehen, wie das Kopftuch, von dem es umhüllt war. Das Gesicht war fein, sehr schön, noch jugendlich; die großen dunklen Augen blickten so melancholisch. Das lange, weite Nonnenkleid von grober, schwarzer Wolle konnte die schlanke, hohe Gestalt nicht verbergen. Sie war ein fast wunderbar ergreifendes Bild in dem Mondlichte. Neben ihr der alte irre Mann mit seiner langen hageren Gestalt, dem Gesichte, das auch so weiß war, den flatternden weißen Haaren, in der eleganten schwarzen Kleidung, in dem Gesichte die

Gutmüthigkeit, in den grauen stechenden Augen das wirr umherfliegende Feuer des irrenden Geistes!

„Entschuldigen Sie den Onkel!“ bat sie mich. „Er ist so gut,“ setzte sie hinzu.

Er hatte auch von ihr gesagt, daß sie es sei.

Ich nahm ihre Hand.

Ich müßte Ihrem Onkel dankbar sein, sagte ich. Und in der That, ich bin es recht sehr, wie ich es auch Ihnen bin. Sie haben freundlich von mir gesprochen.

Sie wurde noch röther.

„Ich habe nur von Ihnen gesprochen, was Alle von Ihnen sagen.“

„Nicht Alle, Clara!“ rief der Irre.

Ich kam ihrer Verlegenheit zuvor.

Ich bin Ihrem braven Onkel noch mehr dankbar, liebes Fräulein. Er und ich begegneten uns in unseren Wünschen. Er hatte mich sehen wollen, und ich muß Ihnen offen bekennen, mich hat der Wunsch hieher geführt, Sie zu sehen.

Sie wurde nicht wieder roth. Sie sah mich mit den großen dunkeln Augen fragend an.

Sie waren mir ein Räthsel, antwortete ich ihrer Frage. Nein, Sie waren mir mehr. So jung, so — aber ich will Ihnen keine Schmeiche-

leien sagen — so vollberechtigt zu Ansprüchen an das Leben, entsagen Sie dem Leben —

„Der Welt!“ sagte sie.

Ist es nicht gleich?

„Sie haben vielleicht Recht, und auch ich hätte mich dann unrichtig ausgedrückt.“

Und wie würde der richtige Ausdruck sein?

„Ich habe meine Heimath gefunden.“

Ihre Heimath?

„Meine wahre Heimath!“

Ich denke, die ist hier?

„So wäre die Ihrige noch immer in den Bergen und Thälern der Schweiz?“

O mein Gott! mußte ich unwillkürlich ausrufen.

„Ah,“ sagte sie, als wenn sie ahne, was meine Brust bewegte.

Sie nahm meine Hand, die die ihrige losgelassen hatte.

„Nein!“ sagte sie. „Verzeihen Sie meine Frage. Sie haben hier die neue Heimath gefunden. Unser Land ist wohl flach, unsere Haiden sind kahl und grau. Aber es wohnen brave Menschen hier, und Ihr Gatte — ich habe ihn nicht gekannt — aber die ihn kennen, bezeugen es — ist ein sehr braver Mann, und die Heimath

des Gatten ist die der Frau, oder eigentlich dort, wohin der Himmel den Menschen berufen hat, ist seine Heimath, und der edelste und schönste Beruf der Frau ist der der Gattin."

Und Sie haben das Kloster gewählt! rief ich.

„Es ist mein Beruf. Der Herr hat mich nur zu dem Geringeren berufen wollen. Doch verstehen wir uns recht, nur zu dem geringeren irdischen Beruf. Denn der höchste Beruf für jeden Menschen ist der, dem Herrn zu dienen, der Dienst für den Himmel."

Und nicht die edle, muthige, aufopfernde Erfüllung unseres Lebens, also unserer irdischen Pflichten? fragte ich.

„Clara!" rief eine Stimme jenseits des Bosquets, in der Nähe des Schlosses.

„Meine Schwester!" sagte die junge Novize. „Werden wir uns wiedersehen? Ich fühle, daß ich noch so Vieles mit Ihnen zu sprechen habe."

Hier! Zu dieser Stunde! sagte ich.

„Ich werde morgen Abends hier sein."

„Und mich nimmst Du wieder mit, meine liebe Clara?" bat der Irre.

Er hatte still unserem Gespräche gelauscht, bald die Eine, bald die Andere von uns an-

blickend. Seinen Augen sah man an, daß er kein Wort verstanden hatte.

Die Novize gab mir noch einmal die Hand.

Da nahm sie den Arm des Irren. Er führte sie mit seiner galanten Höflichkeit in das Bosquet zurück.

Ich hatte Dir noch so Vieles zu sagen, meine liebe Nanni, über meine neue Bekanntschaft, die mir ebenfalls noch so Vieles zu sagen und etwas auf ihrem jungen Herzen hatte.

Da unterbrach mich Hermann. Er sah sehr verstimmt aus, es war noch mehr; ich glaubte eine recht innerliche Angst in seinem Gesicht zu lesen.

Der Advokat aus der Stadt war dagewesen, hatte mit ihm gesprochen, im Namen seiner Mutter, noch immer über den Prozeß; sie wünsche einen Vergleich mit ihm zu schließen.

Sie hatte ihrem verstorbenen Gatten, dem Vater Hermann's, bedeutende Summen auf die Güter geliehen. Sie ist reich und Hermann's Vater hatte sich in eine große Schuldenlast gestürzt — der Onkel Clemens behauptet, nur durch ihre unsinnige Verschwendungssucht, auch die Cousine Arabella sagt es; Hermann hat nie ein

Wort gegen seine Mutter gesprochen; er erwähnt ihrer überhaupt gar nicht, wenn er nicht nothwendig muß; und wenn er es muß, so meine ich ihm immer jene innerliche Angst anzusehen.

Sie hatte später ihren Mann bewogen, ihr die Güter zu verkaufen. Hierüber hatten seine Vormünder den Prozeß mit ihr geführt. Sie gewannen ihn; der Kauf wurde für ungültig erklärt; die Güter wurden Hermann wieder zugesprochen; aber er ist der Schuldner seiner Mutter für jene bedeutenden Summen.

Nun will sie in Güte erreichen, was ihr durch den Prozeß versagt wurde. Sie will wieder die Eigenthümerin der Güter werden. Hermann soll sie ihr abtreten. Sie will ihm dafür die doppelte Summe des Capitals geben, was sie darauf stehen hat, den anderthalbfachen Werth der Güter, damit er sich wieder ankaufen könne, wo er wolle. Darum war der Advokat hier.

Warum sie die Güter will? Was sie damit will? Dem Advokaten hat sie als Grund angegeben, ihre Ehre fordere es, sie wolle das öffentliche Anerkenntniß, daß sie nicht auf herzlose, fast betrügerische Weise die Noth ihres verstorbenen Gatten mißbraucht, diesen zu dem Verkaufe gezwungen habe.

Auch Hermann meint, daß das nur ein Vorwand sei.

Aber was denn ihr eigentliches Motiv, ihre eigene Absicht sei? fragte ich ihn.

Er wisse es nicht. Aber er gab mir die Antwort erst nach langem Zögern.

Es mußte etwas Besonderes sein, und etwas, das der Sohn von der Mutter nicht schien sagen zu können, oder sagen zu wollen, das seine Gattin von seiner Mutter nicht wissen durfte.

Ich fragte ihn nicht weiter. Nur nach seinem Entschlusse fragte ich ihn.

Ich trete ihr nie auch nur einen Fußbreit von meinem Lande ab," war seine entschiedene, feste, zugleich bittere Antwort.

Ich fragte ihn dann gar nicht weiter.

Unklar blieb mir die Sache immer; auch nach einer anderen Seite. Hermann ist das einzige Kind seiner Mutter. Die Güter müssen daher, wenn er sie ihr auch abtritt, immer wieder an ihn zurückfallen.

Seine Verstimmung konnte ich nach Allem begreifen; auch seine Angst sollte mir klar werden.

Die entschiedene Antwort, die er mir gab, hatte er auch dem Advokaten gegeben.

Da hatte ihm dieser eine neue Eröffnung gemacht.

Die Ehre, das ganze Leben seiner Mutter hinge von einem Vergleiche mit ihm ab; sie müsse in der einen oder der anderen Weise gütlich mit ihm auseinander kommen. Auf schriftlichem Wege, durch Vermittlung von Rechtsbeiständen lasse sich das nicht machen; von dieser Ueberzeugung müsse sie ausgehen, wenn ihr erster, heutiger Vorschlag nicht angenommen werde; die Welt müsse zugleich sehen, daß sie mit ihrem einzigen Kinde nicht in Unfrieden und Hader lebe. Sie werde deshalb selbst hierher kommen und, wenn Hermann es erlaube, den Winter auf dem Altenstein zubringen; ihrer Liebe werde dann sicher ein gütliches, alle Theile zufriedenstellendes Arrangement gelingen.

Hermann theilte mir es mit, beinahe als wenn es ein Todesurtheil für ihn sei.

Laß sie kommen, sagte ich. Sie ist ja Deine Mutter.

„Du kennst sie nicht, Natalie.“

Sie wird nur unsere Liebe sehen, zu einander, zu ihr. Was will sie dann?

„Und ich fürchte, sie wird nicht allein kommen.“

Wen sollte sie mitbringen?

„Jenen Geistlichen. Du sahest ihn. Und —"

Er sprach nicht weiter. Ich suchte ihn aufzurichten. Es war so plötzlich über ihn gekommen, und ich hatte ja die Frau gesehen, die er fürchtete. Ich begriff seine Angst, seine Besorgnisse. Aber ich theile sie nicht. Und doch — etwas ist mir dunkel geblieben. Aber laß sie kommen.

Drei Tage später.

Ich muß Dir noch von meiner Nonne schreiben.

Ich habe sie zweimal wiedergesehen. Um für immer von ihr zu scheiden? Um sie für immer vom Leben scheiden zu sehen? Denn ist das Leben im Kloster ein Leben? Sie sagt es. Sie meint, das Leben der inneren Beschauung sei das eigentliche, das wahre Leben.

Ich kann Dir nicht sagen, wie sie mich interessirt, mit ihrem Glauben, mit ihrer Liebe. Es ist Alles so fromm in ihr, Alles auf den Himmel gerichtet. Nur dort sucht sie, sieht sie ihre Heimath. Ist das denn blos Schwärmerei? Noch etwas trat hinzu, sie mir so interessant zu machen. In ihrem Herzen ist doch eine Faser, mit der sie an dem Irdischen hängt. So meine ich wenigstens entdeckt zu haben. Gewiß ist, daß sie selbst

freilich noch keine Ahnung davon hat. Aber wenn ihr diese kommt? Wenn sie dann nothwendig zum klaren Bewußtsein in ihr wird? Wenn es zu spät der Fall sein wird? Und es würde zu spät sein. Ach, ich mag den Gedanken nicht durchdenken. Wie arm, wie unglücklich würde das schöne Herz sein, trotz aller seiner Frömmigkeit. Und doch konnte ich ihr nichts sagen.

Möchte ich mich geirrt haben! Aber laß Dir erzählen.

Vorgestern Abends kam sie zu der bestimmten Stunde in den Park; der Irre begleitete sie, wie sie es ihm hatte versprechen müssen. Sie war indeß blos gekommen, um mir zu sagen, daß sie heute nicht Zeit habe. Verwandte von ihr waren auf dem Neuenstein eingetroffen, um gerade sie zu sehen. Da mußte sie sogleich zurück. Sie bat so freundlich um Entschuldigung, und dann hatte sie noch eine Bitte.

„Sie kennen die Frau Sunderhof noch nicht?"

Nein.

„Sie haben auch noch nichts von ihr gehört?"

Noch nichts.

„Das ist eine vortreffliche Frau, die Sie kennen zu lernen wünscht."

Mich? fragte ich. Und wer ist sie?

„Eine Bauernfrau. Sie wohnt gleich jenseits des Neuensteines. Ihr Mann kam heute zu mir. Sie ließ mich durch ihn bitten, sie vor meiner Abreise zu besuchen. Ich sagte es ihm zu. Da fragte er mich, ob ich Sie kenne? Ich sagte ihm, daß ich Sie gestern Abend gesprochen hätte. Und nun sprach er die dringende Bitte seiner Frau aus, Sie um Ihre Begleitung zu bitten; sie habe so viel Gutes von Ihnen gehört. Ich versprach, es Ihnen zu sagen. Werden Sie mich begleiten?"

Wenn mein Mann nichts dagegen hat, erwiderte ich ihr.

„Er wird nicht. Da gehen wir also hin. Um drei Uhr Nachmittags werde ich morgen hier sein, um Sie abzuholen. Sie hat uns zum Kaffee eingeladen. Jedenfalls treffen wir uns hier."

Damit verließ sie mich. Hermann hatte nichts gegen den Besuch.

Ich hatte es gemeint, bei der strengen Sonderung der Stände hier, Adel, Bürger, Bauernstand! Sie haben in Preußen ein Gesetz, nach welchem die Ehe eines Adeligen mit der Tochter eines Bauern nichtig ist, wegen Ungleichheit des Standes, wie das Gesetz sagt.

„Das ist aber nur ein preußisches Gesetz!" sagte freilich der Onkel Clemens. „Den neuen

und armen Adel, den sie jenseits der Elbe haben, wollten sie auf solche Weise heben und stützen. Der westfälische Adel hat nie eines solchen Gesetzes bedurft. Und doch haben wir hier Bauern, die einzeln zehnmal reicher sind als ein Dutzend jener preußischen Adeligen."

Das sei allerdings eine Uebertreibung, meinte Hermann. Aber von dem Reichthum der westfälischen Bauern hatte ich schon mehr gehört.

„Und was die Frau Sunderhof betrifft," setzte Hermann hinzu, „so gehe Du morgen zu ihr; Du wirst wirklich, wie Clara Dir gesagt, eine vortreffliche Frau an ihr finden und nebenbei unsere westfälischen Bauern kennen lernen."

„Und der Sunderhof," setzte dann wieder der Onkel Clemens hinzu, „gehört zu den größten und reichsten Bauernhöfen der Gegend. Und Sunderhof heißt er, weil das Haus in einer Wiesentiefe steht, die heißt hier der Sundern."

Um drei Uhr war ich gestern Nachmittag im Park in unserer Kastanien-Allee, an unserer gemeinsamen alten schadhaften Hecke.

Clara war im Augenblicke vorher eingetroffen. Sie war allein, ohne den Irren.

„Die Knechte auf dem Hofe," sagte sie — sie meinte.

„Scheuen Sie sich nicht," fragte sie dann, „mit mir durch den Park zu gehen? Wir müßten sonst einen weiten Umweg machen."

Warum sollte ich mich scheuen?

Sie antwortete mir nicht.

„Sie werden Niemanden treffen," sagte sie nur.

Und wenn ich auch Jemanden träfe? — Ich wollte doch eine Antwort auf meine vorige Frage haben.

Sie sann einen Augenblick nach.

„Sie haben Recht," sagte sie dann. „Auf dem Altenstein ist Niemand —"

Sie stockte doch.

„Die Tante Arabella vielleicht!"

Ich wußte, was sie sagen wollte.

Auch die Tante Arabella nicht! sagte ich. Sie weiß, daß ich mit Ihnen gehe.

„Kommen Sie!" sagte sie.

Sie nahm meinen Arm.

„Im Neuenstein," sagte sie seufzend, „ist Manches anders, als auf dem Altenstein."

Wissen die Ihrigen, daß ich Sie begleite? fragte ich sie.

„Meine Mutter."

Wir gingen durch den Neuensteiner Park. Es

begegnete uns Niemand darin. In die Nähe des Schlosses führte unser Weg uns nicht.

Jenseits des Parkes kamen wir zuerst in ein Eichenholz. Es schob sich mitten in den Park hinein. Die höchsten, mächtigsten Eichen, die ich je, auch in diesem Lande der Eichen, gesehen habe, standen darin.

„Es gehört zum Sunderhofe," sagte meine Begleiterin. „Schon mein Urgroßvater hat es kaufen wollen, mein Vater hat das Vierfache des Werthes dafür geboten. Aber der westfälische Bauer glaubt sich selbst zu beschimpfen und seine Vorfahren im Grabe zu verrathen, wenn er auch nur ein Fleckchen Landes von seinem Hofe verkauft.

Aus dem Eichenholze traten wir in ein weites Wiesenland. An dessen anderem Ende sahen wir zwischen Bäumen das Dach eines Hauses.

„Es ist der Sunderhof," sagte meine Begleiterin. Wir gingen auf das Haus zu. Wir hatten bisher wenig mit einander gesprochen, und doch hatten wir uns so viel zu sagen.

Clara begann nicht. Sie kam mir überhaupt anders vor, als die beiden ersten Male. Sie war in sich gekehrt, still, fast feierlich still.

Ich begann:

Als wir uns vorgestern trennen mußten, meine Freundin, sprachen wir über Ihren Eintritt in das Kloster. Wir waren nicht einig.

Sie sah mich an, als wenn sie mich etwas fragen wolle; ihre Gedanken schienen halb anderswo zu sein.

„Darf ich eine Bitte an Sie aussprechen?“ sagte sie.

Wie dürften Sie nicht?

„Sie nannten mich Freundin. War es eine Redensart? Oder sind Sie mir wirklich gut?“

Ich wünschte, wir könnten Freundinnen sein, für immer —

„Dann erfüllen Sie mir meine Bitte. Nennen Sie mich Clara; lassen Sie mich zu Ihnen Natalie sagen.“

O meine liebe Clara! sagte ich. Könnten wir Freundinnen bleiben, die auch das Kloster nicht trennt!

Sie schüttelte den Kopf, nicht traurig, aber auf dem Herzen hatte sie doch Etwas.

Was konnte es sein? Sie war noch so jung, kaum achtzehn Jahre alt, wie mir die Cousine Arabella gesagt hatte.

Zieht es Sie denn mit so völlig unwiderstehlicher Gewalt in das Kloster? fragte ich sie.

„Es ist mein Beruf, Natalie. Der Ruf, den der Himmel an mich hat ergehen lassen."

Und Sie hoffen Ihre Heimath dort zu finden?

„Ja."

Clara, wollen Sie mir über eine Bemerkung nicht böse werden?

„Gewiß nicht."

Ich höre, ihrer vier oder fünf Damen des höchsten Adels des Landes sind fast auf einmal in das Kloster gegangen, Alle jung, Alle schön, Alle reich. Darf man da nicht an eine plötzliche krankhafte Richtung der Phantasie denken?

„Sie haben Recht mit Ihrer Frage. Ich habe sie mir selbst vorgelegt. Ich habe mich noch mehr gefragt: ob es nicht eine plötzliche Modesache sei?"

Sie sind aufrichtig mit sich zu Rathe gegangen, Clara?

„Ich habe sogar gekämpft!"

Sie hatte die Worte rasch gesprochen, als wenn sie sie nicht vorher bedacht habe. Ein leiser Seufzer begleitete sie.

Es war ein Kampf der Pflichten? fragte ich.

„Ja," sagte sie nach kurzem Nachsinnen.

Also irdischer Pflichten, Clara? Doch irdischer Pflichten?

„Die aber das Heil der Seele betrafen!"

Ihrer Seele?

„In dem weltlichen Leben ist unsere Seele immer in Gefahr."

Wollte sie damit einer Antwort und ferneren Fragen ausweichen? Oder war das wieder Schwärmerei? Ich sollte nicht klar darüber werden. Sie ging auf Anderes zurück.

„Was ist unser ganzes Leben in dieser Welt?" sagte sie. „Immer ein Kampf, immer ein Kampf der Pflichten, der Pflichten gegeneinander, der Pflichten mit den Neigungen. Und so ist das Leben der Guten! Der schlechte Mensch kämpft nicht mehr. Aber selbst der beste fällt manchmal, so oft, in jenem Kampfe. Ist da nicht der glücklich zu preisen, der ein Asyl gegen den Widerstreit wie gegen die Niederlage gefunden hat? Thut man nicht wohl daran, ein solches Asyl aufzusuchen?"

Sie sehen es in dem Klosterleben, Clara?

„Ja. Ich lebe dort nur für den Himmel, nur Einer Pflicht, nur Einer Neigung."

Und wenn jeder Mensch so dächte, Clara?

„Der Ruf des Himmels geht an den einen Menschen so, an den anderen anders. Wie er an ihn geht, so muß er ihm folgen."

Das wäre die starre, unvermeidliche Nothwendigkeit des Fatums.

„Nein, nein, es ist die innere Prüfung und Erkenntniß unter der Leitung des Himmels. Aber lassen Sie uns jetzt von Anderem sprechen. Da liegt der Sunderhof vor uns. Ich muß Ihnen von der Frau erzählen, die wir besuchen wollen. Ich sagte Ihnen, daß sie eine vortreffliche Frau sei. Sie werden das selbst finden; aber um es ganz erkennen zu können, vorher einige Worte, nur wenige. Wir werden die Frau im Bette antreffen. In diesem Bette liegt sie seit zweiundzwanzig Jahren Tag und Nacht, ohne es nur eine halbe Minute verlassen zu haben. Sie ist an beiden Füßen gelähmt, vollständig. Und nun sehen Sie die Ruhe, die Ergebung, die Herzensfreudigkeit der Frau, aber auch ihren klaren Verstand."

Wir waren auf dem Sunderhofe angelangt.

Du solltest einen solchen westfälischen Bauernhof sehen, Nanni. Der Bauer hat seine zweimalhunderttausend Thaler, mehr als eine halbe Million Franken. Das Vermögen vertheilt sich nicht, mag er auch noch so viele Kinder haben; nur Eines von den Kindern bekommt es, wenn der Vater stirbt, der Anerbe; die anderen werden mit einer

einfachen Ausrüstung abgefunden. So bleibt der Reichthum immer in Einer Hand auf dem Hofe. Man sollte meinen, auf dem Hofe Eleganz, Luxus, ein Schloß mit Nebengebäuden und Remisen zu finden. Du siehst ein langes, niedriges, einstöckiges, von rothen Ziegeln aufgemauertes, und wenigen kleinen Fenstern versehenes, mit Stroh gedecktes Haus, einer langen Scheune ähnlich, in der zufällig ein paar Wohngemächer eingerichtet sind, vielleicht für Tagelöhner oder dergleichen ländliche Arbeiter. Das ist das äußerliche Aussehen des „Bauernhauses", in dem der Hunderttausendthalermann wohnt. Große Scheunen und Ställe stehen allerdings umher.

In das Innere des Bauernhauses führen zwei Eingänge. Der eine auf die „Dehle", der andere in die Küche.

Die Dehle ist die große Dreschtenne, zu ihren beiden Seiten liegen die Ställe, rechts für die Kühe, links für die Pferde; die Krippen sind nach innen; wenn Du über die Dehle gehst, so schauen Dich die Thiere von beiden Seiten an. Ueber dem Kuhstalle sind noch Hühnerställe. Die meisten großen Höfe haben außerdem noch besondere Stallungen neben dem Hause. Die Küche ist ein großer viereckiger Raum, manchmal nicht kleiner als die

Dehle. Sie dient den sämmtlichen Bewohnern des Hauses zum gewöhnlichen Tagesaufenthalt im Winter und Sommer. Auf dem ungeheueren offenen Herde wird den ganzen Tag ein Feuer unterhalten, nur von Holz, meist nur von Buchen und Eichen. Ueber dem Herde dehnt sich ein hoher, weiter Busen aus, der beinahe die Hälfte der Küche überspannt. In ihm, meine liebe Nanni, werden die westfälischen Schinken geräuchert. Rund um die Küche befinden sich die Stuben des Hauses. Eine davon ist die Wohnstube der Familie des „Bauern"; unter dem Worte werden auch die Frau und Kinder des Bauern begriffen. Der „Herr" sagt man nicht. Aber auch der Bauer und die Seinigen benutzen diese Wohnstube nur zu ihren Mahlzeiten; außerdem sind auch sie den ganzen Tag in der Küche; sie ist ihr Parlour. Sie ist das zugleich für das sämmtliche Gesinde des Hauses. Für dieses ist sie zudem das Speisezimmer. Gegen dreißig Mann sitzen sie auf den großen Höfen an dem langen, schmalen Tische, der die ganze eine Seite der Küche einnimmt. Aber die Herrschaft, die sonst den ganzen Tag mit ihnen beisammen ist, speist nicht mit ihnen. Die Tante wird sich verwundern, wenn Du ihr das erzählst. Wie hätten wir in der Weid uns zu

Tische setzen können ohne die Dienstboten, selbst wenn der vornehmste Besuch kam? Hölzerne Stühle übrigens in der Küche; für den Bauer ein hoher ledener Lehnsessel; wenn ein Gast kommt, so tritt er ihn an diesen ab.

Wir traten durch die Thür, die in die Küche führt, in das Haus. Es war zwischen drei und vier Uhr Nachmittags. Auf dem Hofe vor dem Hause war uns Niemand begegnet. Die Knechte waren auf dem Felde an der Arbeit, die Mägde in den Kammern, Scheuern und Ställen.

Den großen schwarzen Hofhund kannte Clara. Er grüßte sie freundlich, aber still. So kamen wir unangemeldet in die Küche. In dieser waren nur zwei Mägde. Die eine war am Herde beschäftigt; sie machte schon Zubereitungen für das Abendessen der Leute. Die Knechte fangen gewöhnlich schon um vier Uhr Morgens ihre Arbeit an; da legen sie früh sich schlafen, nehmen früh ihr Nachtessen. Die zweite Magd spann. Sie war alt, zu anderer schwerer Arbeit wohl nicht mehr tauglich.

Sie erhoben sich Beide, als wir eintraten, aber nur wegen meiner Begleiterin; mich und meine vornehme Kleidung sahen sie kaum an. Clara war wie immer in ihrer Novizentracht. Sie

erkannten sie nicht darin und die fremde Nonne, so plötzlich hier, war ihnen ein Räthsel. Sie küßten ihr erfurchtsvoll die Hand, dann erkannten sie sie doch.

„Ist die Frau allein?" fragte Clara.

„Ja, hochwürdiges Fräulein."

Clara schritt zu einer Thür, dem Herde gegenüber, und öffnete sie. Wir traten in die Stube.

Ich trat nicht ohne Spannung ein. Sie war begreiflich nach jenen Worten Clara's.

Die Stube war hell, freundlich, sehr einfach möblirt; aber Alles darin war sehr sauber, so geordnet, so anspruchslos und doch so ansprechend; man mußte sich sofort zu Hause finden.

Zwei Betten standen darin, neben einander, unter denselben Vorhängen, die in diesem Augenblicke zurückgezogen waren. Beide Betten waren mit derselben feinsten, glänzendsten, schneeweißen Leinwand bedeckt.

In dem einen lag die kranke Frau; das andere war leer. Aber es war auch das ihrige. Ich erkannte es sogleich. Sie wechselte mit den beiden; sie wurde von dem einen in das andere getragen.

Sie war am Lesen, als wir eintraten, in der Bibel, wie ich sah.

Sie legte das große Buch weg.

Sie sah Clara an, so sonderbar, so fremd und doch wieder so zärtlich, wie nur eine Mutter ihr Kind ansehen kann. Aber dann waren ihr auf einmal die Thränen in die Augen getreten.

Sie war eine hübsche, nein, schöne Frau, und mußte in der Mitte der Vierziger-Jahre stehen. Sie sah noch jünger aus. Ihr Gesicht war sehr fein, die Farbe von dem feinsten, durchsichtigsten Weiß. Es war von dem mehr als zwanzigjährigen Krankenlager so.

Ich mußte das feine und weiße Gesicht Clara's mit dem ihrigen vergleichen. Das junge Mädchen ging für ihr ganzes Leben der Einsperrung in die Klosterzelle entgegen; war sie nach zwanzig Jahren auch noch so schön, wie diese Bauernfrau? Und noch so klaren Geistes und heitern Herzens? Man las auch dies in dem schönen Gesichte der Frau, wenngleich es bei dem Anblicke der jungen Nonne bekümmert wurde und die Thränen in ihre Augen drangen.

Sie hielt Clara ihre Hand hin.

„Liebes Fräulein Clara, wie gut sind Sie doch, daß Sie zu mir kommen!"

Clara hatte die Hand genommen; sie drückte sie an ihre Brust. Sie war bewegt, auch sie, einen Augenblick, daß es mir fast sonderbar vorkommen wollte.

„Frau Sunderhof, wollt Ihr nicht mehr Clara und Du zu mir sagen, wie sonst?“

„Darf ich es denn noch, Kind?“

„O, ich bitte Euch darum.“

„Gut denn, meine liebe Clara, und nun — das ist doch die gnädige Frau von Altenstein?“

„Sie ist es.“

„Dann sage ihr, wer ich bin.“

„Das habe ich ihr schon gesagt, Frau Sunderhof.“

Die Kranke reichte auch mir die Hand.

„Ich freue mich, Sie bei mir zu sehen, gnädige Frau. Die Leute in der Nachbarschaft sprechen viel Gutes von Ihnen.“

Ich wünsche, erwiderte ich ihr, daß die Leute das immer thun mögen.

„Das kommt ja nur auf Sie an.“

Auf meinen guten Willen, meinen Sie! An dem soll es nicht fehlen. Aber ich bin völlig fremd hier. Ich kenne nicht die Sitten und Gebräuche des Landes.

„Das gute Herz findet sich überall zurecht, gnädige Frau, und man erkennt es auch überall. Und dann haben Sie auch den Vortheil, daß Sie gerade eine Fremde sind.“

Das konnte ich nicht begreifen.

Sie nennen das einen Vortheil?

Sie lächelte.

„Ich glaube, man sagt es von den Deutschen überhaupt, daß sie vor dem Fremden Respect haben. Hier in Westfalen ist es wenigstens so, und besonders bei uns Bauern. Aber das war es wohl eigentlich nicht, was ich sagen wollte. Sie kommen aus einem Lande, in dem die Leute alle einander gleich sind; das meinte ich. Ich lese hier auf meinem Bette fleißig die Zeitung, und da weiß ich denn so etwas davon, was in der Welt passirt und wie es darin aussieht. Da weiß ich denn auch von Ihrer Heimath, daß nicht blos die hohen Berge und die schönen Seen darin sind, sondern vor Allem, daß freie Menschen darin wohnen, die einen Unterschied zwischen Edelmann und Bauern nicht einmal kennen, also gar nicht einmal machen können. Das ist hier zu Lande nicht so. Ich darf das hier sagen in Gegenwart meiner braven Clara. Ihr Herz weiß von einem solchen Unterschiede nichts.“

Clara erröthete doch, und als das feine Roth aus ihrem schönen Antlitz wieder verschwand, kam es mir vor, als ob sie mehr weiß sei, als vorher.

Auch die Frau mußte es bemerkt haben, und sogar den Grund wissen, einen besonderen Grund, der vielleicht zwischen den Beiden ein Geheimniß

war, vielleicht gar, ohne daß die Eine ahnte, daß die Andere ihr Geheimniß kenne. Ueber die Stirn der Frau flog ein leiser Schatten, und nur wie mit halben Gedanken fuhr sie fort:

„In früheren Zeiten waren wir Bauern hier dem Edelmann leibeigen. Der Gutsherr konnte uns mit dem Hof verkaufen, an wen er wollte, Mann und Weib und Kind. Er konnte uns auch vom Hofe jagen und den Hof für sich behalten, und wenn das nicht geschah, so litt es der damalige Landesherr nicht, dem zuletzt der Bauer mehr werth war, als der Edelmann; denn der Edelmann bezahlte in jener Zeit gar keine Steuern, und der Bauer hat sie immer bezahlen müssen, wie er heutzutage noch die meisten bezahlt. Die Leibeigenschaft besteht nun freilich schon seit vielen Jahren nicht mehr and ich habe nur noch von ihr erzählen hören. Aber wie wir Bauern noch immer an sie denken, so hat auch der Edelmann sie nicht vergessen, und er sieht sich noch immer gern als unsern Herrn an und will das auch zeigen, und je mehr er es zeigen will, desto weniger wollen wir es anerkennen. Das setzt denn manchmal böses Blut. Und schlimmer als der Edelmann ist manchmal die Edelfrau. Der Herr kommt mehr unter die Leute und lernt da leben

und leben lassen; die vornehme Frau nicht so. Nun, gnädige Frau, bei Ihnen wird das Alles keine Noth haben. Das wollte ich sagen, und nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich so viele Worte darüber gemacht habe. Wenn man alt wird, schwatzt man gern, und ich glaube, ich bin in dieser Stube schon recht alt geworden. — Und nun reden wir von andern Dingen, auch von Ihrer schönen Heimath. Aber zuerst muß ich mit meiner lieben Clara von ihrer neuen Heimath sprechen."

Ehe sie weiter sprach, rührte sie eine kleine Klingel, die auf einer Commode an ihrem Bette stand. Die Köchin erschien. Sie gab ihr nur einen Wink mit den Augen. Die Köchin winkte mit den Augen zurück, daß schon besorgt sei, was sie wünsche.

„Laß Dich besehen, Clara," sagte dann die Frau.

Und sie besah die Novize von oben bis unten, forschend, aber forschend, wie mit mütterlicher Liebe, und es war eine wehmüthige Liebe, die Augen wurden ihr wieder trübe.

„Gefalle ich Euch nicht, Frau Sunderhof?"

„Gefällst Du Dir selbst, Kind?"

„Ich bin zufrieden, glücklich."

„Das meinte ich. Bist Du es wirklich? Erzähle mir, wie Du in deinem Kloster lebst.“

Clara erzählte.

„Um vier Uhr des Morgens stehe ich auf. Wir gehen dann in die Kirche zur Frühmette.“

„Winter und Sommer?“

„Winter und Sommer.“

„Erzähle weiter.“

„Die Mette dauert drei Viertelstunden. Wir dürfen uns wieder schlafen legen bis um Sieben. Dann beginnt die Arbeit. Das Kloster hat eine Schule für junge Mädchen und ein Spital. Wir Novizen müssen uns für Beides vorbereiten. Wozu wir uns am meisten eignen, dazu werden wir später als Nonnen von der Priorin bestimmt.“

„Und wozu eignest Du dich am meisten, Clara?“

„Darüber hat künftig die Priorin zu entscheiden.“

„Und nicht Deine Neigung? Das wäre wie bei den Jesuiten, sie müssen blindlings den Befehlen der Vorgesetzten folgen.“

„Es wird gewöhnlich auf die Wünsche der Novizen Rücksicht genommen.“

„Wohin ginge Dein Wunsch?“

„Ich möchte lieber Lehrerin werden.“

„Als Krankenwärterin bei — Ich kann es mir denken, Du feines, zartes Wesen, das keinen Finger könnte bluten sehen.“

„Wenn es aber über mich bestimmt würde, Frau Sunderhof —“

„So würdest Du es auf Dich nehmen und darunter —“

Sie stockte; sie sah noch einmal mit ihrer mütterlichen, mit bekümmerter Liebe die junge Nonne an; sie kämpfte mit sich, ob sie weitersprechen sollte; aber sie mußte.

„Clara, als Du gerade vor einem Jahre von mir Abschied nahmst, um in Dein Kloster zu gehen, sprach ich zu Dir kein Wort des Zu- oder Abredens. Du kommst ja über's Jahr wieder, sagte ich Dir. Daß Dein Vorhaben mir nicht lieb war, konntest Du freilich schon daraus entnehmen; ich hatte es Dir lange Zeit vorher geradezu gesagt, weil ich sah, daß es nicht mehr half. Das Jahr ist vorbei; Du bist wieder da; Du bist noch frei; ebenso frei, als da Du gingst. Ich liebe Dich noch ebensosehr, Clara — und darf ich noch offen mit Dir sprechen?“

„Ihr dürft es immer, Frau Sunderhof.“

„Ja, ja; aber steht Dein Entschluß schon so fest in Dir, muß er so feststehen, daß Du nicht

mehr zurückkannst, und würde es Dich daher nur unruhig machen, nur grämen, nur Zweifel und Zwiespalt in Dein Herz werfen, wenn ich Dir jetzt noch meine Bedenken sagen, Dir abreden wollte? Prüfe Dich wohl, Clara, ehe Du antwortest."

Clara zitterte.

Ich trat zu ihr; ich nahm ihre Hand, sah ihr bittend in das Auge.

O, Clara, möchten Sie die gute Frau anhören!

„Mein Entschluß steht fest!" sagte sie.

„So reden wir nicht weiter davon," sagte die Frau.

Aber da sprang das junge Mädchen doch auf.

„Nein, nein, sprecht, Frau Sunderhof."

„Nicht doch," sagte die Frau. „Dir ist das Herz schon schwer. Ich wollte es Dir nicht noch schwerer machen."

„Nein, sprecht, liebe Frau Sunderhof."

Sprechen Sie, bat auch ich die Frau. Was Sie ihr zu sagen haben, wollte ich schon seit der ersten Minute, da ich sie sah, dem braven Herzen sagen. Aber ich wagte es nicht; ich bin ihr noch eine zu neue Freundin. Sie lieben sie seit Jahren wie eine Mutter.

„Seit sie geboren wurde," sagte die kranke Frau unter Thränen. „Und so höre denn, Clara; nur ganz wenige Worte. Lehrerin oder Krankenwärterin, das soll Dein künftiger Beruf im Kloster sein. Als Krankenwärterin wirst Du zu Grunde gehen. Du wirst mir sagen, auch der Herr Jesus nahm sein Kreuz auf sich und starb daran. Aber das mußte so sein für die Erlösung der Menschheit; und nur er allein konnte es, weil er der eingeborne Sohn Gottes war. Jenes Kreuz im Kloster aufzunehmen, dazu zwingt Dich nichts, und die Dienste, die Du leisten kannst, können tausend Andere eben so gut leisten, besser, weit leichter als Du, weil sie nicht darüber zu Grunde gehen würden. Lehrerin könntest Du werden, möchtest Du werden. Das kannst Du in der ganzen weiten Welt sein, ohne Dich in ein Kloster einzuschließen, das kannst Du sein als Mutter Deinem eigenen —"

Sie brach wieder ab, aber anders diesmal, mit einem schmerzlichen Blick, den sie dem Mädchen nicht zeigen wollte.

Ein Geheimniß war zwischen den Beiden.

„Aber jetzt kein Wort mehr von der Sache," sagte sie. „Doch noch Eins. Ich wollte, ich sähe Dich wieder in der weltlichen Tracht, Clara.

Der schwarze, lange Faltenrock und das weiße Kopftuch gaben mir vorhin einen tiefen Stich in das Herz."

Die Magd brachte Kaffe herein, mit dem schönen Schwarzbrod, das sie hier haben, mit dem feinsten Weißbrod, mit Kuchen. Sie hatte Alles auf dem Hofe; den Kuchen hatte sie in der kurzen Zeit gebacken. Die Kaffekannen und die Tassen waren von dem schönsten weißen, blau geblümten Porzellan; sie waren alterthümlich, vielleicht schon seit mancher Generation auf dem Hofe; aber frisch und blank, als wenn sie gestern neu gekauft wären.

„Schenkst Du uns ein, Clara?" bat die Kranke.

Clara hatte in tiefem Nachdenken gesessen. Sie nahm sich zusammen. Sie machte die Wirthin, mit so reizender Anmuth in dem groben wollenen Kleide der Nonne. Die Frau wandte sich zu mir.

„Sie haben eine schöne Heimath, gnädige Frau. Ich lese am liebsten von der Schweiz, von ihren hohen Bergen, aber auch von dem tüchtigen Volke, das der liebe Gott in diese Berge gesetzt hat. In das Land zu kommen, daran habe ich wohl niemals denken können, auch nicht, als ich noch gesund war; unsere vornehmen Herrschaften können wohl weite Reisen machen; aber

wir Bauersleute kommen höchstens bis in die Stadt; das ist immer so gewesen, und unsere Söhne, wenn sie auch ihre drei Jahre in der Garde zu Berlin haben dienen müssen und die große fremde Stadt kennen gelernt haben, nachher, wenn sie wieder auf dem Hofe sind, denken sie kaum mehr daran zurück, und nichts zieht sie wieder hin. Wie kämen wir da in ein so weit gelegenes Land, wie die Schweiz! Aber desto mehr habe ich immer gewünscht, die tüchtigen Menschen dort kennen zu lernen. Das muß ein Bauernschlag sein! Schon vor fünfhundert Jahren haben sie Kaiser und Könige von sich fern gehalten, die in das Land dringen und sie zu ihren Leibeigenen machen wollten, und heute sind sie noch freie Männer, freie Bauern, die keinen König haben und sich selbst regieren. Einen Schweizer Bauer möchte ich doch noch einmal sehen."

Eine Bauerstochter aus der Schweiz sehen Sie hier wenigstens, Frau Sunderhof, sagte ich.

„Sie machen Spaß, gnädige Frau."

Nein, nein! Wir haben in der Schweiz keinen Adel mehr. Schon seit vierhundert Jahren. Die alten adeligen Familien, die aus jener Zeit noch existiren, behalten zwar das Wörtchen „von" noch vor ihrem Namen, weil es einmal zu diesem ge-

hört, aber in den Städten sind sie Bürger wie die andern Bürger, Handelsleute und Handwerker, und auf dem Lande sind sie Bauern wie die anderen Bauern. Und so war mein Vater ein Bauer, und so ist es mein Oheim noch, der nach dem frühen Tode meines Vaters mein zweiter Vater wurde, und sein Bauerngut ist nicht den zehnten Theil so groß wie der Sunderhof.

Sie sah mich doch verwundert an.

„Aber Ihr Oheim ist, wie die Leute sagen, Oberst, und ein Oberst bei Ihnen soll so viel sein, wie hier ein General."

Das ist Alles so, und bei uns kann der geringste Bauer Oberst werden und Präsident des Landes, und mancher Bauer war das schon und ist es noch jetzt, und er bleibt dabei immer Bauer und betreibt nach wie vor sein bäuerliches Heimathwesen.

„Und es geht Alles gut bei Ihnen! Und Jedermann ist zufrieden, auch der vornehmste Städter!"

Sie sind Alle zufrieden, Frau Sunderhof, und der Grund ist, weil sie Alle einander achten, Keiner sich über den Andern erheben will.

„Da haben sie das Rechte getroffen, gnädige Frau, das ist bei uns nicht so. Besonders die

— die Fremden von der andern Seite der Elbe. — Aber Sie werden es ja schon früh genug kennen lernen."

Sie hatte noch eine Frage. Mein Onkel sei der Junker Oberst genannt, hatte sie gehört. Was das bedeute? Ich mußte es Ihr erklären. Dann hatte sie auf einmal eine Bitte an Clara.

„Wir haben ein gutes Flachsjahr gehabt, Kind. Soll Dich die Liesbeth nicht auf die Flachskammer führen? Du hattest sonst immer Deine Freude daran."

Clara ging. Ich wollte sie begleiten. Aber die Kranke sagte:

„Wollen Sie nicht zur Gesellschaft bei mir bleiben?"

Es kam mir vor, als wenn sie mir etwas zu sage habe. Ich blieb. Ich hatte nicht Unrecht gehabt.

„Gnädige Frau," sagte sie, sobald wir allein waren, „verdienen Sie sich einen großen Gotteslohn. Helfen Sie, daß die arme Clara nicht Nonne wird. Es wäre ihr Unglück. Sie darf nicht in das Kloster zurück. Sie will noch acht Tage bleiben. Thun Sie in dieser Zeit, was Sie können. Zu Ihnen hat sie Vertrauen; ich glaube es gesehen zu haben. Auf dem Neuen-

stein ist ja Niemand, der es gut mit ihr meint. Ihre Mutter wäre die Einzige; sie ist zu schwach. Die Anderen, die Modeste — der — ich kann Ihnen nicht Alles sagen. Aber helfen Sie das brave Kind retten. Versprechen Sie es mir."

Sie sprach eilig, dringend, so recht mütterlich dringend; man sah, wie das Kind ihr an das Herz gewachsen war. Ich versprach es ihr. Ich mußte ihr die Hand darauf geben. Dann hatte ich doch eine Frage.

Wie ist Clara auf den Gedanken gekommen?

Sie wurde verlegen bei der Frage. Sie suchte nach einer Antwort.

War es Schwärmerei? setzte ich hinzu.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein. Aber —"

Sie kämpfte mit sich.

„Aber ihr gutes Herz war es," sagte sie.

Sie wollte mehr sagen. Sie konnte es doch nicht.

„Ein andermal!" sagte sie. „Alles könnte ich Ihnen doch heute nicht mittheilen. Aber Sie kommen wieder zu mir! Nicht wahr, Sie thun es?"

Mein liebster Weg wird hierher sein, sagte ich.

„Und möchten Sie nicht mit der braven Clara hierher kommen können! Aber nein — es wird nicht sein dürfen — und doch vielleicht."

Sie hörte Clara zurückkommen.

„Sagen Sie ihr kein Wort."

Clara trat in die Stube.

„Nun, Kind? Nicht wahr, die Kammer ist voll bis obenan!"

„Und Alles ist fein und weich wie Seide."

„Ja, mein Kind, der Flachs ist die Seide des Bauern. Er sollte es wenigstens sein. So lange der Bauer, oder eigentlich seine Frauen und Töchter, noch mit dem feinen glänzenden Linnen zufrieden sind, zu dem der Flachs auf dem eigenen Hofe gebaut und von ihnen selbst und den Mägden des Hofes gebrackt und gesponnen ist, und so lange sie kein Gelüste tragen nach der theuren Pracht der ausländischen Seide, die sie der Edeldame überlassen mögen, so lange bleibt der Bauer ein freier Herr, und er kann es, wenn auch nicht in manchen anderen Dingen, doch in dem Besten, was der Mensch hat, in der Freiheit mit dem Edelmanne aufnehmen."

Auf einmal mußte ein Gedanke in ihr aufgetaucht sein, der sie beunruhigte. Sie wandte sich halb zu mir, ohne Clara ganz aus den Augen zu lassen.

„Auf das, was ich da spreche, gnädige Frau, hatten mich Ihre Mittheilungen über die Stel-

lung der Bauern in der Schweiz gebracht. Aber ich muß mich verwahren, daß Sie mich nicht mißdeuten. Ihre Bauern sind dem Edelmanne ganz gleich geworden. Das meinte ich für uns nicht. Wir sollen nur nicht wieder die Unterthanen, die Leibeigenen des Edelmannes, er soll nur nicht wieder unser Gutsherr werden. Im Uebrigen soll der Edelmann Edelmann und der Bauer soll Bauer bleiben, und wie der Eine nicht zu dem Andern herunter will und kann, so soll der Andere nicht zu ihm hinaufwollen. Das Gegentheil taugt nicht. Ein Unterschied der Stände muß sein; dadurch hält Jeder mehr auf sich selbst, und der, der auf sich hält, achtet die Anderen desto mehr."

Sie schien mir mit einer gewissen Absichtlichkeit gesprochen zu haben. Ich glaubte dennoch, ihr etwas erwidern zu müssen.

In meiner Heimath, Frau Sunderhof, achten sich Alle in ihrer Gleichheit gegenseitig, und ich denke, gerade darum, weil sie Alle einander gleichstehen.

„Ich sprach auch nur von uns hier, gnädige Frau."

Und warum sollte hier nicht das Nämliche sein können?

„Ich weiß das selbst nicht — oder doch, ich

weiß es wohl, aber ich kann nicht das Wort dafür finden — und da meinte ich doch, ich hätte ein Wort dafür: Sie leben in der Republik; da ist Alles einfacher; da kann auch der Bauer mitsprechen."

Einfacher? fragte ich. Hat Ihr König, um das Nächste zu nehmen, nicht ebenso gut bei uns Bauern seinen Gesandten, als bei dem Kaiser von Rußland?

„Nun, dann ist es eben die Republik für sich allein, und wir hier —. Aber davon ein ander Mal, meine liebe Schweizerin im Westfalenlande. Ich hoffe, ich sehe Sie noch oft wieder. Heute, wie leid es mir thut, müßt Ihr nun schon gehen. Es ist dunkel geworden: der Mond geht erst in ein paar Stunden auf, und es paßt sich nicht, wenn ein paar junge Damen bei spätem Abend durch das Feld ziehen. Allein sollt Ihr auch jetzt nicht gehen. Mein Mann ist leider nicht zu Hause; aber der Großknecht soll Euch nach Hause bringen. Er ist ein völlig zuverlässiger Mensch."

Wir machten uns zur Rückkehr fertig. Die Magd mußte den Großknecht zu unserer Begleitung bestellen. Wir nahmen von der Frau Abschied.

„Wir sehen uns wieder, gnädige Frau," sagte sie zu mir.

„Und auch wir, Clara, und, gebe Gott —"

Sie konnte nicht weiter reden. Sie mußte doch, trotz ihres Schluchzens.

„Und gebe Gott, Clara, glücklich, glücklich, wie ein so braves Herz, wie das Deinige, es werden muß."

„Lebt wohl, Frau Sunderhof!" konnte auch die weinende Nonne nur sagen.

Wir gingen. An der Thür draußen wartete der Großknecht auf uns, um uns nach Hause zurückzuführen.

„Scheuen Sie einen Umweg von einer Viertelstunde?" fragte mich Clara.

Warum sollte ich? Der Abend ist milde, und wenn auch der Mond noch fehlt, doch sternenklar.

„Christoph," sagte sie zu dem Knechte, „wir nehmen die Landstraße."

Dann wandte sie sich wieder zu mir.

„Ich bin aufgeregt. Ich möchte noch nicht sogleich nach Hause kommen."

Sammeln Sie sich, Clara.

„Ja, und am besten dadurch, daß wir von der Frau sprechen. Vor Allem von der Ruhe und Ergebung, mit der sie ihre Leiden trägt."

Sahen wir eine Kranke, Clara?

„Sagen Sie noch mehr: hörten wir ein ein=

ziges Wort aus ihrem Munde über ihre Krankheit?"

Ihr kräftiger Geist ist zu bewundern.

„Und nicht noch mehr ihr sanftes, weiches Herz?"

Gewiß. Das Herz zog uns an sie, um so williger unterwerfen wir uns ihrem Geiste. Ich kenne keine Frau, deren Ueberlegenheit ich so sehr und so gern anerkannt hätte, als diese einfache Bäuerin.

Wir hatten die Landstraße eingeschlagen, die nicht weit vom Sunderhofe lief und an ihrem Eichenholze vor dem Neuensteiner Park sowie an diesem entlang führte. Nach einer Weile bog sie dann rechts ab, während nach links ein Seitenweg zu den beiden Schlössern führte. Noch bevor wir den Seitenweg erreichten, sahen wir auf einmal vor uns den Knecht, der uns begleitete, stillstehen. Gleichzeitig hörten wir ein Pferd auf der Landstraße auf uns zukommen. Die Landstraße führte von der Stadt her.

„Der Bauer!" sagte Clara.

Die Frau Sunderhof hatte uns gesagt, daß ihr Mann nicht zu Hause sei. Clara meinte, er komme da.

„Er ist auch ein braver Mann," sagte sie,

„wenngleich die Frau über ihm steht. Werden wir ihn anreden?“

Warum nicht, Clara?

Plötzlich stutzte sie.

„Mein Gott!“ sagte sie leise.

Sie flog an meine Seite zurück. Sie nahm meinen Arm; ich sah sie zittern.

Der Knecht war dem Reiter auf der Landstraße entgegen gegangen.

„Ihr seid es?“ hörte man ihn verwundert rufen.

„Und wohin willst Du denn, Christoph?“ erwiderte ihm eine Stimme.

Bei dem Ton der Stimme war Clara an meine Seite zurückgegangen, fühlte ich ihren Arm in dem meinigen zittern.

„Kommen Sie! Kommen Sie!“ rief sie leise.

Was ist Ihnen, Clara?

„Er darf mich nicht sehen.“

Wer ist es?

„Der Sohn der Bäuerin.“

Und er darf Sie nicht sehen?

Sie hatte in Aufregung gesprochen, in fast ängstlicher Erregung. Ruhig auf einmal antwortete sie mir:

„Ich hätte es nicht gewünscht. Aber nun geht

es einmal nicht anders. Kommen Sie, meine Freundin. Gehen wir ihm entgegen. Nachher erkläre ich Ihnen Alles."

Wir gingen dem Reiter entgegen. Der Knecht hatte ihm gesagt, daß er das Fräulein Clara vom Neuenstein und die gnädige Frau vom Altenstein, die auf dem Sunderhofe zum Besuche gewesen, nach Hause zurückbringe. Er war darauf vom Pferde gestiegen. Die Zügel des Pferdes in der Hand, kam er auf uns zu. Es war ein großer, schlanker, junger Mann. Ich erkannte, trotz der Dunkelheit, daß seine Gesichtszüge regelmäßig waren und ansprechend sein mußten; aber blaß war er. Er war uns rasch entgegengeschritten. Als er bei uns ankam, stutzte er plötzlich. War es über die Nonnentracht Clara's?

Er mußte doch wissen, daß sie Novize war; er konnte sie also in keiner anderen Kleidung erwarten. Stutzte er dennoch über diese? Und warum?

Sie behielt vollkommen die Ruhe, die sie soeben und so schnell gewonnen hatte.

„Ei sieh'! Guten Abend, Johannes!"

Sie reichte ihm ihre Hand hin, und die Hand zitterte ihr nicht mehr. Aber die seinige sah ich zittern. Er hatte seinen Hut abgenommen; er hielt ihn in der einen Hand; die Zügel des Pferdes

hatte er in der andern. Um ihre Hand zu fassen, die sie ihm darreichte, wollte er den Hut zu den Zügeln nehmen. Da sah ich, wie die Hände ihm fast flogen. Sie drückte ihm herzlich die Hand, das sah ich deutlich. Ob er sie ihr wiederdrückte — ich konnte es nicht sehen. Ich glaubte es nicht. Denn ich sah auch, wie sie ihm mit so treuherziger Freundlichkeit und Innigkeit in die Augen blickte, und er konnte den Blick nicht erwidern. Er schlug die Augen nieder; sie streiften an der schwarzen Nonnentracht herunter.

„Guten Abend!“ sagte er mit leiser, ungewisser Stimme.

Ihren Namen sprach er nicht aus.

Clara blieb immer Herrin der Lage.

„Willst Du nicht auch die Frau von Alten vom Altenstein begrüßen, Johannes? Ich habe eine liebe Freundin an ihr gefunden. Sie war mit mir bei Deiner Mutter.“

Er begrüßte mich, und nicht wie der Sohn eines Bauern, der tief unter dem Edelmann stehen solle. Er schien sich in der Welt bewegt zu haben.

„Sie werden meiner Mutter eine große Freude gemacht haben, gnädige Frau.“

„Aber woher kommst Du denn, Johannes?“

fragte Clara ihn dann. „Deine Mutter sagte ja nichts von Deiner Ankunft."

„Sie wußte nichts davon. Ich wollte sie überraschen."

„Du bist auf der landwirthschaftlichen Akademie?"

„Seit einem halben Jahre. Aber sie ist nur fünf Meilen von hier, da komme ich oft herüber."

„Und machst immer Deiner Mutter die herzlichste Freude."

„Aber die herzlichste Freude werden Sie ihr heute gemacht haben, Fräulein Clara."

Ich sah auf einmal Clara stutzen. Sie wollte ihm etwas sagen, rasch; sie besann sich eben so schnell; sie sagte etwas Anderes.

„Wir müssen gehen. Ich habe mich gefreut, Johannes, Dich so wohl zu sehen. Grüße Deine Mutter."

„Fräulein Clara!" sprach er plötzlich, mit heftig bewegter Stimme.

Ein Schreck durchzuckte sie. Sie wagte nicht, ihn zu fragen, was er wolle.

„Gehen Sie in Ihr Kloster zurück, Fräulein Clara?"

„Ich muß."

„Sie müssen?"

„Ich habe mit Deiner Mutter darüber gesprochen. Sie wird Dir Alles sagen. Gute Nacht, lieber Johannes."

Sie wandte sich zu mir, nahm meinen Arm, um mit mir weiter zu gehen. Sie hatte mit so klarer und milder Stimme mit ihm gesprochen, fast wie eine Mutter zu ihrem Kinde. Aber der Vergleich paßte ja nicht. Aber eine Heilige des Himmels konnte nicht beruhigender zu einem Menschenkinde sprechen.

Er sah noch einmal zu ihr hin. Den schmerzlichen Blick werde ich nie vergessen. Wir gingen. Er setzte seinen Weg fort; auf das Pferd stieg er nicht wieder. Aber Clara zitterte wieder an meinem Arme. Ihr Busen flog. Sie konnte kaum gehen. Nach zehn Schritten warf sie sich an meine Brust.

„Er ist so brav, Natalie, und — Er muß wieder glücklich werden. Er wird es werden."

Clara, fragte ich, um seinetwillen gehen Sie in das Kloster?"

„Um sein Herz zu retten!"

O Du edles, edles Herz!

Sie sprach kein Wort mehr. Sie weinte noch eine Weile still. Dann trocknete sie ihre Augen. Wir waren an dem Kastanienwäldchen zwischen den beiden Schlössern.

„Gute Nacht, Natalie!“

Gute Nacht, Du bravstes Herz!

Wir trennten uns.

Darf dieses Herz in der Klosterzelle verkümmern? Und sie ist fort, Nanni! Sie ist zurück in ihr Kloster!

Heute Morgens brachte ein Bedienter von drüben ein Billetchen an mich. Es war von ihr. Sie schrieb mir mit wenigen Worten, daß sie schleunig abreisen müsse, so schleunig, daß sie zu ihrem Bedauern keinen Abschied mehr von mir nehmen könne. Sie werde mein Andenken immer voll Liebe in ihrem Herzen bewahren; ich möge auch ihr eine freundliche Erinnerung schenken.

Das war Alles. Kein Wort über den Grund ihrer plötzlichen Abreise; kein Wort von einem Wiedersehen.

Bei der Spannung, die zwischen den beiden Häusern herrscht, habe ich auch über das Nähere ihrer Abreise, über ihre Gemüthsstimmung, über etwaige Vorfälle, die vorhergingen, über den Abschied von den Ihrigen, über manches Andere, was ich so gerne von ihr wissen möchte, nichts in Erfahrung bringen können, und ich werde auch wohl noch lange auf Nachricht darüber warten müssen. Vielleicht kann die Frau Sunderhof mir

Mittheilungen darüber machen. Zu ihr werde ich gehen, sobald ich kann.

Aber ich kann Dir nicht sagen, Nanni, wie wehe es mir um das Herz ist. Es ist, als wenn mir aus meiner Brust gewaltsam schmerzhaft etwas herausgerissen sei, und gerade etwas, durch das ich mi tmeiner neuen Heimath verbunden war. Der Schmerz zuckt immer neu in mir auf, und um mich her ist es so leer und öde.

XV.

Natalie an Nanni.

Du machst mir Complimente, Nanni, über meine Gabe der Unterhaltung, die ich zwischen allen den steifen Excellenzen bewiesen hätte; Du willst mich gar beneiden um mein Leben hier, um den alten Haushofmeister, um die Hausmamsell, und besonders um den guten Onkel Clemens, der für Alles und Jedes zu sorgen wisse, und die Alle davor mich behüten, daß ich nur einen Finger rühren kann; dann um die interessanten Bekanntschaften, die ich hier gemacht habe, die verständige Bäuerin, das edle Nonnenherz. Ich merke auch Deine Absicht, Nanni, und ich will

Dir gleich sagen, ich bin nicht verstimmt. Und ich will Dir noch mehr sagen, ich werde die Heimath hier finden. Ja, ja, ich werde sie finden, ich will sie ja finden. — Aber nicht wiederfinden, meine Nanni! Verstehen wir uns wohl. Die Schweiz ist nur bei euch, dort in der Schweiz. Die rechte Heimath hat man nur einmal, kann man nicht vertauschen, kann man nirgends anderswo in der Welt wiederfinden, wie man den Vater, die Mutter nicht vertauschen kann. Aber es ist ja ein Gesetz, es ist die Ordnung der Natur, daß man Vater und Mutter verlieren muß, gar für immer, und selbst über den unersetzlichen Verlust der Liebsten können, müssen wir uns trösten, und unser Herz soll und kann wieder glücklich werden; es findet andere Lieben dafür. So werde auch ich in meiner anderen Heimath glücklich werden. Habe ich doch hier das Beste und das Liebste, was ich auf Erden als Ersatz für meine Eltern hätte wieder finden können: meinen Mann, meinen herrlichen Hermann und seine Liebe. Und sehe ich doch täglich, stündlich, wie meine Liebe auch ihm Alles ist.

Und, Nanni, es thut uns noth, doppelt noth jetzt, daß wir in treuer Liebe zusammenhalten. Ich fürchte, es stehen uns schwere Tage bevor.

Und auch Hermann scheint es mehr und mehr zu befürchten, je näher die Zeit heranrückt.

Hermann's Mutter kommt zu uns. Und sie kommt nicht allein. Nicht jener Prälat, der Marchese Cavagni, begleitet sie. Aber sie bringt eine junge Dame mit, die Fürstin Julia Seravalle, eine Nichte des Prälaten. Sie war es, an die Hermann schon damals gedacht hatte, als er mir vor vier Wochen zuerst die Mittheilung machte, daß seine Mutter durch den Advokaten sich habe ankündigen lassen. Und gerade die Ankunft dieser jungen Dame hatte ihn schon damals beunruhigt. Später gestand er es mir; auch den Grund. Seine Mutter hatte ihn mit der jungen Fürstin verbinden wollen. Sie ist sehr reich, sie hat große Besitzungen in Italien. Diese hätte sie ihm zugebracht; er hätte dafür die Altenstein'schen Güter an seine Mutter abtreten sollen. Und darum fürchtest Du die Ankunft der jungen Dame? mußte ich ihn doch fragen.

„Ich fürchte meine Mutter; Du kennst sie nicht," antwortete er mir, wie er auch schon vor vier Wochen gesagt hatte. Ich wollte dennoch lachen. Ich freute mich fast auf den Kampf mit der Nebenbuhlerin. Ich stellte sie mir zu allem ihrem großen Reichthum schön, geistreich, liebenswürdig,

selbst gut und brav vor. Um so größer war der Triumph unserer Liebe, die aus dem Kampfe siegreich hervorgehen mußte. Aber ich sah, wie Hermann stiller und nachdenklicher wurde, und da kam denn in den letzten Tagen eine gewisse Befürchtung auch über mich. Den Besuch von uns abwenden konnten wir nicht.

Hermann hatte sofort nach jener Mittheilung des Advokaten an seine Mutter geschrieben; er hatte ihr jeden anderen Vergleich angeboten, als den sie wolle. Sie bestand auf dem ihrigen mit der größten Höflichkeit, aber auch mit eben so großer Zähigkeit. Das Ende ihrer Briefe war jedesmal: sie sei überzeugt, ein persönliches Begegnen mit ihm werde alle ihre Differenzen beseitigen. So kündigte sie sich zuletzt unbedingt an; sie könne ihrer Sehnsucht, ihr geliebtes einziges Kind wieder zu sehen, nicht länger widerstehen; nicht minder groß sei ihr Wunsch, ihre theure Schwiegertochter kennen zu lernen. Dabei habe sie eine dringende Bitte: ihre Pflegetochter, die Principessa Julia Seravalle, mitbringen zu dürfen, die sich nicht von ihr, von der sie sich nicht trennen könne, in der sie mir zugleich eine liebe Freundin zuzuführen hoffe.

Es war Hermann's Mutter; er konnte nicht

sie, er konnte nicht ihre junge Begleiterin zurückweisen. Ich selbst redete ihm zu, sie einzuladen.

Morgen kommen sie.

Und Allen ist das Herz schwer, dem ganzen Hause. Der Onkel Clemens wagt schon jetzt kaum aufzutreten. Der Cousine Arabella will die Prise nicht mehr schmecken. Der alte Franz geht gebückt und die Mamsell Frei sieht sich jeden Augenblick scheu um, als wenn schon etwas hinter ihr stände. Die Frau muß hier bei keinem einzigen Menschen Liebe gehabt haben. Aber Alle haben sie gefürchtet, fürchten sie noch. Und was will sie jetzt? Aber ich habe mir fest vorgenommen, den Muth nicht zu verlieren. Und ich werde sie nicht fürchten. Und auch Hermann wird es nicht, wenn sie einmal da ist.

Und nun komme sie!

Nach der armen Clara frägst Du mich, Nanni, und nach meiner Bäuerin. Ich erzähle Dir von der Einen, so weißt Du von der Anderen. Ich gehe oft zum Sunderhofe. Welch ein vortreffliches Herz, welch einen klaren Geist hat diese Frau! Schon am zweiten Tage nach der Abreise Clara's zog es mich wieder zu ihr. Sie hatte mich erwartet. Ihr Bett stand, als ich bei ihr eintrat, am Fenster; sie hatte sich dahin rollen

lassen. Ihre beiden Betten sind mit Rollen versehen, wohl gerade für den Zweck. Die Wintersonne schien klar durch das Fenster.

„Ja," sagte sie, „wir Menschen haben nichts vor den Blumen voraus; die verwelken und verkümmern, wenn sie die Sonne nicht haben, und so wäre es längst auch mir ergangen, wenn ich nicht dieses Fenster mit seinem Sonnenlichte hätte. Aus dieser Stube bin ich seit zweiundzwanzig Jahren nicht hinausgekommen, seit —"

Aber sie sagte das erst nachher, als ich schon eine ganze Weile bei ihr gewesen war und wir vorher von ganz anderen Dingen gesprochen hatten.

Ich fand bei meinem Eintreten ihren Sohn bei ihr, denselben Johannes, den ich zwei Abende vorher gesehen hatte, als ich mit Clara zurückkehrte. Im Dunkeln hatte ich ihn damals gesehen. Jetzt stand er in dem klaren Tageslichte vor mir; ein schöner, hoch und kräftig und schlank gewachsener Mann; in dem feinen Gesichte eine ruhige, feste Entschiedenheit; Auge und Stirn so klar; er war das männliche Abbild der Mutter. Aber eine stille Trauer lag auf dem Gesichte, schien sein ganzes Wesen angehaucht zu haben. Den Bauer sah ihm Niemand an. Er hatte ja auch zu Clara gesagt, daß er von der landwirth-

schaftlichen Akademie komme, und auf der Akademie studiren Söhne aller Nationen und aller Stände, und man unterscheidet in ihrem Aeußeren den Russen nicht von dem Amerikaner und den Sohn des Edelmannes nicht von dem des reichen Bauern, wie sie in dem freien und frischen akademischen Leben unter sich selbst keine Unterschiede aufstellen können. Er hatte an dem Bette der Mutter gesessen. Sie schienen ein sehr ernstes Gespräch miteinander geführt zu haben, und es hatte ihn wohl so traurig oder noch trauriger gemacht. Als ich kam, stand er auf. Er wollte gehen.

„Einen Augenblick noch, Johannes," sagte seine Mutter zu ihm.

Dann begrüßte sie mich und dann sagte sie:

„Sie müssen sich doch meinen Johannes ansehen, gnädige Frau. Sie sind ihm zwar schon vorgestern Abend begegnet, aber da war es dunkel."

Und nun sah man ihr so recht die mütterliche Herzensfreude an, als mein Auge mit Wohlgefallen auf dem schönen jungen Mann ruhte, als ich ihm die Hand gab und er so treuherzig und ohne alle Verlegenheit mit dem besten Anstande meine Hand zwischen seine Finger nahm.

„Wenn Du uns jetzt allein lassen willst, lieber Johannes —" sagte sie darauf.

Und er ließ uns allein.

Sie sah ihm mit Augen nach, die plötzlich trübe geworden waren.

„Er ist mein einziges Kind, und seit der Stunde seiner Geburt habe ich diese Stube, dieses Bett nicht verlassen dürfen. Sie können sich denken, wie ich ihn liebe. Aber ich erzähle Ihnen nachher von ihm."

Sie dankte mir, daß ich gekommen sei.

„Aber ich wußte es, daß Sie kommen würden, um eine Nachricht von Clara zu bringen."

Sie ist abgereist, sagte ich, gestern früh.

„Ich weiß es. Sie ist in ihr Kloster zurückgekehrt. Die Dienstboten auf dem Neuenstein haben es den unserigen erzählt. Aber mehr wissen wir hier nicht."

Und mehr weiß ich auch nicht. Sie nahm in einem Billet Abschied von mir, aber ohne irgend einen Grund ihrer plötzlichen Abreise anzugeben. Umsomehr schmerzt und beunruhigt diese mich.

„Ich denke es mir," sagte sie. „Wer wollte das Kind nicht lieb haben, ihr nicht alles Glück wünschen?"

Und in dem Kloster wird sie das Glück nicht finden.

„Sie wird aber auch nicht darin untergehen."

Hoffen wir es.

„Nein, sie wird nicht!“

Sie sprach das so bestimmt, so sicher — als wenn sie das Glück des Kindes in der Hand habe.

Ich mußte sie darauf ansehen.

„Vertrauen wir immer auf Gott,“ sagte sie. „Wie wunderbar erhält er uns.“

Sie wollte der Frage meiner Augen ausweichen. So sprach sie weiter:

„Wie wunderbar hat er mich erhalten. Mein Johannes ist vor Kurzem zweiundzwanzig Jahre alt geworden. So lange liege ich hier, wie ich Ihnen vorhin sagte. Und durch Unvorsichtigkeit einer Magd. Es war den dritten Tag nach der Geburt, des Nachmittags. Ich lag im Bett, in diesem nämlichen Bett. Vor mir lag das Kind in seiner Wiege. Ich hatte ihm die Nahrung meiner Brust gegeben, zum ersten Male — es sollte das letzte Mal sein. Das Kind hatte sich so recht satt getrunken; es schlief so süß; ich blickte so glücklich zu ihm hinunter. Auf einmal stürzt die Magd in die Stube: «Frau, der Herr Pastor! Er will Euch besuchen.» Aber der Pfarrer war schon an der Thür. Das Mädchen war ängstlicher, schüchterner Natur; der Herr Pastor war ihr ein höheres Wesen. Sie hatte plötzlich den Kopf verloren.

Sie war auf dem Hofe gewesen, um, da es Abend wurde, halb getrocknete Wäsche abzunehmen; mit dieser war sie zu mir in die Stube gestürzt. Der Pastor sollte die Wäsche nicht sehen; sie verbarg sie in meinem Bette unter der Decke. Ich hatte es nicht gewahrt. Es war in dem Augenblicke, als der Pfarrer eintrat. Als ich die Nässe, die Kälte fühlte, als mich plötzlich zu frieren begann, da war es zu spät. Mein ganzer Körper ist seitdem gelähmt. Der liebe Gott hat mir nur den Gebrauch meiner Hände und meines Kopfes gelassen. Und, meine liebe gnädige Frau, ich bin nicht zu Grunde gegangen; Sie haben mir nicht angesehen, daß mir etwas fehlt, und ich hoffe zu Gott, er wird mir ferner die Kraft verleihen, daß mir das niemals Jemand ansehen soll!"

Was sagst Du zu der Frau, Nanni! Zu der Bäuerin?

„Der liebe Gott," fuhr sie fort, „hat mir ja auch in der That das Unglück zu meinem Glück werden lassen. Wie er auf dem langen, einsamen Lager mir das Herz klarer gemacht und meinen Gedanken eine so ganz andere Richtung gegeben hat, davon will ich nicht reden. Aber wie hat er mir die Liebe der Menschen seitdem geschenkt! Aller, die zu mir kommen. Wie ist besonders

mein braver Mann immer so rührend liebevoll gegen mich, und mein Johannes —! Er allein hat mich schon manche Thräne gekostet, aber nur durch seine Liebe zu mir. Er erfuhr erst spät die Veranlassung meiner Krankheit. Er war schon fünfzehn Jahre alt. Fremde Leute hatten es ihm gesagt. Da kam er plötzlich zu mir gestürzt, ich vergesse es nie; er weinte bittere, heftige Thränen; er klagte sich an als den Grund meines Unglücks, meines Leidens, er sei der Mörder meines Lebens! Ich konnte ihn lange nicht beruhigen."

«Und seht, Mutter,» rief er dann, «nie und nirgends in der Welt soll ein Kind gehorsamer gegen seine Mutter gewesen sein, als ich es gegen Euch sein werde. Die Thränen, die Ihr durch meine Schuld, um meinetwillen noch weinen müßtet, sollen mich in der Ewigkeit brennen.»

„Er hat Wort gehalten, gnädige Frau. Nie und nimmer ist ein Kind gehorsamer und liebevoller gegen seine Eltern gewesen, als unser Johannes gegen seinen Vater und mich. Und sehen Sie, liebe gnädige Frau, so hat Gott durch das Leiden, das er mir geschickt hat, mir so viele und große Gnade geschenkt."

Dann kam sie doch wieder auf Clara zurück.

„Und so wird er auch der guten Clara seine Gnade schenken, und in seiner Weisheit wird er ja auch den Weg finden, daß er den Kelch des Leidens an ihr vorübergehen läßt: er müßte denn beschlossen haben, daß sie ihn leeren soll; denn seine Weisheit ist für uns Menschen unergründlich. Aber nein, es wird ja nicht sein müssen, und wenn ein Opfer gebracht werden muß, dann —"

Sie brach ab. Ihre Worte waren mir wieder räthselhaft; ich mußte sie wieder darauf ansehen. Und diesmal wich sie mir nicht aus, wie vorhin.

„Es wird die Zeit kommen, gnädige Frau, wo ich Ihnen mehr sagen kann, hoffentlich Alles. Jetzt nehmen Sie nur die Versicherung von mir an, daß das brave Kind nirgends in der Welt mehr geliebt wird, als auf dem Sunderhofe. Sie ist ja nirgends mehr aufgewachsen und — ich darf es sagen — das edle Herz geworden, als hier, unter meinen Augen, zusammen mit meinem Johannes. Da darf sie hier nicht ihr Unglück gefunden haben."

Und gestern war ich wieder bei ihr auf dem Sunderhofe, und sie sagte mir mehr, sie sagte mir Alles.

O, welche brave Menschen giebt es in der Welt!

Ich war in den vier Wochen seit jenem zweiten Besuche öfters dagewesen. Ihren Sohn hatte ich nie wieder getroffen; er war zu seiner Akademie zurückgekehrt. Einmal war er auf einen halben Tag dagewesen, aber ich hatte ihn nicht gesehen. Von Clara hatten wir nie wieder gesprochen. Die Frau brachte das Gespräch nicht auf sie; da hatte auch ich geschwiegen.

Gestern empfing sie mich mit der Nachricht: „Wir haben große Freude im Hause, Frau Baronin.“

Auf mein Bitten nennt sie mich nicht mehr gnädige Frau, aber Frau v. Alten wollte sie nicht zu mir sagen; die Alten seien doch einmal Freiherren und sie wisse sehr gut, welch' ein Unterschied zwischen einem Freiherrn und einem anderen Adeligen sei. Als ich ihr dann vorschlug, Frau Alten zu mir zu sagen, wie man auch in der Schweiz thun werde, und wie ich sie Frau Sunderhof nenne, da lachte sie gar herzlich und meinte, in der Schweiz, wo der Bauer einmal so viel sei wie der Edelmann, da möge man das halten, wie man wolle; aber hier zu Lande seien die Standesunterschiede, und mit den Wölfen müsse man heulen, und wo denn sonst zuletzt der König bleiben solle, bis zu dem hinauf es stufenweise immer

höher gehe? Da blieben wir bei der Baronin, und ich bin die häßliche gnädige Frau doch wenigstens bei ihr los.

„Wir haben große Freude im Hause," sagte sie. Aber ich sah ihr keine rechte Freude an, und ich meinte, sie müsse sich zwingen zu dem heiteren Blick und dem vergnügten Tone, womit sie die Worte sprach. Und dann glaubte ich doch wieder eine gewisse Ruhe und innere Befriedigung in ihren Augen zu lesen, als wenn ein Zwiespalt, der lange und schwer in ihrem Innern geherrscht, jetzt endlich ausgeglichen sei, als wenn sie einen Sieg errungen habe, aber nur durch ein schweres Opfer.

Was ist es, Frau Sunderhof? fragte ich.

„Unser Johannes ist Bräutigam."

Die Nachricht war mir völlig überraschend.

Und wer ist die Braut?

„Soll ich Ihnen Alles erzählen?"

Ich bitte darum.

Und nun erzählte sie mir, und sie wurde fast lustig dabei, aber so, daß es mir ein paar Mal das Herz einschnüren wollte; es war wieder so gezwungen; sie wollte sich und mich über etwas hinwegreden.

„Der Johannes geht in sein dreiundzwanzigstes

Jahr; er ist der Anerbe; der ganze Sunderhof, mit Allem was darauf und daran ist, fällt ihm künftig zu, ist jetzt schon so gut wie sein Eigenthum, nur daß sein Vater noch Herr darauf ist. Da könnte er nun heirathen, und eigentlich müßte er es; denn der Hof kann es tragen, und eine neue Familie ist ein neuer Segen im Hause. Er hat auch sonst Alles, was sein muß. Er war in der Stadt auf dem Gymnasium; er hat sein Abiturientenexamen bestanden, dann sein Freiwilliges Militärdienstjahr abgemacht und ist jetzt ein Jahr auf der landwirthschaftlichen Akademie gewesen. Da könnte er sein eigener Herr sein. Aber wo sollte er es werden? Hier auf dem Hofe könnte er es nicht sein. Mein Mann ist in seinen besten Jahren und kann noch nicht auf die Leibzucht gehen, um, wenn er arbeiten wollte, der Knecht seines Sohnes zu werden; mehr wäre er dann nicht. Unter seinem Vater könnte aber auch Johannes hier nicht wirthschaften, und der Grund davon ist, daß er auf der Akademie von der Landwirthschaft zehnmal mehr gelernt hat, als sein Vater, der noch vom alten Schlage ist, jemals davon gewußt hat; die Beiden zusammen — das thäte da nicht gut. Ein Gut pachten, das thut hier zu Lande nicht der Stammherr des Edelhofes,

nicht der Anerbe des Bauernhofes; es paßt sich nicht. Da hat sich denn etwas Anderes gefunden, eine reiche Schwiegertochter, wie sie gerade sein mußte, die Anerbin des Vollerbes, das gerade so groß und so reich ist, wie das unserige. Der Berenbrokerhof giebt dem Sunderhofe nichts nach. Er dürfte das auch nicht, sonst dürfte Johannes nicht hierauf heirathen; wir Bauern haben darin einen alten Stolz, Frau Baronin, wie kein Edelmann ihn hat. Die Braut ist Anerbin, einziges Kind; ihr Vater ist todt; sie tritt den Hof an, an dem Tage, da sie heirathet. So hat der Johannes künftig zwei Höfe, und er kann sie beide bewirthschaften, der Berenbrokerhof liegt nur vier Stunden vom Sunderhofe. Er kann es dann dem reichsten Edelmann gleichthun, der Bauer, und er bekommt sogar einen doppelten Namen, wie unsere alten Edelleute ihn gerne führen: Sunderhof und Berenbroker; freilich werden sie hier nur Sunderhof und auf dem Berenbrok nur Berenbroker oder eigentlich Schulze Berenbrok zu ihm sagen. — Aber von der Braut selbst habe ich Ihnen noch nichts gesagt, Frau Baronin. Ich kenne sie noch nicht. Vor der Verlobung durfte sie nicht hierher kommen; wir mußten zu ihr hin, und ich konnte doch nicht. Sie soll ein liebes, gutes, einfaches

Kind sein, auch hübsch. Sie ist neunzehn Jahre alt. So paßt sie also in Allem zu Johannes."

Wie hat Johannes sie kennen gelernt? mußte ich fragen.

Sie erzählte etwas befangener, und der Scherz, unter dem sie ihre Befangenheit verbergen wollte, kam mir noch gezwungener vor.

„Wie wir Bauersleute von altersher einander kennen lernen, so sind auch die Beiden zusammengekommen. Mein Mann und ich sprachen davon, daß es Zeit für Johannes sei, sich eine Frau zu nehmen. Es thut nicht gut, wenn ein junger Mensch zu spät heirathet; sie kommen leicht auf allerlei Abwege. Und das geschieht auch leicht, wenn man sie beim Aussuchen der Frau sich selbst überläßt. Da müssen dann wieder die Eltern sorgen. Und so sprachen mein Mann und ich davon, welche Braut wohl für ihn passen möge, und wir gingen die jungen Bauerntöchter in der Nachbarschaft durch. Eine Bauerntochter mußte es sein; mit den Städterinnen ist es nichts auf einem Bauernhofe. Auch aus der Nachbarschaft mußte sie sein; aus der Fremde finden sie sich auch nicht leicht zurecht, und sie denken mehr dahin, woher sie gekommen sind, als wo sie sind."

So übersetzte sie das Heimweh, Nanni! Auch

diese westfälischen Bauerntöchter haben es sogar, wenn sie die nächsten Grenzen der nahen Nachbarschaft verlassen müssen.

„Auch von einem Vollerbe, wie das unsrige, mußte sie sein,“ fuhr sie fort. „Wir Bauern kennen zwar das Wort Mesalliance nicht, aber die Sache ist uns noch schrecklicher, als dem Adel. Und endlich mußte sie dem Alter nach zum Johannes passen und brav und nicht dumm und nicht häßlich sein. Es war das Alles wohl viel auf einmal gefordert, und wir mußten lange hin und her reden und sinnen, und mein Mann ritt umher und suchte hin und her. Und er fand die Schulzentochter auf dem Berenbrok, und er beschrieb sie mir, daß Alles passe. Da ließen wir den Johannes kommen, um auch mit ihm zu sprechen. Er wußte noch von gar nichts. Ich mußte es ihm zuerst sagen; mein Mann konnte es nicht; er hätte es auch nicht gedurft. Zwischen den Eltern und Kindern giebt es so Vieles, was nur die Mutter abmachen kann, auch mit den Söhnen. Auch mir wurde es schwer, recht schwer. «Johannes,» sagte ich, «Du verläßt nun in einigen Wochen die Akademie. Hast Du Dir schon weitere Pläne gemacht?»

«Ich werde hier bleiben, Mutter, und dem Vater helfen.»

«Als Knecht, Johannes?»

«Ich bleibe Kind im Hause.»

«Die Leute werden Dich aber nur als Knecht ansehen. Das ist einmal so auf den Bauernhöfen.»

«Nun denn, so wäre ich der Knecht meines Vaters.»

«Und wenn Du an das Heirathen dächtest, Johannes? Könnte Deine Frau hier Magd sein?»

«Ich denke nicht an's Heirathen, Mutter.»

«Aber Du mußt daran denken.»

„Er war blaß geworden, unruhig; er konnte nicht mehr auf dem Stuhle bleiben, auf dem er hier vor meinem Bette saß."

«Nein,» sagte er.

„Er ging lange in der Stube umher. Es waren bittere Gedanken, die ich in ihm aufgeweckt hatte. Ich ließ ihn still mit ihnen, damit er klar mit ihnen werde."

«Nun, Johannes?» fragte ich ihn dann.

«Ich kann nicht, Mutter.»

«Wenn Du aber müßtest, Johannes? Als braver Mensch, als rechter, echter Ehrenmann? Wenn Du es müßtest um das bravste Herz der Welt, dem nur Deines an Bravheit gleichkommen mag?»

„Da bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen, und er sprach lange Zeit wieder kein Wort, und auch ich ließ ihn still die Sache mit sich selbst ausmachen, und zuletzt kam er auch langsam zu mir und sagte: «Mutter —»"

Aber die Frau konnte vor Rührung nicht weiter sprechen. Auch sie bedeckte ihr Gesicht, und ich sah stille Thränen, die unter ihren Händen das Gesicht entlang flossen. Sie trocknete sie.

„Ich muß Ihnen Alles sagen," sprach sie dann. „Sie müssen meinen Johannes ganz kennen lernen. Das Geheimniß werden Sie ehren. Hat Ihnen Clara nie gesagt, warum sie das Kloster aufgesucht hat?"

Sie nannte mir den inneren Beruf, den Ruf des Himmels.

„Ja, so sprach sie auch nur zu mir und zu den Ihrigen, und sie selbst glaubte an ihn. Aber glaubten und glauben Sie an ihn, Frau Baronin?"

Ich weiß nicht —

„Sie haben eine Ahnung also, und ich will kurz sein. Clara war hier auf dem Hofe groß geworden, wie ich Ihnen schon sagte, und sie war es geworden mit Johannes. Die Beiden waren wie Schwester und Bruder zusammen. Sie blie-

ben es, während er in der Stadt auf dem Gymnasium war; sie blieben es, während er sein freiwilliges Dienstjahr abmachte. Jede Stunde, die er sich freimachen konnte, brachte er auf dem Hofe zu; jede Stunde war sie da zusammen mit ihm. Auf einmal sah ich, daß es anders zwischen ihnen geworden war, nur bei ihm. Er war ihr noch immer der Bruder, aber sie war ihm nicht mehr die Schwester. Ich sah es auf einmal; es mochte schon lange so gewesen sein, aber ich hatte es nicht gewahrt. Es war eine schwere Stunde für mich, als ich es zuerst sah. Heirathen konnten die Beiden sich nie und nimmer. Der Bauernsohn und das vornehme Edelfräulein! Sie hatte ja auch keine Ahnung; sie nannte ihn noch ebenso zutraulich Du, wie immer, und sie gab ihm die Hand und lief mit ihm in den Wald oder in die Wiesen, oder las, mit ihm abwechselnd, aus demselben Buche hier mir vor. Und dann, wie gut sie war, und wie so ganz und gar sie nichts von Stolz wußte. Sie war doch einmal in so völlig anderer Weise erzogen, als daß sie daran hätte denken können und mögen, die Frau eines Bauern zu werden.

„Was war da zu thun? Vor allen Dingen durfte Clara nichts wissen, und ebensowenig mein

Mann. Ich sagte schon vorhin, daß die Väter in den wenigsten Dingen mit den Söhnen fertig werden können. Dann durfte Johannes selbst nicht einmal ahnen, daß ich etwas wußte. Und so endlich mußte er fort von hier, in eine Beschäftigung, die ihm eine andere Richtung seines Lebens und mithin andere Gedanken gab. Ich redete ihm zu, auf die landwirthschaftliche Akademie zu gehen, um künftig durch die dort erworbenen Kenntnisse dem Sunderhof den Werth eines Rittergutes verschaffen zu können. Ich sagte ihm das recht absichtlich; was seiner Neigung entgegengetreten wäre, hätte sie umsomehr in ihm befestigt.

„Aber es mußten Vorbereitungen getroffen werden, ehe er von hier abgehen konnte; damit verging Zeit. Und auf einmal war es zu spät geworden.

„Clara hatte seine Neigung, seine Liebe erfahren. Wie? Ob er mit ihr gesprochen hatte? Was sonst zwischen ihnen vorgefallen war? Ich weiß es bis zu dieser Stunde nicht. Ich habe nie mit ihr, nie mit ihm darüber gesprochen. Ich durfte ihnen wieder nicht zeigen, daß ich nur eine Ahnung hatte. Damals nicht, später nicht, jetzt noch nicht — doch einmal. Sie sollen es gleich hören.

„Schon die letzten Tage vor Johannes' Abreise war sie befangen gegen ihn, beinahe scheu, und sie wollte es ihm nicht zeigen und gab sich alle Mühe, zu sein, wie sie vorher gewesen war; daran merkte ich es zuerst. Und als er fort war — vierzehn Tage später — ach, Frau Baronin, das war doch wohl die schwerste Stunde meines Lebens, eine schwerere, als da ich die unglückliche Liebe in dem Herzen meines Kindes entdeckt hatte.

„Sie kam zu mir — es war schon Abend — sie sah blaß aus und doch so freundlich, und mit der himmlischen Freundlichkeit nahm sie meine Hand und sagte:

«Frau Sunderhof, ich habe Euch etwas mitzutheilen. Ich gehe ins Kloster. Ich habe es reiflich mit meiner Mutter überlegt und auch mein Vater hat mir seine Einwilligung gegeben.»

„Es war mir wie ein Donnerschlag.

«Kind, Kind!» rief ich. «Du? Nein, das darfst Du nicht! Das darfst Du nimmer!»

„Sie sah, wie ich erschrocken war. Das ergriff sie doch. Sie wurde still. Sie war wohl recht muthig zu mir gekommen, die Gründe für ihren Entschluß mir mitzutheilen, die Gründe, die sie sich eingeredet hatte, mit einem Muthe, den sie

sich gewaltsam gemacht hatte. Der Muth war auf einmal von ihr gewichen und die Gründe —"

«Was hat Dich um des Himmelswillen auf den Gedanken gebracht, Clara?» mußte ich sie fragen.

„Sie konnte mir nur leise und die Augen auf die Erde gerichtet antworten, wie man etwas sagt, was nicht richtig ist."

«Ich habe den Beruf schon lange in mir gefühlt.»

«Und Du hast mir nie ein Wort davon gesprochen.»

«Ich wollte vorher ganz einig sein mit mir und den Meinigen.»

«Und Du hast alles Andere eher mit mir besprochen, als mit den Deinigen?»

„Sie mußte schweigen."

«Und, Clara, ich habe in Dein Herz gesehen, so alt es ist, und ich sah nie und nimmer einen solchen Gedanken darin.»

„Sie blickte noch immer schweigend zur Erde. Da — ich hatte schnell zurückgeschaut in ihr Herz, das seit Jahren immer so offen und klar gewesen war, und es wurde mir plötzlich heiß und eine schwere Angst befiel mich."

«Clara, sieh' mich an!» rief ich.

„Sie sah mich mit den treuen, ehrlichen Augen an.“

«Clara, Du gehst nicht um Deinetwillen, Du gehst für einen Andern in das Kloster!»

„Sie wurde leichenblaß.“

«Nein, nein!» rief sie.

«Und ich will Dir sagen, Clara, wer es ist, wen Du retten willst —»

„Sie zitterte heftig.“

«Sprecht es nicht aus. Ich beschwöre Euch. Es ist nicht so.»

„Sie legte mir die zitternden Hände auf den Mund. Sie waren eiskalt.

„Ich wußte genug. Ich nahm meine Gedanken zusammen, was zu thun sei. Ich mußte lange still mit mir überlegen. Auch sie hatte unterdeß kein Wort gesprochen.“

«Dein Entschluß steht fest?» fragte ich sie dann. «Noch zu dieser Stunde?»

«Noch zu dieser Stunde, wie immer. Ich kann nicht anders.»

«Gut, Clara, so gehe in ein Kloster; aber gieb mir vorher ein Versprechen.»

«Nennt es mir.»

«Du kannst nicht eher als Nonne eingesegnet werden, als bis Du ein Jahr Novize gewesen bist?»

«So ist es.»

«Dann versprich mir, nach Ablauf des Jahres hierher zurückzukommen und kein Gelübde abzulegen, bevor Du mit mir gesprochen hast.»

«Ich verspreche es Euch!» sagte sie.

„Mit dem Versprechen schied sie von mir. Sie hat es gehalten. Wenn sie wiederkäme, sollte mein Johannes verheirathet sein, das war mein Gedanke. Aber er ließ sich nicht so schnell ausführen, auch in dem ganzen Jahre nicht. Sie durfte nicht merken, daß ihr ein Opfer gebracht werde. Johannes durfte nicht wissen, daß er ein Opfer bringen solle. Da mußten bei der Wahl einer Braut für ihn umsomehr alle jene Rücksichten genommen werden, die auch die Sitten und das Herkommen gebot. Und dann, Frau Baronin, that mir auch der arme Johannes leid. Er sollte doch eine brave Frau haben, an deren Seite das Herz ihm wieder gesund und fröhlich werden könne auf dem langen Lebenswege, den er mit ihr gemeinsam gehen müsse. Dazu wollte ich auch die Zeit bei ihm wirken lassen. So ging das Jahr früher um, als er hatte verlobt werden können. Ich wurde aber darüber beruhigt. Ich erfuhr, daß ihre Einsegnung nicht mehr in diesem Winter, sondern erst zu künftigen Ostern stattfinden könne. Da war

noch Zeit, und ich nahm sie mir. Vielleicht hatte sie in dem Jahre ihren Sinn geändert, und auch mein armer Johannes brauchte das Opfer nicht zu bringen. Aber es war nicht so. Ich sah es gleich, als sie zurückkam. Ihr Entschluß stand so fest, wie vordem. Und so mußte ich denn thun, was ich gethan habe. Und ich mußte zu meinem armen Johannes sagen:

«Aber wenn Du denn müßtest, Johannes? Als rechter, echter Ehrenmann? Um ein Herz zu retten, das so brav ist, wie das Deinige nur sein kann?»

„Und er bedeckte sein Gesicht und konnte lange nicht sprechen; dann sagte er:

«Mutter, ich heirathe. Clara soll nicht Nonne werden!»

„Weiter sprach er kein Wort. Er wußte auf einmal Alles; er sprach mit den paar Worten Alles aus, was geschehen war; was für ihn geschehen sollte; was seine Pflicht als rechter, echter Ehrenmann war.

„Auch ich sagte ihm nichts mehr. Ich küßte ihn, und ich habe ihn wohl nie so herzlich geküßt. Und er ist seitdem heiter, wenn auch nicht laut; es ist, als ob auch ihm eine schwere Last vom Herzen genommen sei. Nur Ein Gedanke kann ihn noch

traurig machen; es ist der, daß Clara, die einen festen Willen hat, doch noch, nachdem sie schon lange in der Bestimmung für das Kloster gelebt hat, nicht mehr möge zurücktreten wollen, und nun doch um seinetwillen in der engen Zelle sich für ihr ganzes Leben einschließen lasse. Davon hatten wir gesprochen, als Sie kamen. Aber der liebe Gott wird ja Alles und auch das zum Besten wenden.

„Morgen kommt Johannes' Braut hierher; ich muß sie doch auch sehen. Sie wird ein paar Tage bleiben. Wenn Sie sich die auch einmal ansehen wollten, Frau Baronin? Wir Bauersleute können nicht zu Ihnen kommen, aber der Vornehme darf immer zu dem Geringeren gehen. Meinem Johannes würden Sie das Herz leichter machen, wenn er sähe, daß seine Braut Ihren Beifall finde."

Ich versprach ihr, zu kommen, und ging am dritten Tage hin.

Die Braut ist ein hübsches, frisches, einfaches, gutmüthiges Ding. Aber für den gebildeten Johannes! — Und gegenüber Clara!

Ich war so sehr freundlich gegen sie, und auch gegen Johannes. Ich machte ihm das Herz leichter. Und das sind Bauern, Nanni! Und sie stellen

sich selbst so tief unter uns, und wir glauben so weit höher zu stehen, als sie, besonders unsere fremden Herren hier.

Ich schrieb Dir in meinem vorigen Briefe von unserem „Preußenessen", wie es der alte Franz nannte, und wie steif und langweilig es war, weil der Eine immer gegen den Andern auf seiner Hut war. Aber ein neutrales Gebiet für eine freiere Unterhaltung glaubten die Herren von der andern Seite der Elbe doch gefunden zu haben, und sie wollten sich herzhaft darauf herumtummeln. Ich schrieb Dir damals nichts davon, weil der Gegenstand damals noch nicht so viel unmittelbares Interesse haben konnte, wie jetzt, und weil — Aber höre.

„Haben die gnädige Frau schon einen westfälischen Bauernhof besucht?" fragte mich mein unterthänigster General.

Gewiß, Excellenz.

„Und darf ich unterthänigst fragen, wie es Ihnen gefallen hat?"

Sehr gut, Excellenz. Die hiesigen Bauernhöfe haben etwas Eigenthümliches, das man anderswo nicht wiederfinden mag.

„Und so wie sie sind, sind sie uralt," bemerkte der Oberpräsident, der natürlich ein studirter Herr

ist, und der, namentlich den Generalen gegenüber, zeigen wollte, daß und wie sehr er es sei. „Schon zu Tacitus' Zeiten —"

Die hohen Offiziere sahen auf bei dem Namen.

Der Oberpräsident mochte das als eine Aufforderung zur Belehrung auffassen.

„Der römische Geschichtsschreiber Tacitus, meine Herren," sagte er, „der auch ein besonderes Werk über Deutschland geschrieben hat, lebte hundert Jahre nach Christi Geburt und beschreibt uns in seiner genannten Schrift die deutschen Bauernhöfe ganz so, wie sie noch gegenwärtig sind. Er spricht zwar nur von ihrer vereinzelten Lage und von den Wallhecken, mit denen die einzelnen Kämpe umgeben sind; aber wir dürfen, da das sich so erhalten hat, mit vollem Rechte auch auf die innere Einrichtung der Häuser schließen."

Er sprach noch mehr, der gelehrte Oberpräsident, der übrigens kein Westfale war, und die Offiziere schienen über seine Gelehrsamkeit oder deren Weitläufigkeit etwas verdrießlich zu werden. Als er fertig war, nahm einer von den Generalen das Wort:

„Ja, ja, Excellenz, ich glaube Ihnen das Alles, daß die Kerls das schon vor ein paar tausend Jahren gehabt haben. Mir ist in meinem Leben

noch kein zäheres und hartnäckigeres Volk vorgekommen, als diese westfälischen Bauern."

„Davon kann ich auch ein Lied singen," meinte ein Oberst.

Ein General ließ ihn aber nicht weiter zu Worte kommen.

„Meine Herren, der Bauernhochmuth ist sprichwörtlich; aber ich meine, das Sprichwort muß aus Westfalen stammen. Denken Sie sich, was mir hier einmal passirte. Bei einer Rekrutenaushebung befahl ich, wie das bei uns stets so ist, dem Feldwebel, dem Rekruten die Nummer des Regiments, für das er bestimmt war, mit Kreide auf den Rücken zu schreiben. Es war ein Bauernbursche und er trug natürlich noch seinen Bauernrock. Stellen Sie sich vor, was mir der Mensch sagte. „Herr General," sagte er, „wenn ich den Rock des Königs anhabe, dann können Sie darauf schreiben lassen, was Sie wollen; aber dieser Rock gehört mir."

„Das ist nichts, meine Herren," rief sofort ein anderer der Herren. „Mir ist Folgendes begegnet. Ein Bursch, auch ein westfälischer Bauernsohn, war schon in der Uniform. Er begegnet mir eines Tages darin, und hat ganz seinen trägen, schwerfälligen Bauerngang. Da rufe ich ihn an

und sage zu ihm: «Mein Sohn, wenn Du die Ehre hast, den Rock des Königs zu tragen, so mußt Du Dich hübsch adrett halten.» Und was meinen Sie, was er mir zur Antwort giebt? «Herr General, der Rock ist von den Steuern der Bauern bezahlt.» Das antwortete er mir."

„Ja, ja, es ist ein impertinentes, hochmüthiges Volk, und träge und falsch sind sie dabei," das meinten die fremden Herren darauf Alle.

Und ich, Nanni? Ich schwieg. Erstens weil man bei dem Eifer der Herren nicht gut zum Sprechen kommen konnte; zweitens, weil ich hätte sagen müssen, wie nachher zu der Frau Sunderhof, im Grunde sei ich selbst eine Bauerntochter und der Bauer sei überall Bauer; aber die Cousine Arabella hätte der Schlag rühren können, wenn ich in Gegenwart aller der Herren das gesagt hätte, und drittens, weil die Cousine Arabella selbst das Wort nahm. Und das Wort, das sie sprach, konnte eben nur eine Dame sagen, und es war sehr gut gesagt.

„Meine Herren," sagte sie, „der westfälische Bauer hat viele Aehnlichkeit mit dem westfälischen Adel."

Dabei nahm sie eine allmächtige Prise. Und alle die fremden Herren wurden still. Der Ober-

präsident bat in seiner Verlegenheit sich ebenfalls eine Prise von der Cousine aus.

Die Präsidenten und Geheimräthe und Generale und Obersten bissen in ihren Kapaun ein, als wenn er die Welt für sie sei. Nur mein Nachbar, der commandirende General, sprach etwas.

„Ein superber Kapaun," meine Gnädigste. „Darf ich unterthänigst fragen, ob Sie ihn haben von Berlin kommen lassen?"

Hochmüthig, impertinent, falsch, träge!

Und der Sunderhof lag so nahe dabei, wo das gesprochen wurde!

Hermann's Mutter ist mit der jungen Fürstin hier. Sie kamen gestern. Wir wußten die Zeit ihrer Ankunft nicht, nicht einmal, auf welchem Wege sie kamen. So konnten wir ihnen nicht entgegenfahren. Hermann hatte ohnehin keine Lust dazu.

„Benehmen wir uns überhaupt etwas gemesseu und zurückhaltend gegen sie," sagte er.

Sie ist Deine Mutter, Herrmann!

„Nun denn, vorsichtig."

Dabei blieb es.

Er hatte es mit einer gewissen Bitterkeit gesagt.

Ich vermeide um so mehr, mit ihm weiter oder wieder von der Sache zu sprechen. Er hatte immer

vermieden, das Gespräch auf seine Mutter kommen zu lassen.

Für ein günstiges Verhältniß während des Besuches war das Alles keine günstige Vorbedeutung.

Es wurden indeß alle Anstalten zu einem mehr als gewöhnlichen Empfange getroffen. Der vortreffliche Onkel Clemens leitete und ordnete. Die Bedienten mußten ihre Sonntagslivréen anlegen, die Beamten sich zu feierlicher Aufwartung bereit halten; der gute Onkel selbst hatte seine Generalsuniform mit den dicken Epauletten angezogen; auf sein Bitten kleidete sich auch Hermann sorgfältiger, ich hatte es schon gethan.

Nur Cousine Arabella ließ sich gar nicht sehen; sie kam nicht aus ihrem Zimmer und ließ sagen, sie habe Kopfschmerzen.

Der Onkel Clemens sagte:

„Sie würde sie wenigstens bekommen, wenn sie sie empfangen müßte. Die gute Arabella und meine durchlauchtigste Schwägerin waren nie Freundinnen; sie wollte die Durchlaucht nicht anerkennen, und im Grunde — aber ich habe jetzt keine Zeit, gnädigste Cousine, ich erzähle Ihnen das heute Abend.“

Zu einem feierlichen Empfange ist man wohl selten in einer feierlichen Stimmung, desto mehr

in einer nicht eben angenehmen Spannung. Wir Alle waren in einer peinlichen Unruhe; ich gewiß und noch mehr Hermann.

Wir beide saßen still harrend in unserem gemeinsamen Wohnzimmer.

Wir haben eines, Nanni. Es hat mich allerdings Mühe genug gekostet. Die Bedienten schütteln noch jetzt den Kopf über diese bürgerliche Einrichtung und die Cousine Arabella meinte:

„Aber; Kinder, wenn Ihr nicht Jedes Euer besonderes Wohnzimmer habt, wie sollen die Leute den Respect bewahren können!“

Wir wußten denn auch in der That Jedes sein besonderes Wohnzimmer nehmen; wir wohnen nur nicht darin.

Gegen Mittag hörten wir endlich Posthörner blasen. Die Erwarteten kamen.

„Gehen wir hinunter, ihnen entgegen, Hermann.“

„Wenn sie aussteigen.“

Es war beinahe finster. Zwei Wagen fuhren vor. In dem ersten war meine Schwiegermutter mit der jungen Fürstin, in dem zweiten die Dienerschaft.

Der Onkel Clemens stand an der Spitze der Beamten und Bedienten des Schlosses im Schloßportal.

Als der erste Wagen hielt, eilte er an ihn heran. Hermann's Kammerdiener, der ihm voranging, öffnete den Schlag.

Das sahen Hermann und ich noch durch das Fenster, an dem wir standen.

„Nun!“ sagte er dann.

Er nahm meinen Arm. Er führte mich die Treppe hinunter zum Portal.

Ich habe seine Haltung noch nie so ernst und zugleich so stolz gesehen. Und er ging seiner Mutter entgegen.

Ich war unwillkürlich desto demüthiger und schüchterner geworden.

Er sah es mir an, er sagte nichts.

Als wir in das Portal traten, hatte der Onkel Clemens seine durchlauchtige Schwägerin aus dem Wagen gehoben; sie stand neben ihm.

Einer jungen Dame hielt er seine Hand hin; auf sie gestützt, glitt sie leicht aus dem Wagen.

Wir trat zu ihnen. Zuerst zu Hermann's Mutter.

„Seien Sie uns willkommen, gnädigste Mutter,“ sagte er.

Er sprach es mit jenem ernsten, gemessenen Stolze. Ein wenig meinte ich doch seine Stimme zittern zu hören. Es war wohl sehr natürlich. Vor neun oder zehn Wochen hatte sie für ihn,

für uns Beide, nur jenen tödtlich feindlichen Blick gehabt; seine Hand hatte sie mit Verachtung zugewiesen.

„Ah, mein lieber Hermann!“ erwiderte sie jetzt, und sie sprach die Worte mit einer gewissen ruhigen Zärtlichkeit, die eben darum natürlich erschien.

So umarmte sie ihn auch.

„Meine Frau!“ wollte er dann mich ihr vorstellen.

Auch auf mich hatte sie damals ihren feindlichen Blick gerichtet. Ah, meine gnädige Frau! hatte sie mit dem tödtlichen Hohne zu mir gesagt.

Sie kam Hermann zuvor. Ehe er meine Hand hatte fassen können, sagte sie:

„Die Fürstin Seravalle, Hermann!“

Und die Höflichkeit verlangt es, daß er sich zu der Fürstin wandte.

Er verbeugte sich tief vor ihr, mit der vollen Höflichkeit des Edelmanes vor einer hohen Dame.

In demselben Augenblicke aber war seine Mutter zu mir getreten. Sie nahm meinen Arm, sie umarmte auch mich.

„Meine liebe Tochter!“ sagte sie, fast mit mehr Zärtlichkeit, als sie eben zu Hermann gesprochen hatte.

Sie küßte mich dreimal.

Dann nahm sie meinen Arm, um an ihm in das Haus zu gehen.

Hermann führte die junge Fürstin.

Auf einen Wink seiner Mutter ging er mit ihr vor. Wir folgten.

Das war der Empfang. Ich hatte ihn mir schwerer, peinlicher gedacht; Hermann gewiß.

Auch nachher ging Alles gut.

Zur Tafel mußte Hermann wieder die junge Fürstin führen, auf den Ehrenplatz, der seiner Mutter zugekommen wäre. Seine Mutter nahm wieder meinen Arm und ich mußte mich an ihre Seite setzen. Sie war die Liebenswürdigkeit, Freundlichkeit, Zärtlichkeit selbst gegen uns, gegen mich fast mehr als gegen Hermann.

Dabei ist sie eine Frau von Geist, von den vollendetsten Formen der Gesellschaft; sie kennt die Menschen und beherrscht sie.

Ich mußte sie in dieser Beziehung mit der Frau Sunderhof vergleichen. Auch die Bäuerin hat den klaren Geist, den scharfen Verstand, die Kenntniß der Menschen, übt über ihre Umgebung jene Ueberlegenheit aus. Aber — ohne es zu wollen und mit dem besten und wohlwollendsten Herzen von der Welt. Will auch diese stolze Weltdame es nicht? Und zeigte in jenen tödtlich feind=

lichen Blicken auf dem Flur und der Weid sich ein wohlwollendes Herz?

Es ist mir dennoch leichter um's Herz geworden, seitdem sie hier ist.

Mit Hermann scheint es nicht so zu sein; ich sehe ihn stille, nachdenklich, manchmal fast sorgenvoll brütend.

Von der jungen Fürstin muß ich Dir noch ein paar Worte sagen. Sie ist sehr schön; eine außerordentlich zierliche Gestalt; sie hat mehr einen deutschen als italienischen Ausdruck; ihre Haare sind blond, ihre Augen blau und von großer Sanftmuth. Sie ist überhaupt nicht lebhaft, vielmehr beinahe schüchtern. Bedeutend scheint sie nicht zu sein, wenn ich sie auch nicht geradezu unbedeutend nennen möchte.

Am Tage nachher.

Was will sie hier, Nanni? Diese stolze Frau mit ihrer Freundlichkeit und Zärtlichkeit? Die Leute im Schlosse, die sie früher gekannt haben, kennen sie nicht wieder. Damals der Stolz, die Kälte, die Herrschsucht selbst, ist sie jetzt die Herablassung, die Bescheidenheit, die Liebenswürdigkeit selbst. „Sie war mir früher unheimlich," sagte mir heute die Cousine Arabella; „jetzt ist sie mir es erst recht."

Die Cousine hat den Frieden einer förmlichen Höflichkeit mit ihr gemacht. Drei Schritt vom Leibe! sagte sie.

Hermann's stilles, nachdenkliches Wesen seit ihrem Hiersein ist ein gedrücktes geworden, besonders seit gestern Abend.

Seine Mutter hat eine ältere Kammerfrau mitgebracht; Frau Menges heißt sie. Sie stammt aus der Gegend und ist bei ihr seit ihrer Verheirathung, und seitdem nicht von ihrer Seite gekommen. Sie wird von Allen, die sie kennen, als eine sehr brave Frau geschildert, die dennoch — wie komme ich zu dem Worte? aber es steht einmal — ihrer Herrin in den Tod treu sei. An Hermann, den sie als kleines Kind auf den Armen getragen, hängt sie mit großer Liebe, und auch er hält sehr viel auf sie.

Gestern Abend hatte Hermann sich früh aus dem Theezimmer entfernt; ich glaubte eine besondere Unruhe an ihm bemerkt zu haben. Ich nahm daher eine Gelegenheit wahr, ihm zu folgen, um ihn zu fragen, was ihm sei. Meine Schwiegermutter, die junge Fürstin, Cousine Arabella und der Onkel Clemens blieben in dem Zimmer zurück.

Ich fand Hermann in unserem gemeinschaftlichen Wohnzimmer nicht. Der Kammerdiener sagte mir,

er sei in seinem Zimmer. Ich ging hin. Das Zimmer war verschlossen. Ich klopfte an. „Wer ist da?“ fragte er heraus, ohne zu öffnen. «Ich, Hermann!» Er öffnete. Die Frau Menges war bei ihm. Sie war im Begriffe, zu gehen. Hermann sah vorher durch die Thür in den Corridor hinein.

„Es ist Niemand da,“ sagte er zu ihr.

Sie blickte auf mich.

„Du kannst beruhigt sein, gute Menges,“ sagte er.

Die gute Frau ging. Hermann war sehr bewegt, fast ergriffen. .

„Nicht wahr, Natalie,“ sagte er, „es wird Niemand erfahren, daß sie bei mir war?“

Wenn Du es so wünschest, gewiß nicht, Hermann.

„Es ist um meiner Mutter willen. Sie hat sich zu mir stehlen müssen.“

Es war also etwas Besonderes, was er mit ihr gehabt hatte.

Er sagte mir nicht, was es war.

Er hat Alles mit mir besprochen. Er hat mir nie etwas verschwiegen. Ich denke es mir wenigstens. Wie könnten Mann und Frau Geheimnisse gegen einander haben?

Diesmal schwieg er. Aber es betraf seine

Mutter; es mußte nichts Gutes sein, und Geheimnisse der Mutter, wenigstes solche — darf der Sohn auch der Frau gegenüber ehren.

Ich fragte ihn nicht weiter.

Ich sah Dich unruhig, sagte ich ihm nur. Ich wollte sehen, ob Dich etwas trübe; darum folgte ich Dir. Jetzt habe ich keine Frage mehr an Dich.

Da gewahrte ich, wie er mich besorgt ansah. Er wollte mir etwas sagen; ich sah, wie es ihn drängte.

Nein, nein, Hermann, bat ich ihn. Sage mir nichts. Fremde Geheimnisse sind nicht unser Eigenthum.

Er küßte mich.

„Gute Seele! Du wirst mir dennoch trauen, wenn ich auch nicht Alles Dir vertrauen darf.“

Das werde ich, mein lieber Hermann.

Er schien sich doch leichter zu fühlen.

Er bat mich dann, ihn bei den Damen zu entschuldigen; er habe Kopfweh.

Er hatte es wirklich.

Ich kehrte allein zu dem Theezimmer zurück.

Im Corridor hatte die Frau Menges auf mich gewartet. Sie trat rasch an mich heran; sie sagte leise und flüchtig:

„Gnädige Frau, der gnädige Herr hat Ihnen nicht sagen können, was ich Ihnen sagen muß. Trauen Sie der Freundlichkeit der Mutter des gnädigen Herrn nicht.“

Mit dem letzten Worte war sie verschwunden.

Die Glieder zitterten mir doch. Ich mußte mich sammeln, ehe ich in das Theezimmer treten konnte.

Meine Schwiegermutter und die Fürstin blieben nicht lange mehr. Auch die Cousine Arabella ging bald. Wenn man sich drei Schritte vom Leibe mit Jemandem unterhalten muß, kann man leicht ermüden.

Ich war mit dem alten Onkel Clemens allein. Ich sah ihm an, daß er mir etwas zu sagen habe, auch er; auch daß es ihn drückte. Ich wußte aber auch, daß er das, was ihn drückte, nicht für sich behalten könne. Er mußte nur auf einem Umwege damit hervorkommen.

„Gnädigste Cousine, ich wollte Ihnen schon gestern und vorgestern Abends erzählen, warum die Cousine Arabella und meine durchlauchtige Schwägerin nie gute Freundinnen waren. Ich fand keine Gelegenheit. Haben Sie heute Zeit?“

Gewiß, lieber Onkel.

„Die gute Cousine hatte mehrere Gründe für

ihre Antipathie. Da ist der Tod meines armen Bruders Adolph —. Aber davon will ich Ihnen zuletzt sprechen; es fehlt ja der Beweis und Cousine Arabella kann der Schwägerin Unrecht thun, obwohl — Indeß, wie gesagt, nachher davon."

Von seinem Bruder Adolph hatte der Onkel schon einmal gesprochen; um so neugieriger hätten mich seine Worte gemacht; aber ich mußte mich gedulden.

„In alten Familien giebt es viele Geheimnisse," fuhr er zwar noch fort, als wenn er bei dem Tode seines Bruders Adolph verbleiben wollte. Allein er wollte, wenigstes zunächst, nur etwas Anderes damit einleiten.

„Ich selbst bin ein solches Geheimniß, gnädigste Cousine. Ich war der älteste Sohn meines Vaters und habe doch die Altenstein'schen Güter nicht geerbt, deren Herr er war; sie fielen vielmehr auf meinen jüngeren Bruder Adolph, und da dieser unverheirathet starb, auf den jüngsten, Hermann's Vater. Warum ich sie nicht erhielt? Der Grund war, daß mein Vater — Gott habe ihn selig — ein eigener Kauz war, schon in jener Zopfzeit war das ganz etwas Anderes, als in der neueren Zeit, da Hermann's Vater, der sein extravagantes Wesen wohl von seinem und meinem

Vater geerbt hatte, noch ganz andere Dinge trieb. Für die Thorheiten meines Vaters mußte ich denn auch büßen. Eigentlich war es nur Eine, freilich für jene Zeit eine desto schlimmere. Er hatte eine bürgerliche Mamsell geheirathet. Es war ein Verbrechen, für das ich, wie gesagt, die Strafe erleiden sollte und mußte. Es kam doch nur etwas anders, als andere Leute sich gedacht hatten. Nach dem alten Rechte unseres Adels und speciell auch unserer Familie war die Verbindung meines Vaters mit einer Bürgerlichen eine Mesalliance und ich als Sohn dieser Ehe konnte die Altenstein'schen Güter nicht erben; sie fielen vielmehr, anstatt meiner, an die nächsten Agnaten des Hauses; die nächsten Agnaten waren da drüben die auf dem Neuenstein. Sie triumphirten schon, aber zu früh. Mein Vater erfuhr es, ließ ihnen Vergleichsvorschläge machen, die mir die Güter sichern sollten. Sie wollten sich auf nichts einlassen; sie waren ihres Rechtes zu sicher. Da entschloß mein Vater in seinen alten Tagen sich noch zu etwas, an das sie nicht mehr gedacht hatten. Er war Wittwer geworden; er nahm die zweite Frau, ein Fräulein von untadelhaft altem und reinem Blute. Es entstammten der zweiten Ehe zwei Söhne, Adolph und Max.

Die Neuensteiner waren um ihre Hoffnungen betrogen; ich freilich auch um die meinigen, wenn ich welche hätte haben können.

„Nach dem Tode meines Vaters gingen die Altenstein'schen Güter auf meinen Bruder Adolph über, der ebenbürtig war, und Sie wissen nun, meine gnädigste Cousine, warum ich der geduldete Onkel auf dem Altenstein bin.

„Aber wie mein armer Bruder Adolph keinen Genuß von seinem reichen Besitzthum hatte und sein jüngerer Bruder Max der Stammherr wurde, dem wieder mein lieber Vetter Hermann gefolgt ist, das ist noch eine andere, weitläufige Geschichte, die ich Ihnen — hm, von der ich Ihnen doch auch etwas erzählen muß, um auf die Cousine Arabella und meine durchlauchtige Schwägerin zurückzukommen.

„Da drüben auf dem Neuenstein hatten sie ein wunderschönes Kind, Blandine hieß sie und die schönste Blondine war sie, die ich in meinem Leben gesehen habe. Mein Bruder Adolph mußte auch keine schönere gesehen haben; dazu kam, daß er sie nur heimlich sehen konnte, nur von dem Park aus, durch die die defecte Hecke, die die Parks des Altensteins und des Neuensteins trennt. Ihr Vater eben war es, der auf meines Vaters Mes-

alliance speculirt hatte; da war schon damals kein Verkehr zwischen den beiden Häusern. Um so eher wurde aus den Beiden ein Liebespaar und — ihre Liebe kostete ihnen Beiden das Leben. Der Bruder Blandinens, Rudolph hieß er — er war der zweite Bruder und wäre nach den alten Hausverträgen Herr der Altenstein'schen Güter geworden, wenn mein Vater nicht wieder standesgemäß geheirathet hätte, gönnte seiner Schwester nicht den Besitz dessen, was ihm entzogen war; es gelang seinen Intriguen, die Feindschaft zwischen den beiden Häusern noch heller zu entflammen. Die schöne Blandine mußte einen Andern heirathen, und der arme Adolph erklärte, gar nicht heirathen zu wollen. Da blieb denn unserm jüngsten Bruder Max nichts übrig, als eine Frau zu nehmen, damit der Altenstein doch nicht zuletzt an den Neuenstein komme. Der gute Max hatte schon früh etwas Absonderliches. So hatte er sich in eine Prinzessin verliebt, die zwar sehr vornehm, aber auch sehr arm war. Sie war aus einem ehemals reichsunmittelbaren fürstlichen Hause. Die Familie hatte sich finanziell dadurch ruinirt, daß sie, durch die napoleonische Errichtung des Rheinbundes mediatisirt, wieder souverän werden wollte und zu dem

Zwecke der ehemals regierende Herr im Kaiserpalaste zu Paris jahrelang antichambrirte und den neuen Großen des napoleonischen Hofes sein Vermögen opferte. Es war vergebens. Der Fürst blieb Unterthan und wurde arm. Seine arme schöne und stolze Tochter hatte mein Bruder Max auf einer seiner Streifereien gesehen; er hatte sich in sie verliebt und sie — sie dachte, eine Freifrau mit einem kolossalen Vermögen sei noch immer besser, als eine arme Prinzessin ohne Mann, und sie gab dem Max ihre Hand, nachdem sorgfältige Erkundigungen festgestellt hatten, daß er der Herr der Altenstein'schen Güter werden müsse.

„Dies wurde indeß auf einmal zweifelhaft.

„Die schöne Blandine war Wittwe geworden, und Adolph, der bisher menschenscheu vor aller Welt sich zurückgezogen hatte, lebte wieder auf und sah die Wittwe, die zu dem Neuenstein zurückgekehrt war, wieder und — die Leute sprachen von einer Vermählung der Beiden nach Ablauf des Wittwenjahres.

„Da geschah etwas Anderes.

„Max lebte seit seiner Verheirathung mit seiner jungen Frau im Auslande, meist auf Reisen. Geld konnte er von dem guten Adolph bekommen, so viel er wollte.

„Auf einmal kam das junge Paar zum Altenstein zurück und schlug seinen beständigen Wohnsitz hier auf.

„Und nun, meine gnädigste Cousine, hätten Sie Ihre durchlauchtige Schwiegermutter sehen sollen, wie liebenswürdig sie gegen ihren Schwager Adolph wurde — hm, ungefähr wie jetzt gegen Sie. Sie war zärtlicher gegen ihn, als gegen ihren Mann; sie wich nicht von seiner Seite; sie wurde die Vertraute seiner geheimen Liebe — geheim mußte diese sein, denn der böse Rudolph lebte noch — und nach zwei Monaten war der arme Adolph todt. Plötzlich! Am Abend war er gesund gewesen. Am Morgen wurde er todt in seinem Bette gefunden. Und mein Bruder Max war jetzt der Herr auf dem Altenstein und meine durchlauchtige Schwägerin war die Herrin.

„Ueber den Tod des armen Adolph — hm, die Leute sprachen wohl eine Zeitlang viel davon, aber Keiner wußte etwas. Sein Leichnam da hinten in dem tiefen Grabgewölbe könnte vielleicht Manches erzählen, wenn er aus dem Sarge genommen und aufgeschnitten würde; aber wer will das thun? Der Meßsehörer Kemper noch vielleicht. Sie haben ihn ja in der Schweiz gesehen, aber er rechnet sich zur Clerisei und thut

verschwiegen wie ein Beichtvater. So ist die Cousine Arabella zwar nicht, aber sie weiß nichts. Indeß, da sie gern mehr spricht, als sie weiß, so erzählt sie Ihnen vielleicht einmal etwas, besonders jetzt, da die durchlauchtige Frau wieder hier ist.

„Aber ich muß Ihnen noch erzählen, warum die beiden Damen keine guten Freundinnen sind.

„Das hat wohl allerlei Gründe. Der triftigste ist —"

Als der gute Onkel mir ihn mittheilen wollte, wurde er unterbrochen, und er ist bis heute nicht wieder darauf zurückgekommen. Es wird am Ende nicht viel sein.

Die Cousine Arabella hat mir nichts gesagt. Auf dem Herzen hat sie etwas, das sehe ich ihr an. Sie sprach nur die paar Worte, daß die Frau ihr jetzt erst recht unheimlich sei.

Aber was will diese unheimliche Frau hier? Warum ist sie gerade gegen mich so besonders freundlich und zärtlich, wie gegen den armen Adolph? Warum mußte der Onkel Clemens mich darauf aufmerksam machen?

Und zu Hermann darf ich kein Wort sagen.

XIX.

Natalie an Nanni.

Ich schreibe Dir in einer gewissen Aufregung, Nanni. Urtheile selbst, ob ich Grund zur Unruhe habe.

Wir machten gestern eine Schlittenpartie.

Wir sind mitten im Winter. Es hatte mehrere Tage geschneit. Das, Land ist mit Schnee bedeckt; soweit das Auge reicht, und es reicht weit in dem flachen Lande über die unendlichen Haiden hinaus, ist Alles weiß, die Felder, die Wiesen, die Häuser, die Haiden, die sonst so grau sind. Seit drei Tagen war klares Frostwetter; der Schnee blitzte und leuchtete so wunderbar in den hellen Sonnenstrahlen, die ihn doch nicht schmelzen konnten; nicht roth, nicht glühend, wie unsere Schnee-Alpen, wenn die Abendsonne von ihnen Abschied nimmt, aber so recht klar und rein, so recht schneeweiß. Es zog Einen mit Gewalt hinaus. Besonders für die junge Fürstin Julie war es ein Anblick, von dem sie sich gar nicht trennen konnte. Rechten Schnee hatte sie eigentlich noch nie gesehen. Sie hatte noch keinen Wintertag außerhalb Italiens zugebracht. Dort hatte sie wohl einige Male, wenn sie des Morgens aufstand,

ein paar Dächer mit einer weißlichen Masse bedeckt gesehen, von der man ihr sagte, daß es Schnee sei; aber wenn sie genau hinsehen wollte, war es schon vorbei. Früh war sie wohl nicht aufgestanden, und der Schnee schmolz schon früh in dem warmen Lande. Da sah sie hier nichts als die weiße Schneedecke meilenweit und Tag für Tag. Sie bekam eine Sehnsucht nach dem Schnee. Ich mußte mit ihr hinausgehen; sie freute sich wie ein Kind, daß sie auf ihn treten konnte, daß er unter ihren Füßen nicht wich und nicht schmolz.

Sie ist wirklich ein gutes Kind, und wir Alle machen ihr gern eine Freude.

Da fragte vorgestern Mittags bei Tische Hermann seine Mutter, was sie zu einer Schlittenpartie meine? Die junge Fürstin kenne noch gar nichts davon, und auch ich wisse nur wohl mehr aus Hörensagen, was das eigentlich sei.

Fürstin Julie und ich bestätigten das.

„Wohin?“ fragte seine Mutter.

„Nach der Havixburg bei Angeln.“

„Ah!“

Sie rief das wie überrascht aus. Ich achtete damals nicht darauf. Hermann war es aufgefallen. Er sagte es mir nachher, gab mir

auch den Grund an. Ich theile ihn Dir weiter unten mit.

„Und wie dächtest Du Dir die Partie?“ fragte sie dann.

„Wir Alle führen hin.“

„Wir allein?“

„Wen wünschen Sie mehr zu der Partie?“

„Die Herfeld's, denke ich, die Bozlar's, die Berghauser's.“

Es waren befreundete adelige Familien der Nachbarschaft mit munteren Söhnen und Töchtern.

„Sie denken an eine Abendpartie, Mutter?“

„Und an eine Tanzpartie. So war es ja früher Eure Sitte hier.“

„Vortrefflich, Mutter, und so soll es sein. Gleich morgen, wenn Sie es erlauben.“

„Gleich morgen. Heute wäre es zu spät,“ sagte seine Mutter.

Die Arrangements wurden sofort getroffen. Zu der Frau v. Herfeld, die am nächsten wohnte, fuhr ich mit der Fürstin, um sie einzuladen. Nach Bozlar und Berghausen ritt Hermann. Die Kutscher und Bedienten mußten die Schlitten in Stand setzen, die Pelzdecken hervorholen, das Geschirr säubern, das Geläute probiren. Der Rentmeister fuhr nach der Havixburg hinaus, um

Alles dort für den andern Tag zu besorgen, Tanzmusik herbeizuschaffen und so weiter.

Am Abend, als wir uns zum Thee wieder Alle zusammenfanden, wurde nur von der morgigen Schlittenpartie gesprochen. Die Einladungen waren überall mit Jubel angenommen; auch die Fürstin Julie und ich jubelten. Hermann's Mutter saß manchmal nachdenklich.

Hermann hatte mir erzählt, wie ihm ihre Ueberraschung bei Tische aufgefallen war. Es war ihm dadurch eine alte Jugenderinnerung zurückgekehrt. Als kleiner Knabe hatte er einmal zugehört, wie die Bedienten auf dem Altenstein von seinem verstorbenen Onkel Adolph und dessen Tode gesprochen hatten. Er hatte das Wenigste verstanden, und von dem, was er verstand, das Meiste vergessen. Aber Eins war ihm im Gedächtnisse geblieben. „Auf der Havixburg ist es geschehen," hatte Einer gesagt. „Von dem Tage an war es mit ihm vorbei, und er war mit ihr allein dagewesen." Unmittelbar vorher hatten sie von seiner Mutter gesprochen.

Die Mittheilung Hermann's erinnerte mich an die früheren räthselhaften Worte des Onkels Clemens über den Tod seines Bruders Adolph, der der Stammherr auf dem Altenstein gewesen

war. Ich sprach aber mit Hermann nicht darüber. Er selbst deutete auch mit keinem Worte an, daß er von einem unnatürlichen Tode seines Onkels eine weitere Ahnung habe. Nachdenklich schien aber auch er manchmal zu sein.

Der Onkel Clemens sagte gar nichts.

„Du fährst doch mit, Onkel?" hatte ihn Hermann gefragt.

„Gewiß. Wie wolltet Ihr ohne mich fertig werden!" war seine Antwort.

Aber ich sah, wie er zuweilen beobachtende Seitenblicke auf das nachdenkliche Wesen seiner durchlauchtigen Schwägerin gleiten ließ.

Gestern gegen Abend ging die Partie vor sich.

Die eingeladenen Familien fanden sich zuerst auf dem Altenstein ein. Sie kamen in acht Schlitten; drei Schlitten von uns stießen zu ihnen. Elf Schlitten, elf Paare. Hermann fuhr die Fürstin Julie. Ein junger Herr von Berghausen fuhr mich. In dem ersten Schlitten saß meine Schwiegermutter an der Seite des alten Grafen Botzlar, eines ebenso stattlichen als ritterlichen Herrn, der gleichfalls selbst den Schlitten leitete. Die Herren fuhren alle selbst an der Seite ihrer Damen. Die Bedienten saßen hintenauf.

Es war ein schöner Tag. Die Schlitten alle

elegant, jeder mit den zwei großen, schönen, schnaubenden Rennern bespannt, mit den schwarzen langhaarigen Bärenpelzen belegt. Darin die Damen in dem feinen Pelzwerk. Hermann's Mutter hatte am Morgen früh ihren Kammerdiener in die Stadt geschickt, um für die junge Fürstin die zwei feinsten und theuersten Zobelpelze zu kaufen, die er finden könne. In der Stadt ist eine der größten und berühmtesten Pelzhandlungen im nördlichen Deutschland.

Gleich nachher kam der Onkel Clemens zu mir, um mir seinen unterthänigen guten Morgen zu wünschen. Es war früher als sonst. Er entschuldigte sich damit, daß er den ganzen Morgen keine Zeit mehr haben werde, da noch so Vieles für die Schlittenfahrt zu besorgen sei. Er lächelte so eigenthümlich listig dabei. Unmittelbar vor Tische war er wieder da. Schon vor ihm war der Kammerdiener meiner Schwiegermutter mit zwei Pelzen zurückgekehrt, die an Weiße, Glanz und Feinheit nichts zu wünschen übrig ließen; man glaubte nichts Schöneres und Eleganteres sehen zu können. Wir Alle bewunderten sie; auch der Onkel Clemens, der darüber kam. Aber als wir dann in den Speisesaal gingen, flüsterte er mir in's Ohr:

„Gnädige Cousine, wenn Sie nachher in Ihr Zimmer kommen, werden Sie doch noch Schöneres dort finden. Der Hermann schickt es Ihnen.“

Und Sie haben es geholt, Onkel Clemens?

„Hermann vertraute meinem Geschmack.“

Und Hermann hatte es dürfen.

Ich fand in meinem Zimmer einen jener kostbaren Zobelpelze, von denen ich bisher nur hatte erzählen hören; die Haare lang und weich wie Sammet und rabenschwarz, und an den langen Spitzen mit einem fast zauberhaften Silberglanz. Ich wollte mich schämen über den theuren Schmuck. Hermann's Freude und Bewunderung ließen mich nicht dazu kommen, und dann die eintreffenden Gäste nicht, und dann nicht die Fahrt.

Das war eine so ganz besondere Fahrt; wie wir dahinflogen über die weite, unabsehbare Schneefläche, ohne Weg und Steg, wo die Abendsonne auf der Haide uns ihre letzten rothen Strahlen entgegensandte; wie wir sie fröhlich begrüßten mit Lied und Gesang, als wenn sie eine festliche Morgensonne für uns sei; wie wir dann auf einmal in den dichten, finstern Wald kamen, in dessen Mitte die Havixburg liegt, und es dunkel um uns her wurde und Lied und Gesang verstummten. Die Sonne war untergegan-

gen; die hohen, Baum an Baum stehenden, mit den knorrigen Aesten und Zweigen sich verschränkenden Bäume hatten oben den Schnee aufgehalten, daß es unten schwarz und dunkel war, wie in tiefer Nacht. Nur der schmale Weg, auf dem wir fuhren, zog sich wie ein heller Silberstreifen fast gespenstisch durch das Dunkel dahin, und wir flogen auf ihm mit den schnaubenden Rossen, den bunten Schlitten, den läutenden Glocken, und wir selbst plötzlich so still, gleich Gespenstern dahin.

In dem Dunkel lag auf einmal in dem Glanze von tausend Lichtern ein Feenschloß vor uns; lustige Musik tönte uns daraus entgegen.

Wir waren an der Havixburg.

Der Onkel Clemens empfing uns mit der Beleuchtung des alten Hauses, mit der rauschenden Musik.

Er hatte schon seit dem Abende vorher Alles vorbereiten, einrichten lassen, ohne daß Einer davon wußte. Während wir dann gestern noch bei Tische saßen, war er allein in seinem Schlitten vor uns hingeeilt.

Lauter Jubel empfing ihn; er war der Held der nächsten Viertelstunde.

Dann warf Jubel, Freude und Unterhaltung sich auf Anderes; es wurde gesungen, gescherzt, gelacht, getanzt.

Auch für ein Abendessen hatte der Onkel Clemens gesorgt, wie schon vorher für den wärmenden Thee und später für den glühenden Punsch.

Es war beinahe Mitternacht, als wir unsere Schlitten wieder aufsuchten und zurückkehrten.

Und darum schreibe ich Dir in Aufregung, Nanni.

Höre mir weiter zu.

Wir hatten unser Abendessen beendigt. Wir waren wieder im Tanzsaale.

Es wurde eine Française getanzt. Jeder Herr hatte zur Tänzerin die Dame, die er gefahren hatte. Hermann tanzte also auch mit der Fürstin Julie. Es war ein schönes Paar. Sie tanzte so graziös; seine Bewegungen waren so leicht und edel. Alle sahen auf die Beiden; auch ich, mit Glück, mit Stolz über meinen Hermann.

Da mußte ich unwillkürlich — Gott weiß, wie es kam — einen Blick auf meine Schwiegermutter werfen. Ihre Augen hatten sich gleichfalls auf das schöne Paar gerichtet, aber mit einer finsteren, drohenden Gluth. Ich erschrak vor ihr.

Gleich darauf sah ich sie zusammenfahren, unruhig werden. Ihr Blick hatte eine andere Richtung genommen.

Die Thür des Saales hatte sich unmittelbar

vorher geöffnet, Hermann's Kammerdiener war eingetreten, hatte seinen Herrn aufgesucht, als wenn er ihm etwas zu sagen habe, und war, als er ihn tanzen sah, an der Thür stehen geblieben, um das Ende des Tanzes abzuwarten. So stand er noch.

Auf den wartenden Bedienten waren die Blicke meiner Schwiegermutter gerichtet; über sein Erscheinen war sie zusammengefahren, unruhig geworden. Warum? Und warum lauerte in dem Hintergrunde ihrer unruhigen Augen noch immer so finstere, drohende Tücke? Oder irrte ich mich darin?

Was wollte der Kammerdiener?

Hermann hatte ihn nicht gesehen, sah ihn noch immer nicht. Ich konnte meine Schwiegermutter nicht fragen, den Menschen nicht.

Der Tanz war zu Ende.

Die Herren führten die Damen zu ihren Plätzen zurück.

Als ich mich wieder umsah, stand der Diener bei Hermann.

Er schien ihm ein paar durchaus gleichgültige Worte gesagt zu haben. In Hermann's Gesicht hatte sich keine Miene verändert. Er fragte den Diener nach etwas, erhielt eine kurze Antwort

und verließ dann, von ihm gefolgt, den Saal, langsam, ruhig, als wenn es sich darum handle, etwa die Handschuhe zu wechseln.

Ich mußte mich über das Erschrecken und die Unruhe meiner Schwiegermutter geirrt haben. Ich meinte es. Ich wollte sie darauf ansehen. Da sah ich ein entsetzlich boshaftes Lächeln auf ihren Lippen. Mit ihm blickte sie dem Sohne nach. Dann trat sie zu der Fürstin, sprach einige leise Worte mit ihr, und auch diese Beiden verließen den Saal.

Mich überfiel plötzlich eine Angst; worüber? ich wußte es selbst nicht. Eifersucht war es nicht — gewiß nicht — glaube mir, Nanni.

Ich wollte Hermann nachgehen; ich mußte es; es drängte mich unwiderstehlich. Die Frau, seine Mutter, hatte etwas mit ihm vor, und es war nichts Gutes.

Ich wurde aufgehalten; einer der Herren verwickelte mich in ein Gespräch. Ich stand wie auf glühenden Kohlen. Der Onkel Clemens mochte es mir ansehen. Er befreite mich. Aber es waren zehn Minuten darüber verflossen, noch mehr.

Ich war draußen. Wo sollte ich Hermann finden?

Ich suchte ihn in mehreren Zimmern. Er war

nicht da. Ich fragte die Bedienten nach ihm. Keiner hatte ihn gesehen.

Ich fragte nach seinem Kammerdiener. Auch er war nicht zu finden. Man hatte ihn vor einer Viertelstunde gesehen, seitdem nicht wieder.

Endlich —

Aber ich muß Dir vorher von der Havixburg erzählen.

Sie ist ein altes Gebäude. Sie hat schon im Mittelalter gestanden und auch da schon ihren jetzigen Namen geführt. Havixburg ist der plattdeutsche Name für Habichtsburg. In dem Schwedenkriege wurde sie zur Hälfte zerstört; die andere Hälfte ist halb in dem mittelalterlichen und halb im Rococostyle wieder aufgebaut. So hat man mir erzählt, und sie soll von außen, wie Hermann mir sagte, wie ein großes, hohes Ungethüm aussehen, vor dem man verwundert und zugleich wie erschreckend steht, wenn man sie mitten und einsam in dem tiefen Walde plötzlich vor sich sieht. Ich sah sie gestern zum ersten Male, in der zauberischen Abendbeleuchtung, als wir ankamen, und in der zerrissenen Helle ihrer hohen und schmalen Fenster, als wir gegen Mitternacht wieder abfuhren.

Im Innern hat sie große, hohe, gewölbte Räume, Rittersäle, Cabinette, Schlafgemächer, mit

einem Meublement, das noch aus den Ritterzeiten stammt oder stammen soll. Es ist Alles alterthümlich, aber bequem.

Die Havixburg soll in jener Ritterzeit eine Raubburg gewesen sein. Ihre Herren, die Herren von der Havixburg, seien schlimme Wegelagerer gewesen, und besonders der Schrecken der reichen Kaufleute der Hansa, die von Hamburg und Bremen durch die westfälischen Haiden nach den Hansestädten Dortmund und Soest und weiter zum Rheine nach Köln und über den Rhein hinüber nach Aachen zogen. Der dichte Wald, in dessen Mitte die Havixburg liegt — er heißt das Havixholz — war damals unwegsam; kaum erkennbar gewundene Pfade waren nur den Räubern und ihren Leuten bekannt; so kamen sie unverfolgt mit ihrer Beute in das Rabennest zurück. Wurden sie aber auch verfolgt — sie waren geschützt durch einen tiefen und breiten Graben und durch hohe und starke Mauern. Die Mauern sind jetzt niedergerissen, der Graben läuft noch um das Gebäude.

Der Wald gehört gegenwärtig zum Altenstein; die alte Burg ist gemeinschaftliches Eigenthum des Alten- und Neuensteins, und das ist so gekommen: Jener alte Freiherr Rudolph, der die Güter theilte

und die Neuensteiner Linie schuf, hatte die Harixburg besonders lieb gewonnen; sie war sein ausschließlicher Aufenthalt gewesen; das hatte ihn in sonderbarer Laune veranlaßt, zu verordnen, sie solle für ewige Zeiten das gemeinschaftliche Eigenthum der beiden Familien bleiben. So ist es also noch, und bei dem gespannten Verhältnisse der beiden Familien, die nie einander sehen, entstehen eigenthümliche Zustände und Lagen daraus. Das Miteigenthum kann man nicht aufgeben; so will man auch auf keiner Seite den Mitbesitz aufgeben. Jede Familie übt daher mindestens ein paarmal des Jahres ihr Besitzrecht aus, macht Frühjahrs-, Sommer- oder Winterpartien dahin, hält sich gar wochenlang in dem comfortablen, alten und alterthümlichen Schlosse, mitten in der Stille und Einsamkeit des tiefen, dichten Waldes auf. Aber man erkundigt sich jedesmal vorher sorgsam hüben und drüben, ob von der anderen Seite Niemand da sei oder sein wolle.

Das Alles wußte ich.

Ich hatte die Zimmer durchsucht, in denen ich Hermann glaubte antreffen zu können; ich hatte an einzelnen Thüren gehorcht, ich leugne es nicht. Ich hatte keine Spur von ihm entdeckt. Wo konnte er sein? Aber auch von meiner Schwie-

germutter und der Fürstin hatte ich nichts gehört und gesehen. Wo konnten sie sein?

Mir wurde ängstlich, unheimlich. Es mußte etwas vorgefallen sein. Aber meine Angst konnte mir auch das nur vorspiegeln; ich durfte Niemanden fragen, um mich und Hermann nicht bloßzustellen. Und doch mußte ich wissen, was es war.

Ich ging in mein Zimmer und warf meinen Pelz um. Waren sie — war wenigstens Hermann nicht im Hause, so mußte er draußen sein, und er war nicht weit fort; neben meinem Pelz lag in dem Zimmer der seinige.

Ich verließ das Haus. Ich schlich hinaus. Hatte ich denn wirklich ein böses Gewissen? Es mußte wohl so sein. Ich schämte mich vor mir selbst, als ich draußen vor der Thür stand, in der Nacht allein. Ich wollte umkehren.

Da hörte ich ein Geräusch auf der anderen Seite des Hauses, links von mir.

Es war wie ein leises Schluchzen.

Ich blieb; ich horchte.

Ich hatte mich nicht geirrt. Da weinte Jemand hinter dem Hause, in Pausen, das lautere Schluchzen gewaltsam unterdrückend.

Es war ein Frauenzimmer.

Ein Schrecken ergriff mich.

Was konnte es sein? Sollte ich hin? War die Weinende allein?

Ich hörte eine männliche Stimme, ebenfalls leise, wie Trost einsprechend.

Mein ganzer Körper bebte.

War das nicht Hermann's Stimme?

Erkannt hatte ich sie nicht; sie hatten zu leise gesprochen. Aber eine entsetzliche Ahnung wollte nicht von mir lassen.

Die Trostworte schienen keinen Eingang zu finden.

Die Frau weinte fort.

Der Mann sprach angelegentlicher, lauter.

Es war Hermann's Stimme. Ich täuschte mich nicht.

Und er sprach Italienisch zu der Weinenden.

Esperanza — das Wort verstand ich deutlich.

Sprach er es zu der Fürstin Julie?

Mit wem sonst konnte er hier in italienischer Sprache reden? Aber warum war sie mit ihm allein? Heimlich? In der Nacht? Draußen? Warum weinte sie?

Und sie hatte unbefangen, heiter getanzt, als er den Saal verließ, zuvor schon, als der Kammerdiener wartend an der Thür stand, um ihn herauszurufen, zu dieser Zusammenkunft zu rufen, wenn der Tanz vorbei sei.

Aber meine Schwiegermutter war zusammengefahren, als sie den Diener sah; sie wußte also, daß sein Erscheinen, sein Warten etwas zu bedeuten hatte. Sie hatte dann sofort nach Beendigung des Tanzes mit der Fürstin den Saal verlassen. Sie war schon am Tage vorher, als plötzlich von der Partie nach der Havixburg die Rede war, so eigenthümlich, wie von einem besonderen Gedanken, überrascht worden. Ich hatte an den Tod des armen Freiherrn Adolph gedacht. War es nicht etwas Anderes gewesen?

Aber wo war sie jetzt? Und warum weinte die Fürstin? Und womit tröstete Hermann sie?

Aber war es die Fürstin? Hermann's Stimme hatte ich ganz bestimmt erkannt. Das Weinen der Frau aber, ihr flüsterndes Klagen war zu leise, als daß ich nur im Geringsten die Stimme hätte unterscheiden können.

Ich mußte Gewißheit haben. Die furchtbarsten Zweifel wollten mir das Herz zerreißen.

Die Beiden konnten nicht weit von mir sein. Aber durch das Gehör allein konnte ich nicht erkennen, wo sie sich befanden.

Zwischen dem alten Schloßgraben und dem Hause ist ein freier Raum von etwa fünfzehn Fuß. In diesem durfte ich mich ihnen nicht nahen;

in dem Leuchten des Schnees mußten sie sofort meine Gestalt wahrnehmen. Jenseits des Grabens war Gebüsch, das mich verbergen konnte. Vielleicht waren sie auch eben auf jener Seite; nach der Entfernung der Stimmen kam es mir beinahe so vor.

Ich war in der Nähe des Eingangsthors stehen geblieben. Dem Thore gegenüber ist die Brücke, die über den Schloßgraben führt.

Ich ging zu ihr; ich wollte sie überschreiten.

Sie ist alt, von Stein, zu beiden Seiten von Mauern eingefaßt. Auf der Mitte hat jede Mauer eine Nische; es stehen steinerne Heiligenbilder darin.

Ich war in der Mitte. Als ich an den Bildern vorübergehen wollte, trat plötzlich hinter einem von ihnen eine Gestalt hervor, in die Mitte der Brücke. Es war ein Mann in einem schwarzen Mantel. Die Brücke ist schmal. Er schien mir den Weg vertreten zu wollen. Er sprach kein Wort.

Ich war schon zurückgeflogen; ich glaube mit einem unterdrückten Angstschrei. Aber ich hatte trotz des Schreckens die Gestalt betrachten müssen.

Es war ein alter Mann; ein graues Gesicht; darin ein paar kleine, kohlenschwarze, glühende

Augen; sie blickten mich finster an. Der schwarze Mantel hing offen; ich sah darunter einen schwarzen Rock, lang, wie ihn die Geistlichen tragen.

Ich flog athemlos zurück über die Brücke, in das Portal weiter, die Treppe hinauf in mein Zimmer. Ich glaubte Schritte hinter mir zu hören; ich wagte nicht, mich umzusehen. War die schwarze Gestalt hinter mir? War es Hermann, der meinen unterdrückten Angstschrei gehört hatte? In dem Zimmer warf ich den Pelz von mir; ich wollte dann weiterfliehen. Ich zitterte heftig; der Spiegel zeigte mir, daß ich leichenblaß war. Hermann durfte mich so nicht finden. Aber ich konnte nicht weiter; ich war erschöpft von Schreck, von Angst, von — ich kann Dir nicht sagen, Nanni, was Alles mir durch Kopf und Herz fuhr. Ich mußte mich in einem Sessel ausruhen. — War das ein Ausruhen?

Die entsetzlichsten Gedanken quälten, peinigten mich. Wer war der Geistliche? Ein Geistlicher war es gewesen; er trug die Kleidung. Mit jenem italienischen Prälaten steht meine Schwiegermutter in Verbindung; in italienischer Sprache hatte ich Hermann reden hören. War der Geistliche ein Abgesandter des Prälaten? Hatte er die weinende Frau herbeigeführt, mit der Hermann redete? Wer

war sie? Nanni, Nanni, wer war sie? Warum wird sie hierher gebracht? Oder war es doch die Fürstin Julie gewesen? Meine Gedanken verwirrten sich mir.

Hermann war mir nicht gefolgt. Niemand war mir gefolgt.

Ich mußte in den Tanzsaal zurück.

Ich nahm mich zusammen.

Als ich in den Saal eintrat, waren meine Schwiegermutter und die Fürstin und auch Hermann schon da.

An der jungen Fürstin konnte ich nicht das geringste Auffallende wahrnehmen. Sie stand mit Hermann im Gespräch zusammen; sie war unbefangen und heiter, wie vorher. Er war nachdenklich, sah sogar etwas angegriffen aus, wie es mir vorkam; aber ich konnte mich auch darin irren; meine aufgeregte Phantasie konnte es mir vorspiegeln.

Auf keinen Fall war es die Fürstin Julie gewesen, die draußen an seiner Seite geweint, die er getröstet hatte.

Und wer dann?

Oder hatte ich Alles geträumt? War Alles, was ich gehört und gesehen hatte, ein Spiel meiner Phantasie gewesen, die schon vorher im

Tanzsaale und dann durch mein vergebliches Aufsuchen Hermann's noch mehr sich aufgeregt hatte? Sprach nicht namentlich die beinahe phantastische schwarze Kleidung des Geistlichen dafür, die ich gesehen haben wollte?

Aber war denn jemals meine Phantasie so kindisch oder so krankhaft?

Und meine Schwiegermutter saß still mit dem lauernden Blick da, der Hermann's Gesicht zu durchbohren suchte, um in seinem Innern zu lesen, und der sich dann schnell zu mir wenden wollte und rasch auf seinem Wege zurückkehrte, wenn meine Augen ihm begegneten.

Ich mußte mich weiter zusammennehmen. Es wurde mir schwer genug. Aber es gelang mir. Hermann hatte ein paarmal forschende, beunruhigende Blicke auf mich gerichtet. Er hatte nichts bemerkt; er war wieder ruhig.

Aber geträumt hatte ich nichts; es waren nicht leere Bilder der Einbildung gewesen, was ich gesehen hatte.

Aber was es gewesen war?

Ich erfuhr es nicht.

Die Mitternacht war nahe. Wir traten den Rückweg an.

Sie bestiegen Alle die Schlitten in so munterer

Laune. Die Kälte der Nacht war milde. Der Tanz und der heiße Punsch hatten das Blut erwärmt. Die Pferde schnoben und stampften vor Ungeduld, konnten kaum das Einsteigen abwarten. In dem doppelten Lichte des Schnees und des Mondes, der eben aufging, flogen wir dahin. Eine der jungen Damen stimmte das Schneelied an; sie fielen Alle ein.

Ich konnte es nicht. Das Herz war mir zu voll und zu schwer.

Als wir über die Schloßbrücke fuhren, klang wieder in meinem Ohre das Weinen und Klagen der Frau und das vergebliche Trostesflüstern Hermann's; hinter den Heiligenbildern glaubte ich die schwarze Gestalt des alten Geistlichen mit den dunkelglühenden Augen wieder zu sehen.

Die Nacht war so schön, so klar, so still. In dem tiefen Walde leuchtete der Mond, der unter den Zweigen der hohen Eichen her sein Licht uns zusandte; wir glitten nicht wieder wie schweigsame Nachtgespenster dahin; lustiger Gesang fröhlicher Herzen belebte den Wald, die Mitternacht; nur die Pferde waren still zwischen den so dicht und still an sie herantretenden Bäumen. Draußen im freien, offenen Felde wieherten auch sie in der Luft der Freiheit.

Mir wollte das Herz nicht leicht werden. Mir allein nicht!

Wir kamen zu Hause an; wir nahmen Abschied von den Gästen.

Mir war es noch immer so schwer.

Meine Schwiegermutter und die Fürstin begaben sich sofort in ihre Gemächer.

Hermann war müde, er legte sich bald schlafen.

Ich war allein.

O Nanni, wie sehr war ich allein! Die ganze lange Nacht! Kein Herz war bei mir, dem ich das meinige anvertrauen konnte.

Mit Hermann allein hätte ich sprechen können. Durfte ich es, da er schwieg? Er hatte ein Geheimniß. Darf der Mann nicht Geheimnisse gegen die Frau haben? Muß er sie nicht oft haben? Hat jemals unsere brave Tante in der Weid den Onkel gefragt, wenn sie ihm auch deutlich ansah, daß er etwas auf dem Herzen habe, das er ihr nicht mittheilen wollte? Und es war häufig so, und ich erinnere mich, wie sie besorgt war und ihr Herz gegen uns Beide ausschüttete, und wie Du dann sagtest: Tante, ich an Deiner Stelle fragte ihn geradezu: Martin, was ist es? — und wie sie Dir dann erwiderte: Das darf die Frau nicht; er ist mein Herr; er muß wissen, was er

mir sagen und nicht sagen will. Er wird seinen guten Grund wissen für das Eine wie für das Andere. Aber die Frau darf keine Geheimnisse vor dem Manne haben.

Heute Nacht meinte ich doch wohl, es sei nicht recht so. Warum denn die Frau weniger Rechte haben solle, als der Mann? Aber dann kam etwas wie Stolz über mich. Ist es nicht demüthigend für eine Frau, den Mann um seine Geheimnisse zu bitten? Und wenn er mir geantwortet hätte, es sei nichts für mich? Wenn er das auch mit aller Zärtlichkeit, mit voller Liebe gesagt hätte? Wäre das nicht ein Riß in unserer Liebe in der Ehe?

Mein Entschluß wurde fest, ihn nicht zu fragen, ihm nicht zu zeigen, daß ich was wisse.

Und es war sonderbar, mit dem Entschlusse war eine klare Ruhe über mich gekommen, und sie hat mich nicht wieder verlassen. Einen Augenblick wollte mir die Hand fliegen, als ich diesen Brief an Dich begann; es war bald vorüber; Du siehst, mit welcher Ruhe ich Dir Alles schreiben konnte.

Aber mittheilen mußte ich es Dir. Du mußt Alles wissen, was in meinem Herzen lebt und athmet, liebt und leidet. Dadurch hängt es ja

noch mit der Heimath zusammen, und von der Heimath kann es nun einmal nicht lassen.

XX.

Natalie an Nanni.

Ich war heute endlich wieder auf dem Sunderhofe. Es zog mich fast mit Gewalt hin, mit jener drückenden Gewalt, die eine dunkle, unbestimmte Ahnung über uns ausübt.

Hermann war in den ersten Tagen nach jener Schlittenpartie noch etwas still gewesen; er hatte Acht auf sich, daß ich es nicht gewahren solle. Dann aber war er wieder wie sonst, und er war ganz so, ohne daß er sich zusammennehmen mußte. Das mußte auch mich wieder beruhigen. Da hatte gestern Abends seine Mutter ihn zu sich bitten lassen. Sie hatte sich den ganzen Tag nicht gezeigt; sie sei unwohl. Er blieb lange bei ihr; es war schon späte Nacht. Er kam noch zu mir, um mir gute Nacht zu sagen. Er war einsilbig, ich meinte gar niedergeschlagen. Er entfernte sich bald wieder. Es mußte zwischen ihm und seiner Mutter etwas vorgefallen sein. Er sprach aber nicht darüber. Ich fragte ihn nicht.

Der Entschluß steht nun ganz bei mir fest, ihn nie nach etwas zu fragen, was er mir nicht von freien Stücken mittheilen mag. Auch heute Morgen war Hermann noch still.

Um zehn Uhr ritt er aus. Ich machte mich auf den Weg zu dem Sunderhofe. Der Wintermorgen war frisch, aber die Sonne schien hell, beinahe warm. Ich mußte den dicken Wintermantel, in den ich mich gehüllt hatte, lüften, das Band der seidenen Kapuze lockern.

Ich habe Dir den Weg, den ich jetzt direct vom Altenstein zum Sunderhofe nehme, noch nicht beschrieben. Mit Clara war ich das erste Mal durch den Neuensteiner Park gegangen. Das konnte ich seitdem nicht mehr. Ich habe jetzt zwei Wege. Der eine führt durch unsern Park an dem hohen Eichenholze vorbei durch die Sunderhofer Wiesen; der andere führt auch an dem Park vorüber, dann durch ein Stückchen einer Haide und von da durch das Gehölz des Sunderhofes zu diesem. Ich nahm den letzteren, da ich bis nahe an den Hof im Sonnenschein blieb. Ich hatte auch einen anderen Grund: Ich liebe diese weiten und stillen und öden grauen westfälischen Haiden. Du lachst, Nanni? Du sollst nur einmal in einer sein. Wie Einem das Herz darin so weit wird,

und so traurig! Und es ist eine sonderbare Trauer, so still, so ruhig, wie diese Haide selbst. Und wie sie mir das Herz weit macht, so erhebt sie es mir. In der weiten Haide fühle ich mich der Heimath so nahe. Sie wird begrenzt da ganz hinten durch einen großen dunklen Saum, der sich am Horizont erhebt. Und hinter dem Saume sehe ich dann unsere Schweizer Berge sich erheben; das ist ja nur ein Wald. Nur durch ihn brauche ich zu gehen; dann sehe ich die hohen Alpen vor mir, und noch früher unmittelbar zu meinen Füßen liegt der blaue See, und zur Seite erheben sich die Berge und die Felsen der Schlößlischlucht, und darin sehe ich das rothe Dach der Weid —

So träume ich in der großen grauen westfälischen Haide.

Und so träumte ich auch heute, als ich zum Sunderhofe ging. Ich hatte meinen Weg durch die Haide genommen; die Angeler Haide heißt sie. Aber als ich zurückkam —

„Wie habe ich mich nach Ihnen gebangt, Frau Baronin!“ empfing mich die kranke Frau.

Sollten Sie sich mehr nach mir gesehnt haben, als ich mich nach Ihnen?

„Also auch Sie! Das freut mich. Aber Sie

können jetzt wohl nicht so gut abkommen, bei dem Besuch?"

Er beschränkt mich freilich.

„Gebe Gott, liebe Frau Baronin, daß es nur dabei bleibe."

Sie sprach das so eigen, als wenn sie etwas Besonderes wisse.

Ich mußte sie darauf ansehen.

Sie wußte in der That etwas, aber sie wollte es nicht mittheilen, wenigstens nicht gleich.

„Ihre Schwiegermutter hatte früher hier keine Liebe," sagte sie, „nicht im Schlosse, nicht in der Gegend; und es kam nicht daher, weil die Leute sie Durchlaucht nennen mußten."

Was war denn der Grund, Frau Sunderhof?

„Ihr eigenes Herz — vielleicht weil sie keines hatte; sie zeigte keinem Menschen Liebe."

So hätte sie sich verändert. Sie ist liebevoll und freundlich gegen meinen Mann, gegen mich.

„Ich habe es gehört und — die Leute verwundern sich darüber."

Warum, Frau Sunderhof? —

Sie besann sich eine Weile, ehe sie wieder sprach.

„Ihre Schwiegermutter kommt aus Italien?" fragte sie dann.

Sie war wenigstens noch im Herbst da.

„Hat sie Ihnen nie von einer italienischen Dame gesprochen, die mit ihr gekommen ist? Ich meine außer der jungen Prinzessin oder Fürstin, die bei Ihnen im Schlosse ist?"

Mit mir nicht. Auch wohl mit meinem Manne nicht; er würde mir sonst davon gesagt haben.

„Also nicht? Kein Wort?"

Sie sagte das wieder so sonderbar.

Was wissen Sie von einer solchen Dame, Frau Sunderhof?

Sie sann wieder nach, bevor sie weiter sprach.

„Frau Baronin," sagte sie dann, „ich halte es für Unrecht, Mißtrauen auszusäen, besonders in der Familie — aber unter Umständen kann man es nicht umgehen, brave Menschen zu warnen. Vor elf oder zwölf Tagen ist Ihre Schwiegermutter im Schlosse angekommen. Aber schon zwei Tage vorher ist sie in der Gegend gesehen worden."

Wo wäre das gewesen? fragte ich.

„Im Dorfe Angeln. Kennen Sie es?"

Ich kenne es nicht, aber ich habe es nennen hören. Es ist ein Kirchdorf, zwei Meilen von hier, jenseits der großen Angeler Haide.

„Der Pastor in dem Dorfe ist ein alter, be-

sonderer Mensch, von dessen früherem Leben Niemand etwas weiß. Er ist nicht aus dem Lande gebürtig; er muß viel und weit in der Welt umhergekommen sein, sich auch wohl in Vielem versucht haben. Er spricht nicht davon; gekannt hat ihn vorher Keiner. Nur manchmal entfällt ihm ein oder das andere Wort. Daß er in der großen heiligen Stadt Rom war, hat er zum Oeftern selbst gesagt. In dem Dorfe führt er ein stilles, zurückgezogenes Leben, und auch, wie man nicht anders weiß, ein gottesfürchtiges. Er hat dennoch so recht kein Vertrauen in seiner Gemeinde. Der Grund mag wohl sein, daß man ihn eben nicht kennt, daß er ein Fremder ist. Freilich, er ist schon seit dreißig Jahren Pfarrer dort. Mit Ihrer Schwiegermutter wurde er schon sehr bald bekannt, als sie auf den Altenstein gekommen war. Wie das kam, hat man mir nicht sagen können. Ich war damals noch jung. Die Leute meinten, sie sei auch in dem Lande Italien gewesen, und müsse ihn dort schon früher gekannt haben, oder sie habe 'mal Briefe an ihn mitgebracht. Kurz, man sah den Pastor Keßler bald auf dem Altenstein bei der gnädigen Frau; dann zwar nur noch selten; aber desto öfter sah man sie durch die Haide zu ihm nach Angeln fahren.

Sie war oft lange bei ihm; was die Beiden mit einander zu sprechen und zu verhandeln hatten, das wurde kein Mensch gewahr.

„Bei diesem Pastor Keßler nun ist vor ungefähr vierzehn Tagen, gerade am zweiten Tage vor der Ankunft der gnädigen Frau auf dem Altenstein, des Abends spät ein Besuch angekommen. Es ist schon in der elften Stunde gewesen, als die Leute im Dorfe einen Wagen nach der Pfarre haben fahren hören.

„Am andern Morgen sah man eine fremde Dame im Pfarrhause. Sie ist noch da. Sie redet nur mit dem Pfarrer, und nur in einer fremden Sprache. Es soll dieselbe Sprache sein, in der man den Pfarrer früher wohl mit den Italienern hat reden hören, die mit Gypsfiguren im Lande herumziehen. Darum sagen auch die Leute, sie sei eine Italienerin. Deutsch soll sie nicht verstehen.

„Wer oder was sie zu dem Pfarrer geführt hat, ist den Leuten nicht bekannt geworden. Ich habe aber keinen Zweifel darüber.

„Einige Tage nachher besuchte mich mein Sohn Johannes. Er kam von seiner Braut. Ich erzählte ihm, daß am Tage vorher die alte Baronin wieder auf dem Altenstein angekommen sei; sie habe eine junge Dame mitgebracht, die wunder-

schön sein solle. — Er meinte, die müßten ja schon seit drei Tagen da sein. Ich fragte ihn, warum.

„Und nun theilte er mir mit, daß der Schulze Berenbrok, der Stiefvater seiner Braut, vor drei Tagen über Land gewesen und erst spät in der Nacht zurückgekommen sei. Der habe auf seinem Rückwege, noch ungefähr fünf Stunden weit vom Hause, auf der Landstraße an einem einsamen Kruge eine Kutsche halten sehen, in die gerade, als er vorbeiritt, zwei Damen gestiegen seien. Obwohl es schon angefangen habe zu dunkeln, habe er doch die Eine erkannt; es sei die alte Baronin vom Altenstein gewesen; die Dame, die bei ihr war, hatte er nicht erkannt; sie sei noch jung und sehr schön gewesen. Er hatte sich nur gewundert, wie die vornehme und stolze Baronin in einer so einfachen Lohnkutsche, ohne Kammerjungfer und Bedienten gefahren sei und in dem ordinären Fuhrmannskruge angehalten habe.

„Ich konnte es damals nicht begreifen, was der Johannes mir erzählte. Als ich ein paar Tage später von der Fremden im Pfarrhause zu Angeln hörte, war mir Alles klar.

„Und auch Sie werden nicht zweifeln, Frau Baronin.“

Und wer soll, wer konnte die Fremde sein? fragte ich.

„Ich weiß es nicht.“

Sie wäre jung und schön?

„So sagen die Leute.“

Und spricht Italienisch?

„Nur Italienisch und kein Deutsch, wie gleichfalls die Leute sagen.“

Und Sie bringen die fremde Dame mit Plänen meiner Schwiegermutter in Verbindung? Und mit nicht guten?

„Mit guten gewiß nicht.“

Hätten Sie bestimmtere Vermuthungen oder Ahnungen?

„Ich muß gestehen, nein. Ich wüßte gar nichts, woran ich dabei denken müßte. Aber was will Ihre Schwiegermutter hier? Kein Mensch weiß es. Warum verläßt sie gerade im Winter ihr schönes, warmes Land Italien und sucht das einsame Schloß in dem kalten, rauhen Westfalenlande auf? Sie hat nothwendig dafür Absichten, Pläne, und wenn diese kein Mensch kennt, so sage ich bei der Frau, daß sie keine guten sein können. Und wenn sie die fremde Dame zu diesen geheimnißvollen Plänen nicht gebrauchen will, warum hätte sie sie dann so geheimnißvoll hergebracht,

in dunkler Nacht, zu dem Pfarrer da hinten in dem Dorfe, mit dem hier Niemand in Verkehr steht, wo ihr Aufenthalt hier völlig hätte unbekannt bleiben müssen, ohne den Zufall, daß der Schulze Berenbrok die Baronin an dem Wirthshause gesehen hätte?"

Ich konnte ihr nichts darauf erwidern.

Sie sah den Eindruck, den ihre Nachricht auf mich gemacht hatte.

„Ich wollte Sie nicht erschrecken", sagte sie. „Aber warnen mußte ich Sie. Ich habe Sie liebgewonnen, Frau Baronin — und der Herr Baron — ich habe ihn nur als Knaben gekannt; er mußte so früh seinem flüchtigen Vater in die Fremde folgen; die Frau Baronin ließ ihn gern fort; wenn er länger bei ihr geblieben wäre, sie hätte doch wohl nicht so weiterleben können, wie sie ohne den Mann lebte; der junge Baron Hermann war ein gutgeartetes Kind und hielt auf Ehre, und blinde Augen hatte er auch nicht; er ist ein paar Jahre älter als mein Johannes, und er war auch einige Male bei mir, als ich hier schon krank lag. Er hat das wohl längst vergessen; aber ich habe ihn nicht vergessen. Und nach Allem, was ich jetzt von ihm gehört habe, ist ein ganzer und rechter Mann aus ihm geworden; das sieht man

auch schon, wenn man Sie ansieht, Frau Baronin; wenn ich eine Frau ansehe, so weiß ich, wie der Mann ist. Und nun, Frau Baronin, überlegen Sie sich, was ich Ihnen mittheilte, und sprechen Sie mit dem Herrn Baron darüber, oder sprechen sie nicht mit ihm darüber, wie es Ihnen gutdünkt. Jedenfalls aber seien Sie gegen Ihre Schwiegermutter auf der Hut."

Sie sprach nicht weiter von der Sache.

„Ich habe einen Brief von Clara aus ihrem Kloster erhalten," erzählte sie mir noch. „Ich hatte die gnädige Frau auf dem Neuenstein bitten lassen, ihr die Verlobung meines Johannes zu melden, gelegentlich, wenn sie ihr einmal schriebe. Sie hat mir darauf geantwortet. Sie wünscht mir Glück zu der Schwiegertochter, und auch dieser und dem Johannes soll ich ihre besten Grüße und Glückwünsche sagen."

Und in welchem Tone schreibt sie? mußte ich fragen.

„Herzlich und still heiter, wie sie immer ist."

Und was sagte sie von sich selbst?

„Hier, lesen Sie den Brief. Ich habe mir ihn gerade für Sie zur Hand gelegt."

Sie nahm aus einem Körbchen an dem Bette den Brief hervor und gab ihn mir.

Er war geschrieben, wie sie mir gesagt hatte. Er enthielt die herzliche Theilnahme einer Freundin, die sich über das Glück der Freunde freut; kein anderes Gefühl sprach sich in den Worten aus; ich hatte doch nach einem andern gesucht.

Am Schlusse stand nur noch:

„Auf baldiges Wiedersehen, meine liebe Frau Sunderhof. Denn zu Ostern komme ich, wie ich es Euch versprach. Bis dahin betet Ihr für mich, wie ich Euch jeden Morgen und jeden Abend in mein Gebet einschließe. Eure Gebete wird Gott vorzugsweise erhören. Wie viel frömmer seid Ihr, als ich; ich erkenne das alle Tage. Betet für mich, daß Gott mir den rechten Weg zeige, daß er mich werden lasse, wie Ihr seid."

Sie kommt, sagte ich.

„Ja," erwiderte sie bewegt. „Und ich bete alle Tage zu Gott, wie sie mich bittet, daß er ihr den rechten Weg zeige, auf dem sie das zeitliche und das ewige Glück finde."

Ich mußte den Rückweg antreten.

Und wie schwer war mir mein Herz!

Wer die weinende, schluchzende, klagende Frau war, mit der Hermann in der Nacht an der Havixburg gesprochen, die er vergebens zu trösten gesucht hatte — konnte ich darüber noch in Zweifel sein?

Aber wer war sie denn? Warum war sie zu ihm gekommen? Gerade dort? Wer hatte sie zu ihm geführt?

War sie jene junge und schöne Italienerin, von der an unserem Hochzeitstage der Vetter Gustav aus St. Gallen —?

Aber schreibe ich nicht Worte des Wahnsinns hin? Lieber Gott, bewahre mich immer vor dem Gedanken!

Aber was will denn diese Frau, Hermanns Mutter mit jener Fremden bei uns? Welches sind ihre geheimen Absichten und Pläne? Wer ist die Fremde, die sie da hinten in dem einsamen, verschlossenen Pfarrhause verborgen hält? Was für ein Werkzeug soll sie ihr sein? Soll ich mit Hermann darüber sprechen, soll ich es nicht? Die Frau Sonderhof schien es mir nicht rathen zu wollen, und es kamen mir doch wie Gedanken und Erinnerungen, die zu unsinnig sind, als daß ich sie Dir schreiben kann.

Und es fiel mir Alles so schwer auf das Herz. Und mein Herz konnte nur mit sich selbst berathen. Ich war allein, so fern von der Heimath. Allein in dem fernen fremden Lande.

Ich suchte Euch wieder. Ich suchte Euch wieder da hinten am Horizont, gleich hinter dem weißen Saum der weiten Haide.

Aber der Saum war nicht mehr weiß. Die Haide war es nicht mehr; der Himmel war nicht blau; keine Sonne leuchtete, kein Schnee glänzte mehr. Graue Schneewolken waren am Himmel aufgestiegen und wie der Himmel grau wär, war es die Haide, war es hinten der Waldsaum, war es Alles rund um mich her, wohin und soweit mein Auge blickte.

Denkst Du noch an jenes Alpenglühen, als wir mit der armen Königin auf dem Felsberge standen? Und wie auf einmal, als wir für einen Moment die Augen abgewandt hatten, Alles in dem starren grauen Leichentuche dalag?

So war es mir in der weiten, stillen, einsamen Haide. Aber damals verschwand das Leichentuch wieder und an den Bergen wurde es wieder hell, und ihnen gegenüber zog rosig und fröhlich und glückverheißend das Abendroth auf, und die schöne unglückliche Königin konnte rufen: Keine Nacht währt ewig!

Jetzt aber blieb es grau in der Haide und jenseits der Haide und oben am Himmel, und blieb, bis der Abend dunkler und dunkler wurde und die tiefe Nacht sich herabsenkte, und auch am andern Morgen sah man nur die grauen Wolken.

Und ich war und blieb allein. Könnte ich mit Hermann sprechen! Aber mußte ich ihm jetzt nicht doch Alles sagen? War ich ihm nicht Wahrheit und Offenheit schuldig?

Und wenn sie ihn verletzte, bis in das Innerste verletzte? Wenn er mir entgegnete: Warum ängstigt Dich eine unbekannte Fremde? Hältst Du mich für einen Verbrecher, für den Genossen ihres Verbrechens? Hast Du schon seit Monaten diesen Verdacht in Deiner Brust mit Dir herumtragen können? War das Offenheit?

Und ich bin allein hier, Nanni. Du fehlst mir, die Tante. Ich habe Niemanden, dem ich mich anvertrauen, mit dem ich mich berathen kann.

Die Frau Sunderhof? Die Frau ist so brav, hat den klaren Verstand und das theilnehmende Herz, würde mich nie und nimmer verrathen. Aber sie ist mir doch eine Fremde; ich bin nicht unter ihren Augen aufgewachsen; nur ein Zufall hat mich mit ihr zusammengeführt; keine Bande der Familie, der Heimath knüpfen mich an sie.

O, die Familie, die Heimath! Wie vermisse ich sie! Wie vermisse ich Euch!

Ich mache hundert Pläne, Hermann wie durch ein Ungefähr mit meiner Wissenschaft von dem

Aufenthalte der Fremden bekannt zu machen, ihn zu ihr zu führen. Ich verwerfe sie alle wieder. Ich kann zu keinem Entschlusse gelangen.

Am folgenden Tage.

Ein Zufall kam mir zu Hülfe. Aber war das eine Hülfe?

Hermann war heute zur Stadt gefahren. Er hatte dort einen Termin am Gericht in einer Verkaufsangelegenheit. Hier müssen die Behörden und Gerichte sich in Alles mischen. Er hatte schon früh am Morgen fahren müssen.

Zwei Stunden später, wie ich allein in unserem Wohnzimmer sitze, bringt der Kammerdiener einen Brief herein, legt ihn auf meinen Schreibtisch.

„An den gnädigen Herrn," sagte er.

Unsere Briefe, die mit der Post kommen, werden täglich durch einen Boten des Schlosses auf der eine halbe Stunde entfernten Poststation abgeholt, in einem verschlossenen Felleisen, zu dem der Postmeister den einen Schlüssel hat, während der zweite in unserem Zimmer hängt.

Ich fragte den Diener, wer den Brief gebracht habe.

Ein Bauernbursche, den er nicht gekannt.

Woher der Bursche oder der Brief gekommen?

Er habe den Burschen nicht darnach gefragt.

Die Dienerschaft im Schlosse hat ein= für allemal den Befehl, die Leute, die herkommen und mit der Herrschaft zu thun haben, in keiner Weise auszufragen.

Der Mensch habe auf keine Antwort gewartet und sei wieder fort, setzte der Kammerdiener nur noch hinzu.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß in meiner Vorstellung der Brief auf einmal eine besondere Bedeutung für mich enthielt, daß ich meinte, er müsse ein wichtiges Geheimniß bergen. Ich nahm ihn in die Hand. Aber ich hatte mich nie um Hermann's Briefe bekümmert; ich hatte es mir vom ersten Tage meiner Ehe zum Gesetz gemacht. Ich legte ihn wieder fort. Ich wollte nicht einmal die Aufschrift ansehen. Und doch mußte ich unwillkürlich einen Blick auf sie werfen, und da sah ich, daß es keine deutsche Adresse war. Sie war in italienischer Sprache und von einer Frauenhand geschrieben.

Die Fremde in dem Pfarrhause zu Angeln? Der Gedanke flog so natürlich in mir auf, durchbohrte mir das Herz. Die Fremde, die mit Hermann auf der Havixburg sprach.

Was wollte sie von Hermann? Sein Name stand deutlich auf der Adresse. Was wollte sie in Verbindung, im Complot mit seiner Mutter? Es war so natürlich mein zweiter Gedanke. Seine Mutter hatte die Fremde hergebracht; sie wußte seit acht Tagen, daß Hermann heute in der Stadt sein werde, und gerade heute kam der Brief. Und warum sollte ich den Brief sehen? Ich bewältigte dennoch meine Neugierde; ich rührte, ich sah den Brief nicht wieder an. Aber eine brennende Angst konnte ich nicht von mir werfen. Und ich mußte zugegen sein, wenn Hermann den Brief zu Gesicht bekam, wenn er ihn las.

Ich verließ das Zimmer nicht. Zu Mittag mußte ich es. Ich wollte zuerst Kopfweh vorschützen, um nicht im Speisesaal erscheinen zu müssen. Aber er hätte meine Absicht gemerkt. Ich saß an der Tafel auf glühenden Kohlen. Bei dem geringsten Geräusch meinte ich, da sei er; da gehe er zuerst in das Zimmer, finde den Brief, lese ihn ohne mich. Aber meine Schwiegermutter hob heute die Tafel ungewöhnlich früh auf, als wenn sie meine Angst wahrgenommen habe, oder als wenn sie Alles wisse und gerade wolle, daß ich zugegen sei, wenn Hermann den Brief lese. Und das war es gewiß. Ich hatte

vorher kaum gewagt, sie anzusehen, um mich nicht zu verrathen; ich wagte es auch jetzt nicht. Aber das war es. Ich wollte nicht in das Zimmer zurückkehren. Sie sollte ihren Zweck nicht erreichen. Aber die Neugierde, die Angst siegten. Ich ging doch in das Zimmer. Eine Stunde nachher kam Hermann.

Ich zitterte am ganzen Körper. Ich mußte mich gewaltsam zusammennehmen, um ihm nur entgegengehen zu können.

Den Brief sah er nicht; ich hatte ihn auf meinem Schreibtische liegen lassen.

Es ist ein Brief an Dich gekommen, Hermann, sagte ich ihm. Er liegt hier auf meinem Schreibtische.

„Von wem ist er?" fragte er, ohne hinzusehen.

Er hatte also keinen Brief erwartet.

Ich weiß es nicht, war meine Antwort. Ein fremder Bote hat ihn gebracht. Er ging zu dem Schreibtisch, sah die Adresse des Briefes. Ich saß so, daß sein Gesicht mir abgewandt war. Ich hatte es nicht anders gewagt. Er hätte meine Angst gewahrt, und meine Angst war meine Verrätherin, daß ich etwas gegen ihn auf dem Herzen hatte, daß ich es monatelang ihm hatte verheimlichen können.

„Italienisch!" hörte ich ihn für sich sagen; aber nur mit der leichten Verwunderung der einfachsten Neugierde. Dann auf einmal sah ich ihn aufzucken. Er hatte den Brief in die Hand genommen; die Hand zitterte. Wie mochte sein Gesicht sein, das ich nicht sah? Bleich? Voll Schreck, voll Entsetzen? Ich mußte mir es so denken. Er hielt den Brief lange in der Hand; konnte er sich nicht entschließen, ihn zu öffnen, zu lesen? Wollte er sich vorher sammeln, damit ich sein Erschrecken nicht wahrnehmen solle? Aber er mußte ihn öffnen; es mußte mir auffallend sein, einen Verdacht in mir wecken, wenn er es nicht that. Er öffnete ihn langsam. Er las ihn schnell, flüchtig; er konnte nur ein paar Zeilen überflogen haben, als er ihn wieder zusammenlegte.

War das Alles nicht gemacht? Als wenn er schon beim Oeffnen gleichgültig gewesen, als wenn dann der Inhalt wirklich ein unbedeutender war, so steckte er auch den Brief in die Tasche. Aber er wandte sich nicht gleich wieder zu mir, und als es nach einer Weile geschah, war seine Miene zwar die der Ruhe und Gleichgültigkeit, aber er war noch blaß, und ich konnte daraus entnehmen, wie bleich er gewesen war.

Und nun, Nanni, hatte ich rasch einen Ent-

schluß gefaßt. Ich durfte kein Geheimniß mehr gegen ihn in meiner Brust behalten. Ich mußte ihm sagen, was ich wußte, mochte dann kommen was wollte; mochte er auch mir entdecken, was es war, mochte er es nicht. Ich war meinem Gatten das schuldig. Nur Vermuthungen, Verdacht durfte ich ihm nicht aussprechen. Und keine Frage wollte ich an ihn haben.

Hermann, sagte ich, ich habe Dir etwas mitzutheilen.

Ich sah doch, daß seine Züge sich veränderten.

„Was wäre es?" fragte er.

Ich habe es erst gestern erfahren, von der Frau Sunderhof.

Er suchte vergeblich, mich gleichgültig anzusehen. Die Frau erzählte mir, fuhr ich fort, daß bei dem Pfarrer in Angeln sich eine fremde junge Dame aufhalte, die kein Deutsch spreche. Sie sei in der Nacht angekommen, genau zwei Tage vor der Ankunft Deiner Mutter hier im Schlosse. Deine Mutter selbst habe sie heimlich zu dem Pfarrer gebracht.

Er hatte sich während meiner Mittheilung vollkommen gesammelt.

„War das Alles, was sie Dir sagte?" fragte er mit ruhigem Nachdenken.

Das war Alles. Sie setzte nur noch hinzu, daß ihre Nachricht von dem Schulzen Berenbrok herrühre, der an jenem Tage über Land gewesen und Deine Mutter in einem Miethwagen vor einem einsamen Kruge an der Landstraße getroffen hatte.

Er hatte dann doch noch eine Frage.

„Warum machst Du mir Deine Mittheilung in diesem Augenblicke, Natalie?"

Ich entschloß mich rasch zu einer offenen Antwort: Die italienische Adresse des Briefes veranlaßte mich.

„Warum gerade sie?"

Der Brief könnte von jener Dame kommen; da müßtest Du die Nachricht über sie haben.

„Ich danke Dir, Natalie," sagte er ruhig.

Dann ging er in tiefem, aber ruhigem Nachsinnen ein paar Mal schweigend auf und ab.

Ich kämpfte mit mir, ob ich ihm auch von der Fremden auf der Havixburg sagen solle. Die Scheu hielt mich zurück, daß ich es ihm bisher verschwiegen hatte. Aber ich hatte rasch einen Entschluß gefaßt. Er wandte sich wieder zu mir.

„Ich gehe zu meiner Mutter, Natalie. Der Brief betrifft ihre — ist ihre Sache. Ich werde mit

ihr darüber sprechen. Habe Du keine Besorgnisse weiter. Ich sehe Dir an, Du hast sie, obgleich Deine Liebe sie mir verbergen will."

Er war sehr ernst, aber vollkommen ruhig, und seine Ruhe war jetzt keine gezwungene mehr. Er ging. Vorher küßte er mich zärtlich. Hatte ich ihm nicht Unrecht, schweres Unrecht gethan, mit meiner Angst, mit meinem Verdacht? Hätte er mich küssen können, wenn er ein —? Nein, ich schreibe das Wort nicht hin.

Aber höre weiter.

Er war lange bei seiner Mutter, mehrere Stunden. Als er zurückkam, war er sehr angegriffen, fast erschöpft. So warf er sich auf das Sopha, legte sich in eine Ecke zurück, bedeckte das bleiche Gesicht mit beiden Händen, sprach kein Wort. Ich trat zu ihm.

Fasse Dich, Hermann! Richte Dich auf!

Er antwortete mir nicht. Ich nahm seine Hände.

Sieh mich an, Hermann! Dir muß Schweres begegnet sein. Aber sieh die Liebe in meinen Augen. Wir Beide halten ja treu zusammen.

„Wirst Du, Natalie?" fragte er, „wirst Du immer an mich glauben?"

Immer, immer, wie ich an mich selbst glaube. Er küßte meine Hände, die die seinigen hielten.

„Du bist ja mein Engel, Natalie, mein einziger, mein rettender Engel.“

Er stand auf. Er hatte sich wieder ganz gefaßt.

„Und nun ist es ja wieder gut,“ sagte er. „Nur noch Eins muß geschehen; dann —“

Er brach ab. Er sann schweigend nach, mehrere Minuten lang. Sollte ich ihm nicht noch jetzt sagen, daß ich ihn mit der Italienerin auf der Havixburg belauscht hatte? Ich konnte mich nicht entschließen.

„Es muß sein,“ sagte er, und in seinem ganzen Wesen zeigte sich eine feste, ruhige, klare Entschlossenheit. „Meine Mutter wird noch heute von hier abreisen. Sie wird nicht zu Dir kommen, um Abschied von Dir zu nehmen. Gehe auch Du nicht zu ihr; ich bitte Dich darum. Auch nicht zu der jungen Fürstin; sollte sie zu Dir kommen, so nimm sie an: sie ist gut; Du wirst wie immer freundlich gegen sie sein. Ich muß auf der Stelle wieder fort. Frage mich nicht, wohin. Frage mich überhaupt nicht weiter, liebe Natalie. Es ist meine herzliche Bitte. Es handelt sich hier um ein Geheimniß, daß ich auch Dir nicht

mittheilen darf. Du hast ja noch vor wenigen Minuten gesagt, daß Du immer an mich glauben wollest."

Er sprach so herzlich, innig, so traurig bittend, trotz seiner Entschlossenheit.

Wann wirst Du zurückkommen? fragte ich ihn nur noch.

„Heute Abend!" — Er sann nach. — „Ja, heute Abend, unter allen Umständen."

Er klingelte einem Bedienten.

„Mein Pferd," befahl er.

Er war angegriffen; seine Stirne war heiß; er hatte schon den Weg zur Stadt hin und zurück gemacht; die Luft war kalt; es schneite.

Wolltest Du nicht lieber fahren, Hermann? bat ich ihn.

Er lehnte es ab. Zehn Minuten später saß er auf dem Pferde. Er sprengte fort.

Fünf Minuten nachher war der Onkel Clemens bei mir.

„Was ist passirt, gnädige Cousine? Meine durchlauchtige Schwägerin läßt packen; ein Diener hat zur nächsten Poststation reiten müssen, um ihr schleunigst Pferde zu bestellen. Hermann jagte eben auf seinem Goldfuchs in den Schnee hinein, als wenn der Tod hinter ihm sei, und er

sah aus, wie er an mir vorbeistürzte, als wenn der Tod ihn schon am Kragen habe."

Ich konnte dem guten, neugierigen Onkel nicht sagen, was geschehen sei. Hermann hatte mir nichts gesagt, erwiderte ich ihm nur.

„O, ich werde es schon erfahren. Ich gehe zu meiner Schwägerin selbst."

Er ging. Aber er kam sehr bald zurück.

„Sie will Niemanden sprechen. Sie wolle auch von keinem Menschen Abschied nehmen; es solle keiner am Wagen sein, wenn sie abreise."

Wer sagte Ihnen das, Onkel?

„Die Menges. Ach, sie trug mir zugleich eine Bitte an die gnädige Cousine auf."

An mich?

„Ob sie noch auf eine halbe Minute zu Ihnen kommen dürfe?"

Gewiß. Er ging wieder. Nach einiger Zeit kam die Frau. Sie trat leise, eilig herein.

„Ich habe mich fortstehlen müssen," sagte sie. „Aber ich mußte Euer Gnaden nothwendig noch auf einen Augenblick sprechen."

Sie ist die treue, ehrliche Frau.

Was haben Sie mir zu sagen, Frau Menges?

Die Thränen waren ihr plötzlich in die Augen getreten.

„Gnädige Frau," sagte sie, „der Herr Baron ist unschuldig. Ich weiß Alles. Glauben Sie mir. Glauben Sie ihm. Was Sie auch hören mögen; was man Ihnen auch schreiben mag. Glauben Sie nichts. Glauben Sie nur ihm. O, es giebt sehr schlechte Menschen in der Welt. Die nächsten Angehörigen — Aber versprechen Sie mir, daß Sie ihm immer vertrauen wollen. Er ist so brav. Ich habe ihn ja als Kind auf meinen Armen getragen; er wurde unter meinen Augen größer."

Sie mußte vor Schluchzen einhalten.

Ich kämpfte mit mir, ob ich sie fragen solle, um was es sich handle, woran Hermann unschuldig sei. Ich fragte sie nicht. Es hätte mich und Hermann compromittirt.

Sie ging.

„Versprechen Sie es mir noch einmal, daß Sie ihm vertrauen wollen!" rief sie.

Ich versprach es ihr.

Eine halbe Stunde später kamen die Postpferde. Gleich darauf fuhr meine Schwiegermutter mit der jungen Fürstin ab. Sie hatten Niemanden mehr gesehen, auch die Cousine Arabella nicht.

Hermann ist noch nicht zurück.

Ich sitze und schreibe Dir, um mir das schwere Herz leichter zu machen. Aber es will mir nicht leichter werden.

Unschuldig ist Hermann. Mag es sein, was es will, er ist kein Verbrecher, kein — Mörder.

Da ist das Wort doch heraus.

Muß ich nicht seit gestern, seitdem ich die Anwesenheit der fremden Italienerin kenne, immer und immer an die Mordgeschichte denken, die der Vetter Gustav Becker am Tische erzählte, in den letzten Augenblicken vor unserer Abreise aus der Weid, vor meinem Scheiden aus der Heimath? Hermann war damals erblaßt; ich hatte wohl bemerkt, wie Ihr Anderen alle es gesehen hattet. Aber ich hätte damals eher an meinen Tod, an den Einsturz des Himmels denken können, als nur mit der leisesten Spur eines Gedankens daran, daß jene Geschichte im Entferntesten ihn berühre, geschweige, daß er der Mörder sei. Und das ist er nicht, nie, nie — und wenn ich es auch nicht ihm, nicht mir, der guten alten Frau versprochen hätte, ich glaube dennoch an ihn.

Aber was hat er mit der Fremden? Und ist sie die Mörderin? Und was hat wieder seine Mutter mit ihr? Und was hat er mit seiner Mutter? Und warum konnte er mir nichts sagen?

Warum konnte er in einer so entsetzlichen Sache mir nichts, gar nichts sagen? Unter der Last eines so furchtbaren Verdachtes? Von einem Verdachte sprach ja geradezu die Menges; und was anders kann seine Mutter ihm vorgehalten haben, als seine Schuld, eine Schuld, an die sie glaubt, oder die sie gegen den eigenen Glauben ihm aufbürden will? Aber kann das eine Mutter gegen ihr Kind?

Und dann — ich will ihn für unschuldig halten und meine Angst sucht gewaltsam Gründe für seine Schuld, für sein Schuldbewußtsein auf — warum nahm er keinen Wagen nach dem Dorfe Angeln? Er hätte einen Kutscher mitnehmen müssen, zu Pferde war er allein. Warum wollte er keinen Zeugen?

Aber was schreibe ich denn? Ach, es ist mir so wirr im Kopfe. Ist er denn zu ihr? Was in der Welt spräche denn dafür? Und was will er bei ihr? Was könnte er bei ihr wollen? Aber warum ritt er? Warum scheute er den Zeugen? Warum soll Niemand wissen, wohin er ist?

O Nanni, wärst Du bei mir! Bei mir, der Einsamen, der Verlassenen in dem fremden Lande! Ja, ja, in dem fremden Lande!

Um Mitternacht.

Hermann ist zurück, hat sich schlafen gelegt — ob er schlafen kann, ich weiß es nicht. Ich kann es nicht; ich habe mich hinsetzen müssen, an Dich zu schreiben.

O wärst Du hier! — Könnte ich an Deiner Seite sitzen in dem traulichen Stübchen in der Weid.

Vor einer Stunde kehrte er zurück. Er kam nicht gleich zu mir. Als er dann zu mir eintrat, war er ruhig, nur still, in sich gekehrt.

Er nahm sogleich meine Hand.

„Natalie, Du wirst Alles erfahren. Aber jetzt noch nicht. Es darf jetzt noch nicht sein. Den Grund kann ich Dir nicht sagen; auch ihn noch nicht. Wirst Du mir vertrauen, Natalie? Trotzdem?"

Ich werde Dir vertrauen, Hermann; immer. Ich sagte es.

Er hatte so ehrlich zu mir gesprochen, mir offen in die Augen blicken können. So konnte auch ich offen und ehrlich ihm die Antwort geben.

Er dankte mir herzlich.

Dann verließ er mich, um sich zur Ruhe zu begeben.

„Ich bedarf ihrer,“ sagte er, „ich bin sehr müde.“

Man sah ihm an, wie müde und abgespannt er war.

Aber wie ich allein war, da fiel es doch wieder über mich her.

Warum mußte er das Geheimniß für mich haben? Gar ein Geheimniß, dessen Dasein ich kannte, von dem ich wußte, daß es ihn drückte, dessen entsetzlichen Druck auf ihn ich gesehen hatte, noch sah, vielleicht noch lange sehen muß? Bin ich nicht seine Frau? Darf denn die Frau dem Manne so fern und so fremd stehen? Aber hatte ich nicht auch für ihn das Geheimniß gehabt? Aber nur, um ihn nicht zu beunruhigen, und er sieht, wie sein Geheimniß mich eben beunruhigt und ängstigt.

Drei Tage später.

Ich schicke den Brief ab, Nanni.

Hermann ist ruhig, klar, wie immer, liebevoll gegen mich, wie immer. Seine Ruhe, seine Liebe haben auch mich wieder beruhigt. Zu irgend einem Verdachte kann ich keinen Grund haben. Er wäre sonst anders; ich mußte es sein. Denn Ahnungen giebt es; auch meine verständige, klare

Frau Sunderhof sagt es. Und meine Seele ist so ruhig.

Die Entfernung meiner Schwiegermutter trägt auch wohl dazu bei. Ihre Gegenwart drückte doch auch auf mich. Es ist jetzt uns Allen leichter, im ganzen Hause.

Ihre Begleiterin freilich, die junge Fürstin, vermisse ich fast. Sie war eben so sanft, bescheiden und liebenswürdig, wie sie schön war, und in ihrem Herzen war keine Spur von Falsch. Ich sah sie wenig allein, sie war meist bei meiner Schwiegermutter; aber ich war immer gern mit ihr, und sie blieb sich immer gleich, mochte sie allein oder in Gesellschaft meiner Schwiegermutter sein. Ich konnte nicht begreifen, wie diese Frau, die auf ihre ganze übrige Umgebung einen so peinlichen, unheimlichen Druck ausübte, gerade ihr nicht den geringsten Zwang auflegte. Aber es war ja noch mehr unbegreiflich. Wie konnte dieses sanfte, reine, arglose Kind an die Frau sich anschließen? Ich habe nur Einen Erklärungsgrund. Die Fürstin war, bis ihr Oheim sie zu der Frau führte, im Kloster aufgewachsen und dort in der strengsten Frömmigkeit und Förmlichkeit ihrer Religion erzogen. Die Formen sah sie dann auch meine Schwiegermutter streng und

ängstlich beobachten; da schloß das unerfahrene und arglose Kind von der äußeren Frömmigkeit auf die innere.

Lebe wohl, meine Nanni. Grüße tausend- und tausendmal den Onkel und die Tante von mir; sage ihnen meine Liebe; sage ihnen meine Freude, daß sie so frisch und rüstig sind. Schreibe mir recht bald wieder einen recht langen Brief, über Alles aus der theuren Heimath.

XXI.

Natalie an Nanni.

Du sollst heute nur einen heiteren, fröhlichen Brief von mir haben, meine liebe Nanni. Ich bin heiter, fröhlich, ich bin glücklich. Der Hauptmann v. Hachenberg war hier; ich konnte mit ihm von der Schweiz, von der Weid, von Dir plaudern — ja, ja, auch von Dir. Ich habe alle meine Zweifel von mir werfen können. Ich habe noch ein anderes Glück, ein so schönes, heiliges.

Ich will Dir zuerst von dem langen Hauptmann erzählen.

Es ist doch ein prächtiger Mensch, wenn er auch den langen, krummen Rücken hat und so

entsetzlich frech gegen die Leute sein kann. Er spricht über Beides selbst, in seiner Weise.

„Wissen Sie, gnädige Frau —“

Ohne gnädige Frau geht es hier nun einmal nicht; selbst ein Schweizer würde es hier lernen.

„Wissen Sie, gnädige Frau, woher ich Alles habe? Ich war ein blutarmes Junkerlein. Da mußte ich früh bei anderen Leuten dienen. Als Edelmann, natürlich am Hofe, als Page, Kammerjunker, Adjutant. Wer dient, muß sich krümmen und bücken; am Hofe besteht fast der ganze Dienst darin. So wurde mir der Rücken krumm. Doch nein, der Dienst besteht auch noch in etwas Anderem: allergnädigste, gnädigste und gnädige Scherze und Späße mit sich machen zu lassen. Wie ich Page war, kniffen sie mich zum Beispiel unversehens in die Ohren, daß das Blut herauskam, und wenn ich dann plötzlich vor Schreck aufschrie oder vor Schmerz zuckte und nicht allerunterthänigst lachte, dann kam der Oberhofmeister und strafte mich mit dreitägigem Fasten, und ich war doch so lang und so mager und so hungrig. Einem alten, halb schwachsinnigen Vetter des Hofes machten solche Späße noch lange einen große Freude; die jungen Prinzen übten sich darin für ihre Zukunft ein. So lernte ich frech und im-

pertinent werden; zuerst nach unten; was die hohen Herrschaften an mir thaten, that ich an den Bedienten; nachher nach oben; die Prinzlein könnten noch davon erzählen; sie werden nur nicht, denn —"

Aber ich muß Dir erzählen, Nanni, wie er kam. Es war vor acht Tagen; er blieb drei Tage bei uns. Er war im Auftrage seiner Regierung in militärischen Angelegenheiten zur Stadt gekommen; er machte den Abstecher zu uns, um Hermann wiederzusehen, mit uns von Allerlei zu plaudern. Er hatte auch noch einen Auftrag an uns.

Von der armen Königin.

Sie hatte, als sie aus dem Schlößli geraubt wurde, die Reise in ihre Heimath fortsetzen dürfen; sie durfte aber nur wenige Wochen in dieser bleiben. Sie mußte zurück in ihren traurigen Kerker, in das fremde Land. Dort welkt sie dahin, wie eine Blume, die man auf fremden Boden verpflanzt hat. Man sieht ihrem baldigen, völligen Verwelken und Absterben entgegen; sie selbst ihrer Erlösung. Mit ihrem Onkel — Du erinnerst Dich des alten stattlichen Herrn — steht sie im Briefwechsel; sie hatte ihm Grüße an Hermann und mich aufgetragen. Ihre Kinderjahre und die

Schlößlischlucht — es seien die schönsten Erinnerungen ihres Lebens.

Die arme, arme Königin!

Aber mußten wir nun nicht auch immer wieder von der Schlößlischlucht sprechen und von der Weid und von dem Onkel und der Tante und sogar von Dir? Und als er von Dir sprach, wurde er roth und fragte nach dem Herrn Vetter Gustav Becker aus St. Gallen und ob Du auch von ihm schriebest, und ich mußte ihm ehrlich Nein sagen, und —

Ach, Nanni, es wurde mir recht schwer, als ich mich von ihm trennen mußte. Es war mir, als wenn sich ein Stück Heimath von mir losrisse. Und wie waren wir erzürnt und erbost auf ihn, als wir ihn zum ersten Mal sahen.

Auch einen andern Bekannten aus der Weid habe ich wiedergesehen, den Messehörer Kemper.

Seit meinem Hiersein war er nicht im Schlosse gewesen. Wohl nur zufällig nicht.

Es giebt hier nichts zu verdienen, hatte der Onkel Clemens gesagt, und durch die Reisen mit mir war er in Rückstand genommen, so daß er seine Zeit vollauf nöthig hat und nicht herauskommen kann.

Der Messehörer wohnt in der Stadt, und der

Altenstein liegt starke drei Stunden von der Stadt entfernt.

Die Cousine Arabella ließ einmal die Andeutung eines anderen Grundes fallen. Es war in einem Gespräche mit dem Onkel Clemens, der trotz jener Gründe sich doch darüber verwunderte, daß sein getreuer Kemper sich gar nicht mehr auf dem Altenstein sehen lasse.

„Nach drüben soll er seit einiger Zeit desto öfter kommen,“ sagte sie.

Sie meinte den Neuenstein.

„Ach,“ erwiderte der Onkel, „wohl damit ihnen das Grafendiplom ja nicht ausbleibe.“

„O nein, Vetter, die Baronin da drüben ist eine zu gottesfürchtige Frau, um an solchen Eitelkeiten der Welt zu hängen.“

Es war keine Bosheit von ihr.

„Aber Fräulein Modeste?“ sagte der Onkel.

„Fräulein Modeste,“ warf die Cousine die Lippen auf, „hat wieder für ihre weiblichen Eitelkeiten zu wenig Religion.“

„Zu wem käme er dann, Cousine?“

„Ich denke, zu der Baronin.“

„Und wofür?“

„Ich denke, für Fräulein Modeste.“

Dem Onkel schien plötzlich ein Licht aufzugehen.

„Potz Mäuslein, Cousine, Sie meinen den Prinzen."

„Es könnte sogar ein Erbprinz sein," sagte die Cousine, indem sie eine ihrer großen Prisen nahm.

Der Onkel wurde gerade herausgerufen, so daß das Gespräch endigen mußte und ich ihn nicht fragen konnte. Mit der Cousine Arabella spreche ich nicht gerne über die da drüben, sie haßt sie nun einmal.

Ich fragte am Abend Hermann, und von ihm erfuhr ich Folgendes:

In der Garnison der Stadt dient bei dem Kürassierregimente der Erbprinz eines kleinen deutschen souveränen Hauses als Rittmeister, wenn man, was auch Hermann nicht genau wußte, von einem Fürsten, der künftig selbst über Land und Leute regieren wird, sagen kann, er diene. Dieser junge Prinz, denn jung ist er noch, hat in den Gesellschaften und auf den Bällen des Adels in der Stadt Fräulein Modeste kennen gelernt; ihre Schönheit, ihr Geist, ihr Witz sollen ihn näher zu ihr gezogen, er soll sie ausgezeichnet haben, und nun sprechen die Leute davon, daß man auf dem Neuensteine davon spreche, Fräulein Modeste mache sich und den Ihrigen Hoffnung

darauf, einmal regierende Fürstin zu werden. Hermann erzählte mir das aber sofort mit dem Zusatze, das Letztere sei eine eben nicht wohlwollende Erfindung, die wahrscheinlich auf den Altenstein zurückzuführen sei, und zwar auf die Cousine Arabella selbst.

Mir lag jedenfalls die Erinnerung an die fromme einfache Clara mit ihrer aufopfernden Liebe zu dem Bauernsohne nahe; denn glaubst Du nicht auch, Nanni, nachdem was ich Dir früher schrieb, daß Clara die Liebe des braven Johannes, wenn auch vielleicht nur halb bewußt, in ihrem Herzen erwiderte? Und die ältere Schwester Modeste liebt einen Erbprinzen, einen künftigen regierenden deutschen Fürsten.

Aber kommen wir auf den Messehörer Kemper zurück.

Er war dennoch auf dem Altenstein vor wenigen Tagen, und der Onkel Clemens hatte ihn verschrieben, und um meinetwillen, und ich hatte nichts davon gewußt und sollte nichts davon wissen.

Und warum er ihn verschrieben hatte, und ich nichts davon wissen sollte?

Der lange, rothhaarige Mann war so heimlich gekommen, hatte sich lange mit dem Onkel eingeschlossen, war dann zu der Cousine Arabella ge-

rufen, war auch zu dieser verstohlen geschlichen, dann erst kam er zu mir, und nun war er so feierlich, so salbungsvoll, wie ich ihn in der Schweiz nicht gesehen hatte. Ich dachte, die heimathliche Luft thue es. Der Mensch, und gebe er sich so natürlich, wie er eben könne, ist doch nun einmal ein anderer Mensch in seiner Heimath und ein anderer im fremden Lande. Unsere Heimath ist und bleibt immer ein Stück von uns selbst. So, dachte ich mir, sei der Messehörer doch nur hier der Messehörer, und in Zürich und in der Weid war er es nicht; hier ist er also nur das, was er eigentlich ist, und nur hier kann er sich so fühlen. Am Abend aber belehrte mich Hermann anders.

Der Kemper war ja so heimlich und so feierlich, sagte ich zu ihm.

Er lachte selbst etwas heimlich.

„Ja!"

Und warum?

„Er hatte mit dem Onkel Clemens über Dich verhandelt."

Ueber mich? Mit dem Onkel Clemens?

„Und auch mit der Cousine Arabella."

Ich begriff noch weniger.

„Sie haben Beide viele Messen gelobt."

Für mich?

„Die Cousine hat dabei freilich auch noch an die Neuensteiner gedacht."

Du sprichst in Räthseln, Hermann.

„Hm, wenn unsere Linie ausstirbt, so kommt der Altenstein an den Neuenstein."

Da wußte ich es. Ich wurde glühend roth. Und ich werde es jetzt wieder, während ich Dir schreibe, und ich frage mich vergeblich, warum eine junge Frau es nicht aussprechen, es nicht einmal auf das Papier bringen kann, daß ihr das höchste, das heiligste Glück der Frau blüht. Und nun weißt Du Alles, Nanni. Aber doch noch ein paar Worte.

„Nicht blos von dem Onkel und der Cousine," fuhr Hermann fort, „hat der Kemper seine Aufträge für Dich erhalten, auch die Wirthschafterin und die Mägde haben sich ganz geheim mit ihren An- und Beiträgen zu ihm geschlichen. So brav bist Du gegen sie Alle, so lieben sie Dich Alle!"

Und warum schäme ich mich nicht, Dir das zu schreiben, Nanni? Aber glücklich bin ich, so recht innerlich, so recht heimlich und heilig glücklich. Könnte ich nur auf Eine Stunde Dich hier haben, um Dir so recht zu sagen, wie ich es bin.

Und die Tante, die herrliche, mütterliche Tante! O welche Sehnsucht habe ich nach Euch! Und es ist keine schmerzliche jetzt! Und in der Weid möchte ich nur einmal sein; in der Schlößlischlucht, auf dem Felsberge, um den Bäumen, den Felsen, dem grauen See, den glühenden Alpen, um der ganzen theuren Heimath jauchzend zuzurufen — nein, nein, um ihnen so recht still und leise und innig zu sagen, wie glücklich ich bin. Lebe wohl, Nanni. Nur mein Glück wollte ich Dir diesmal schreiben. Aber welche Umwege mußte ich nehmen, um dazu zu kommen!

XXII.

Natalie an Nanni.

Dieser westfälische Adel bildet eine eigenthümlich sich abschließende Gemeinschaft. Ich glaube nicht, daß sie in solcher Weise irgend anderswo zu treffen sein möchte. Sie müssen Alle mindestens ihre sechszehn Ahnen zählen; sie sind Alle reich, Alle im Lande begütert; sie sind Alle fromm und wohlthätig; sie dienen nicht in der preußischen Armee, noch weniger im Büreau; sie sind stolz und leutselig; sie haben in der Hauptstadt

des Landes ihren Adelsclub, und in diesem Club war ich vor einigen Tagen. Weißt Du, was ein Adelsclub ist, Nanni? Du denkst, das Wort spricht es aus. Ich hatte es auch gedacht, zumal da es in der Stadt auch noch einen Bürgerclub, einen Beamtenclub, einen Offiziersclub giebt! Wie man, um zu diesen gehören zu können, Bürger, Beamter oder Offizier sein muß, so muß man, dachte ich mir, um in den Adelsclub aufgenommen zu werden, nur einfach von Adel sein.

„Das ist es nicht," sagte mir aber Hermann.

Und was ist es denn?

„Sieh Dir das Ding einmal selbst an."

Er machte mir den Vorschlag, er bat mich darum; ich glaube um meinetwillen, obwohl er es mir nicht sagte. Ich war doch — ich muß es Dir nur gestehen, Nanni — seit einiger Zeit manchmal wieder in einer recht trüben Stimmung gewesen, gegen meinen besten Willen; gewiß, ich gab mir so viel Mühe, heiter zu sein; aber — mein gegenwärtiger Zustand mag es mit sich bringen. So wollte Hermann mich zerstreuen, und ich kam gern seiner Liebe entgegen. Gleich nach Neujahr beginnt hier die Carnevalszeit. Der Adel verläßt dann seine Güter und zieht in die Stadt. Jede Familie hat in der Stadt ihr Hôtel, „Hof", wie sie es hier nennen.

Hermann traf Anstalten zur Uebersiedlung, und nach drei Tagen waren wir in dem Altensteiner Hofe in der Stadt, mit Wagen und Pferden, mit Bedienten und Jägern und Kammerfrauen und Koch und Küchenpersonal. Alles Andere trafen wir in dem „Hofe" an, in dem immer ein Haushofmeister mit dem nöthigen Personale wohnt, um jeden Augenblick, auch wenn er nicht vorher benachrichtigt wird, das Haus zur Aufnahme der Herrschaft bereit zu halten.

Aus dem „Altensteiner Hofe" schreibe ich Dir. Er ist ein großes, geräumiges, elegantes Schloß, in einem großen, mit hohen Mauern umgebenen Hofe gelegen. So sind sie alle, diese „adeligen Höfe" der Stadt, wie sie genannt werden; von dem Hofe, in dem sie liegen, haben sie wohl ihren Namen.

Wir werden bis zum Beginn der Fastenzeit, die sehr strenge gehalten wird, hier bleiben; Hermann meint, wenn es mir gefalle, bis Ostern.

Zum Altenstein kann ich dennoch so oft fahren, als ich will; ich bin mit unsern Pferden in zwei bis drei Stunden da. Hermann denkt öfters hinüberzureiten, um nach Allem zu sehen. Er ist mit Leib und Seele Landwirth.

Der Abschied vom Lande wurde mir doch schwer,

besonders von der Frau Sunderhof, und auch die vortreffliche Frau schied mit Wehmuth von mir. Es schien mir fast, als wenn sie eine besondere Besorgniß habe. Indessen, ich bildete mir das wohl nur ein.

Der Onkel Clemens konnte nicht mit. Die Wirthschaft würde ja auf dem Altenstein zu Grunde gehen, meinte er. Er versprach aber, manchmal herauszukommen, besonders zu den Clubtagen.

Cousine Arabella wollte nicht mit. Der Onkel sagte mir den Grund.

Sie war mit Hermann's Mutter einmal da. Sie wurde von meiner durchlauchtigen Schwägerin wie eine Gesellschafterin behandelt. Seitdem ist sie nie wieder dort gewesen; sie sagt, sie langweile sich in der Stadt.

Besonders angenehm ist das Leben hier freilich nicht, nicht für mich, nicht für uns, ich glaube auch, nicht für die Anderen. Die Gesellschaft ist so vielfach geschieden, zersplittert. Die Klassen und Kasten, selbst die Nationalitäten, ziehen sich von einander zurück, die Eingebornen sondern sich von den „Fremden", den Preußen, ab; unter diesen wieder die Offiziere von den Civilbeamten; von Allen schließt sich wieder der alte Adel des Landes ab. Nur mit diesem verkehren also auch

wir. Er hat sich, wie immer, so auch in diesem Winter, zahlreich in seinen Höfen eingefunden.

Hermann und ich haben bis jetzt unsere ganze Zeit hier fast nur damit zubringen können, Besuche zu machen und zu empfangen.

Auch die Neuensteiner sind hier; sie waren schon vor uns da, und — die Etiquette forderte es einmal — wir mußten ihnen unsern Besuch machen, und sie machten ihren Gegenbesuch. Aber wir sahen einander nicht das eine, nicht das andere Mal; es wurde Alles durch Karten abgemacht. Und dabei leistete der Messehörer Kemper seine ausgezeichneten Dienste; wir erfuhren von ihm, wann wir jene nicht würden zu Hause antreffen, und so hätten sie wohl von ihm dasselbe über uns erfahren. Er sagte es nicht. Er ist überhaupt verschwiegen wie das Grab. Es gehört freilich zu seinem Geschäfte. Nie spricht er zu uns ein Wort von dem Neuensteiner oder von irgend einem Anderen, und so wird er auch von uns nicht zu Anderen sprechen. Aber seine Blüthezeit muß jetzt sein. Man sieht es an seinem zufriedenen, aber auch wichtigen, geheimnißvollen Gesichte. Es mögen ihm viele Geheimnisse anvertraut sein. Er ist der Mann der vornehmen wie der geringen — Frauenwelt, und unter den vor-

nehmen wie unter den geringen Frauen sind hier so viele schöne Gestalten, reizende Gesichter, glänzende, feurige Augen; man sollte es den grauen Haiden des Landes gar nicht ansehen. Auch die Modeste von da drüben, wie Cousine Arabella sagt. Aber ich muß Dir erzählen — von dem Adelsclub. Am Mittwoch nach unserer Ankunft war die erste große Reunion. Wir fuhren hin. Das Herz klopfte mir doch. Fast den ganzen Adel des Landes sollte ich dort versammelt sehen; ich sollte von ihm gesehen werden, von allen den stolzen Herren mit ihren mindesten sechszehn Ahnen, die meist stolz darauf waren, ihren Adel aus der Zeit Karl's des Großen zu datiren, mit diesem schon als Ritter aus dem Frankenlande in das Sachsenland gekommen zu sein; von allen den vornehmen aristokratischen Damen mit ihrem Leben in der großen Welt und mit ihren Geheimnissen dieses Lebens, für das der Messehörer alle die heimlichen Messen hören mußte; ich, die einfache Republikanerin, aus dem engen Familien- und Gespielinnenleben Zürichs und der Weid.

Ich kannte nur noch wenige von ihnen. Auf dem Altenstein hatten wir nur mit den Nachbarn in einem, zudem geringem Verkehr gestanden; die meisten Besuche waren auch hier in der

Stadt nur durch den Austausch von Karten gemacht.

Das Herz klopfte mir. Wir traten in die hell erleuchteten, glänzenden Säle. Wir waren spät gekommen. Die Säle waren schon gefüllt. Es war die auserlesenste, glänzendste Gesellschaft. Und ich muß es sagen, Nanni, der Glanz war nicht blos der der Toiletten, es war auch der der Schönheit; die Frauen waren schön und die Männer waren es. Die Gesichter waren alle aristokratisch geschnitten, und dieser Schnitt der alten westfälischen Aristokratie hat wirklich etwas eigenthümlich Vornehmes. Man glaubte sich in einer einzigen großen Familie zu befinden. Und es waren doch Alle die schönen Menschen.

Noch Eins fiel mir auf; die Herren waren alle in bürgerlicher Kleidung und ohne einen einzigen preußischen Orden; und doch wußte ich, daß mehreren von ihnen hohe preußische Orden verliehen waren.

Der Onkel Clemens war gekommen, wie er versprochen hatte; aber auch er trug nur seinen schwarzen Frack, und wie er seine Generals-Epauletten zu Hause gelassen hatte, so trug er in dem Knopfloche nicht einmal ein Ordensbändchen, obwohl er zu den Epauletten gar einen großen Ordensstern bekommen hat.

Drei oder vier Uniformen waren da; es waren Offiziere, und — doch will ich dem, was ich Dir zu erzählen habe, nicht vorgreifen.

Besonders neugierig war ich auf die Neuensteiner. Ich hatte, wie lange wir schon Nachbarn waren, durch kaum dreihundert Schritte getrennt, Keinen von ihnen gesehen, außer die arme Clara und den wahnsinnigen Vetter Alexander. Und mit Ausnahme dieser Beiden waren sie jetzt Alle hier, und ich mußte sie im Club sehen. Am meisten gespannt war ich auf Fräulein Modeste, die so schön, so geistreich und so boshaft sein solle. Und sie war die Schwester der frommen, sanften, einfachen und edlen Clara! Meine Augen suchten sie in dem Saale, seitdem ich eingetreten war. Wo ich ein schönes, keckes Gesicht sah, eine lebhafte Unterredung hörte, meinte ich, sie müsse es sein, und ich müsse zu ihr, und doch überschlich mich wieder eine Scheu vor ihr, beinahe eine Angst; ich mußte an den Nachtfalter denken, den es in das versengende Licht zieht.

Hermann hatte mich zu der Frau v. Herfeld, einer älteren Dame unserer Bekanntschaft, gebracht, einer freundlichen, einfachen Frau, die gern bemuttert und gern davon spricht, und mir und allen Menschen ihre Verwunderung ausspricht, daß eine

Republikanerin so folgsam, und, wie sie natürlich hinzusetzt, so liebenswürdig sein könne. Sie nannte mir die Namen der Anwesenden, die ich noch nicht kannte. Die Neuensteiner nannte sie nicht. Waren sie noch nicht da? Waren sie in einem anderen Saale? Nach ihnen fragen konnte ich nicht wohl. Aber sie waren noch nicht da. Sie sprach einen andern Namen aus.

„Der Erbprinz!"

Es war einer von den drei oder vier Offizieren, die in Uniform da waren; ein sehr junger Mann, vielleicht kaum zwanzig oder einundzwanzig Jahre alt, eine hübsche Figur, ein gutmüthiges Gesicht, aber unbedeutend.

Er stand in der Nähe der Eingangsthür des Saales; ein paar alte Herren von sehr vornehmem Aussehen unterhielten sich mit ihm. Seine Aufmerksamkeit war mehr auf die Thür als auf das Gespräch mit den alten Herren gerichtet.

„Er wartet auf Ihre Verwandten," sagte die Frau v. Herfeld.

Sie meinte die Neuensteiner, also eigentlich Fräulein Modeste. Ich sollte mithin auf einmal gleichsam mitten in den kleinen Roman Modestens wie der Familie kommen, und es ging mir nun, wie dem Erbprinzen, ich war aufmerksamer auf die

Thür, als auf das Gespräch mit der freundlichen Herfeld.

Und endlich kamen die Erwarteten. Ein großer, etwas starker alter Herr führte eine alte Dame. Ihm sah man den Stolz in allen seinen Zügen, in allen seinen Bewegungen an, und doch war er in dem Augenblicke gedrückt; er wagte nicht, frei aufzuschauen; es war, mir als wenn ich in seinem Gesichte läse: Wäre es doch erst vorüber. Gerade im Gegensatz zeigte in dem stillen und sonst gewiß bescheidenen Wesen der hübschen alten Dame sich ein gewisser freudiger und doch demüthiger Stolz.

„Ihre Verwandten, der Freiherr und die Freifrau v. Alten vom Neuenstein," sagte die Frau v. Herfeld. „Aber wie sehen die heute so sonderbar aus?" rief sie verwundert. „Was ist es mit den Altens?" fragte sie ihre Nachbarin auf der anderen Seite.

„Wissen Sie es denn noch nicht?" war die Erwiderung.

„Kein Wort."

„Er ist freilich heute erst angekommen."

„Was ist es denn?"

Aber ich hörte nicht dararf.

Hinter dem alten Paare kam ein junges Paar, und hinter diesem ging ganz allein eine bildschöne junge Dame.

„Der junge Mann war groß, breitschulterig, beinahe plump, der Ausdruck seines Gesichtes war unangenehm hochmüthig. Er blickte mit einem herausfordernden Trotze in den Saal hinein, als wenn er den Leuten allen, die ihn ansehen möchten, zurufen wolle: Nun, was wollt ihr? Es war der junge Freiherr Ottomar.

Der Blick seines Vaters hatte gesagt: Ach, wäre es doch vorüber!

Die junge Dame, die er führte, war fast noch unbedeutender, als die alte Freifrau.

„Eine Cousine, die bei ihnen zum Besuch in der Stadt ist, ein Fräulein v. Bergen," unterbrach, zu mir gewandt, die Frau v. Herfeld das Gespräch mit ihrer andern Nachbarin.

Und die bildschöne junge Dame, die allein hinter ihnen herging?

Sie mußte Fräulein Modeste sein, und sie war es.

Und ich beschreibe sie Dir nicht, Nanni. Wie kann man diese vollendete Schönheit beschreiben?

Sie schritt frei in den Saal hinein, in dem alle Augen auf sie und die Ihrigen gerichtet waren, und ich bemerkte auf einmal, daß alle die Augen mit einem besondern Ausdrucke sich auf die Familie geheftet hatten, und nicht mit einem Aus=

drucke wohlwollender Theilnahme; manchen Mund glaubte ich zu einem leisen Spotte sich verziehen zu sehen. Darum jene Scheu des alten, die Herausforderung des jungen Freiherrn.

Und Modestens Blick und Haltung waren so frei, ohne Anspruch und ohne Demuth; ihre schöne Stirn war klar wie der reinste Morgenhimmel, der in der Frühlingssonne über unseren Schweizerbergen thronen kann. Sie war die Königin, wo sie auch sein mochte, und sie wußte es, und sie wußte es doch wieder nicht.

Und auf einmal wurde sie glühend roth.

Der Erbprinz hatte mit einer verbindlichen Verbeugung seine beiden alten Herren verlassen, eilte auf Modeste zu, bot ihr seinen Arm und führte sie weiter in den Saal.

Und er liebt sie, Nanni! Das sah ich an dem Glücke, in dem das hübsche, gutmüthige Gesicht glänzte, das mir in diesem Augenblicke sogar nicht mehr unbedeutend erschien; ich sah es an dem hellen Triumph, mit dem er an der Seite des schönen Mädchens ging.

Und sie? Modeste? Sie war dunkelroth geworden. Aber dann wurde sie nicht blaß. Eine schöne, frische, feine, durchsichtige Röthe kehrte in das schöne Antlitz zurück. Ihre Augen lächelten

dem jungen, vornehmen Manne zu, an dessen Arm sie ging, und schauten dann wieder klar und frei in dem Saale umher! Ein wenig, meinte ich, habe sich ihre Gestalt gehoben, ein wenig stolzer; aber als ich noch einmal hinblickte, kam sie mir fast demüthig vor, aber glücklich.

„Und sie wird doch keine regierende Fürstin!" sagte die Frau v. Herfeld neben mir.

Sie sagte es spöttisch.

Aber in meinem Herzen war ein anderes Gefühl.

Ich hatte noch kein einziges günstiges oder nur freundliches Wort über Modeste gehört: im Gegentheil, Niemand wollte ihr wohl. So hatten sie auf dem Altenstein von ihr gesprochen; so sprachen sie hier von ihr; man wußte nur von ihrem Stolz, ihrer Kälte, ihrer Laune, von ihrer Bosheit zu erzählen; Clara und die Frau Sunderhof hatten von ihr geschwiegen. Da sah ich sie jetzt zum ersten Male, und ich sah in ihren Augen ein heiliges Gefühl ihres Herzens; aber ein Gefühl, dem sie dennoch entsagen mußte, und das dann zur verzehrenden, vernichtenden Flamme in ihrer Brust wurde. Und sie wußte das und konnte doch glücklich in ihm sein. Freilich nur auf Augenblicke. Dann machte das Bewußtsein

des Unglücks, das hinter ihr stand, das Herz ihr kalt, hochmüthig, launisch.

Und ihre Schwester Clara? Liebte dieses edle Herz nicht auch? Mußte es nicht auch entsagen? Mußte sie nicht auch das Heiligste aus ihrer Brust reißen, was die Brust bewegen und heben kann? Aber ihr waren dafür andere heilige Gefühle in das Herz eingezogen.

Die armen beiden Schwestern, mit ihrer Liebe zu dem Fürsten die eine, zu dem Bauern die andere!

Das war mein Gedanke, als ich die schöne, stolze Modeste sah.

Die Frau v. Herfeld störte mich darin.

„Wissen Sie, was es mit den Alten's ist?" fragte sie mich.

Ich weiß von nichts.

„Sie sind in den Grafenstand erhoben. Das Diplom ist heute hier eingetroffen, direct aus dem Cabinet an den Oberpräsidenten gekommen, der dann sofort in feierlichem Aufzuge zu dem Grafen gefahren ist, um es ihm persönlich zu überreichen. Es war viel Ehre, viel Gnade. Sie sehen, wie sie hier aufgefaßt wird, und — wie der neue alte Graf es fühlt."

Ich antwortete nicht.

„Haben Sie sich," fuhr sie fort, „auch die neue Comtesse Modeste angesehen?"

Ich habe ihre Schönheit bewundert.

„Ich etwas Anderes an ihr. Sie ist so klug, so geistreich, oder geistvoll, wie man sagen soll. Und doch glaubt sie, das neue Diplom sei eine Stufe für sie zu einem Fürstenthron."

Ich antwortete ihr wieder nicht.

Sie sprach dennoch weiter.

„Sie wissen doch, daß sie ernsthaft daran denkt, die Gemahlin des Erbprinzen zu werden? Und nicht zur linken Hand!"

Wäre das denn unmöglich?

„Freilich! Nach dem europäischen Fürstenrechte."

So muß es also der Prinz wissen.

„Gewiß!"

Und?

„Welches Hinderniß wäre der Liebe unübersteiglich? Hat doch der alte Dessauer eine Apothekerstochter geheirathet — wir haben sogar ein Lustspiel darüber — und der Kaiser Napoleon eine spanische Gräfin, worüber es noch an einem Lustspiele fehlt."

Der Prinz liebt sie also aufrichtig?

„Er meint es ganz ehrlich mit ihr. Er ist ein braver Mensch."

Und sein Vater? Der Hof?

„Lacht.“

Und Modestens Familie?

„Denkt wie der Prinz. Stolz und Liebe kennen beide keine Hindernisse. — Aber sprechen wir von etwas Anderem. Sie sieht nach uns hin, und — wahrhaftig, sie kommt auf uns zu.“

Es war so.

Der Prinz hatte das schöne Mädchen zu einem Sopha geführt, auf dem ihre Mutter, die neue Gräfin, Platz genommen hatte. Zu dieser hatte sich die Cousine setzen müssen, die bei ihr zum Besuch war. In einem Fauteuil neben der Cousine ließ sich die junge Comtesse nieder. Der Prinz unterhielt sich noch einige Augenblicke mit allen drei Damen, dann zog er sich zurück. Er wollte nicht auffällig werden.

Bald darauf war Modeste aufgestanden. Sie ging geraden Schrittes auf uns zu, auf die Frau v. Herfeld, auch auf mich. Sie wollte wohl nichts, von mir gewiß nichts. Das Herz klopfte mir dennoch wieder. Sie kam bei uns an. Sie wandte sich an meine Nachbarin.

„Liebe Herfeld, zu allererst eine Bitte — dann Anderes. Stellen sie mich Ihrer Nachbarin vor, die schon so lange meine nächste

Nachbarin ist, ohne daß wir uns dennoch kennen."

„Die Frau v. Alten kennt sie doch, liebe Modeste," sagte die Frau v. Herfeld. „Wir sprachen von Ihnen."

„Hoffentlich Gutes."

„Wir bewunderten Ihre Schönheit."

Sie antwortete nicht. Sie wandte sich zu mir.

„Seien Sie mir freundlich, Frau v. Alten. Nur freundlich! Um mehr darf ich Sie nicht bitten — noch nicht. Meine Schwester Clara lieben Sie, und Clara liebt Sie. Und ich — ja auch ich liebe Sie — schon lange."

Sie hatte mir ihre Hand hingehalten. Sie sah mich mit einem zauberisch gewinnenden Lächeln des schönen Gesichtes an, und es schien ihr Ernst mit ihren Worten zu sein; in ihren großen, dunklen Augen spiegelte sich ein klares, lebhaftes, fast weiches Gefühl.

Ich nahm ihre Hand, ich mußte sie unwillkürlich drücken.

Sie kamen mir so herzlich entgegen, Comtesse, wie sollte ich nicht freundlich gegen Sie sein! Ich hoffe, wir werden immer gute Freundinnen sein.

Sie sah mich plötzlich fragend an.

Gute Freundinnen nur? — Ich leugne nicht;

Nanni, ich hatte das Wort absichtlich gesprochen. Ich hatte doch nun einmal so viel von ihrem Stolz, ihrer Kälte, ihren Launen gehört. Konnte Alles, was ich in dieser Viertelstunde gesehen hatte, nicht eben nur zu ihren Launen gehören? Da wollte ich wieder zurückhaltend sein. Und so antwortete ich ihr: Comteß, wenn Sie die Freundin Clara's sind, so werden auch wir Freundinnen werden.

„Ah!" sagte sie.

Meine Antwort hatte sie überrascht. Sie warf ein wenig den Kopf auf.

„Die Schweizer sind vorsichtig!"

Ja, sie prüfen, um dann desto treuer zu sein.

„So werden wir auch Freundinnen werden," rief sie lebhaft.

Dann wandte sie sich rasch um. Ein Herr ging vorbei.

„Herr v. Brokhof, bringen Sie mir einen Stuhl."

Sie sagte es mit einem unendlichen Uebermuthe, oder war es gar Hochmuth? Und sie kannte den Herrn nicht mehr, als alle anderen, die da waren.

Er eilte mit einem Stuhl herbei.

„Dorthin!" befahl sie ihm.

Er mußte den Stuhl an meine freie Seite stellen.

„Ich danke Ihnen!"

Sie sah sich nicht weiter nach ihm um.

Sie setzte sich zu mir.

„Liebe Frau v. Alten, plaudern wir. Und zwar —"

Sie sprach auf einmal in einem völlig andern Tone, als bisher; er war herzlich gewesen, er war jetzt leicht, glatt.

Ich mußte sie darauf ansehen.

Sie lachte.

„Ich will Ihnen das Prüfen leicht machen, und da sollen Sie zuerst meine schlechten Seiten kennen lernen; durch eigene Anschauung nämlich. Gehört werden Sie genug davon haben. Meine vortreffliche Freundin, Cousine Arabella, selbst der brave Onkel Clemens, der gutmüthigste Mensch auf der Welt — aber wenn von mir die Rede ist —"

Sie machte eine Pause, um zu lachen.

Comteß, sagte ich —

„Selbst die Comteß thut es!" lachte sie laut.

Ich blieb um so ernsthafter.

Nein, sagte ich. Etwas Anderes thut es, unter dessen Einfluß auch der bravste und gutmüthigste Mensch auf der Welt steht, gerade er. Liebe Comteß, können Sie sich selbst frei von Schuld

sprechen, wenn die, die Sie nicht näher kennen, Sie nicht lieben?

Sie wurde gleichfalls ernsthaft.

„Sie haben Recht," sagte sie.

Dann hatte sie doch wieder den leichten Ton.

„Gleichviel denn! Ich will mich heute Ihnen doch von meiner schlechten Seite zeigen. Es wird Sie zugleich amüsiren. In der fremden Gesellschaft, in der Ihnen eben Alles fremd und das Fremde so steif und inhaltsleeer ist, würden Sie sich sonst nur langweilen."

Sie hatte nicht Unrecht, und ich wollte sie auch kennen lernen.

Wohlan, Comteß, sagte ich. Aber vorher eine Frage. Was macht Ihre Schwester Clara?

„Sie betet."

Sprechen Sie von ihr noch ernsthaft.

Sie that es.

„Es geht ihr gut. Ich glaube, sie ist ruhiger, klarer geworden."

Sie glauben es?

„Ihre Briefe sprechen weniger von der Religion und dem Kloster, beschäftigen sich schon wieder mit anderen Dingen."

Schreibt sie von der Rückkehr zu Hause?

„Von einem Besuche zu Ostern."

Und sie freut sich darauf?

„Es scheint so nach ihren Briefen.“

Ich glaube es mit Ihnen, und dann auch das Andere. Haben Sie herzlichsten Dank für Ihre Mittheilungen.

„Sie scheinen sich zu beruhigen?“ fragte jetzt sie.

Ja.

„Sie waren also beunruhigt für Clara?“

Für ein so edles und frommes, und zugleich so weiches und — für ein solches Herz kann man nur zu leicht besorgt werden.

„Sie wollten noch ein anderes Wort hinzusetzen.“

Ich wollte; aber erlassen Sie es mir.

Sie sah mich forschend an. Aber sie fragte nicht weiter. Sie saß einen Augenblick nachdenklich und dann — es war, als wenn sie in ihrem Innern einen gewaltsamen Anlauf zu dem Sprunge genommen hätte — dann hatte sie den leichten Ton von vorhin wieder aufgenommen.

„Wie gefällt Ihnen die Gesellschaft hier?“

Sie ist mir etwas fremd.

„Ich glaube es. Aber es ist keine Antwort auf meine Frage.

Wenn Sie mich denn drängen — sie ist streng aristokratisch.

„Und darum Ihnen fremd? —"

Die Frage konnte boshaft sein.

Ja, sagte ich dennoch sehr ruhig.

„Ach," sagte sie, „da bringen Sie mich auf eine Frage. In Büchern habe ich gelesen, daß in der Schweiz, namentlich in den Städten, eine äußerst strenge Sonderung der Stände bestehe. Es gebe namentlich in fast jeder Stadt eine Anzahl alter Familien, die nur untereinander Umgang haben, nur untereinander heirathen."

Sollten Sie das nicht auch in Deutschland finden? fragte ich.

„Davon nachher. Es ist also wahr. Nun hat aber Ihr Onkel Clemens bei seiner Rückkehr aus der Schweiz erzählt und der Kemper hat es ihm bestätigt — ach, Sie kennen doch den Messehörer Kemper?!"

Ich wurde roth über die plötzliche Frage.

Sie lachte.

Es ärgerte mich.

Aber ich sagte wieder ruhig mein Ja, nur vielleicht etwas kurz.

Sie fuhr nicht minder ruhig fort:

„Nun erzählten die Beiden, daß es in der Schweiz, selbst gerade in den vornehmsten und ältesten Familien Sitte sei, mit den Leuten des

Hauses, mit den Dienstboten, an Einem Tische zu speisen. Ist dem in der That so?"

Dem ist in der That so, antwortete ich, und es ist eine alte Sitte des Landes.

„Ja, ja; nur möchte ich sie nicht."

Und warum nicht?

„Es paßt sich nicht."

Sie würden in der Schweiz finden, daß es sich wohl paßt.

„Aber nicht hier."

Und der Grund?

„Weil wir hier consequente Menschen sind. Sie wissen doch, wo wir uns hier in diesem Saale befinden?"

Im Adelsclub, sagt man.

„Und so ist es. Sie finden hier nur alten Adel. Da sind keine —"

Sie sah sich in dem Saale um. Sie zählte „Ein, zwei, drei — richtig."

Sie hatte die Offiziers-Uniformen im Saale gezählt, aber nur drei, und es waren vier da, wenn der Erbprinz mitgezählt wurde.

„Richtig! nur Drei, gerade Drei sind da, die nicht ihre sechszehn oder zweiunddreißig, oder vierundsechszig Ahnen zählten."

Nur Drei? fragte ich.

Da wurde sie doch roth.

„Aber ich hatte nicht an den Prinzen gedacht."

Ich habe gar keine Ahnen, sagte ich.

Sie hatte schnell eine Antwort.

„Aber Sie sind aus einer der ältesten und angesehensten Adelsfamilien der Schweiz."

Und dennoch ohne Ahnen!

„Dafür eine Ausländerin!"

Ersetzt das Ausland die Ahnen?

Sie lachte.

„Ja. Was das Ausland betrifft, da sind wir Deutschen durch und durch eine merkwürdige Nation sogar unser alter Adel mit seinen verrottetsten Adelsprincipien; denn, meine liebe Frau v. Alten, daß es sich hier nicht blos um alte, bestaubte, von Motten und Mäusen seit Jahrhunderten zerfressene Pergamente, sondern auch um alte zerfressene und verkommene Ansichten handelt, das gebe ich Ihnen gerne zu. Aber an diesen Ansichten halten wir nun einmal fest, jedoch, und das ist die Sache, nur für uns Deutsche. Wären Sie von deutschem Adel, so könnten Sie nicht hier im Saale sein, und mein braver Vetter Hermann hätte Sie nicht heirathen dürfen, und da er Sie einmal geheirathet hat, der große und reiche Altenstein, mit Allem was daran und darum ist, fiele nach Her-

mann's Tode nicht Ihren Kindern, sondern uns auf dem Neuenstein zu, und die gute Arabella hätte Ihnen schon längst die Augen ausgekratzt, wenn sie nicht noch mehr gethan hätte, Alles, weil Sie nicht mindestens sechszehn Ahnen haben. Aber Nichtdeutsche, als Schweizerin, oder wenn Sie eine Engländerin, oder Russin, oder Französin, oder Potugiesin wären, brauchen Sie, um ebenbürtig zu sein, nur zu dem Adel Ihres Landes zu gehören, und auf Ahnen kommt es hier so wenig an, als es bei Ihnen darauf ankommt."

Sie scheinen den Gegenstand studirt zu haben, mußte ich ihr bemerken, wenn sie es auch anders aufnehmen konnte.

Aber sie wurde nicht wieder roth.

„Man hört ja alle Tage davon," sagte sie. „Aber," fuhr sie dann fort, „ich bin Ihnen noch Auskunft darüber schuldig, wie jene drei Lieutenants ohne Ahnen hier sind. Und da muß ich Ihnen doch vorher erklären, was unser Adelsclub eigentlich ist. Er besteht schon lange, über hundert Jahre, — früher als ein Ding, das sich von selbst verstand. Da bekamen wir hier das fremde Regiment, und es kamen die fremden Offiziere und Beamten in das Land, und sie waren auch von Adel und hatten die hohen Stellungen dabei, waren

Generale, Obersten, Oberpräsidenten, Präsidenten, Geheimräthe, mit oder ohne das Prädikat «Excellenz», mit hohen Orden und großen Sternen, und wir waren nur simple Gutsbesitzer, Landedelleute. Und wir wollten dennoch nichts von ihnen wissen; wir waren stolz gegen sie, exclusiv stolz. Das imponirte ihnen einerseits, reizte sie andererseits — nur nicht abstoßend. Sie wollten zu uns, wir sollten sie als ihresgleichen anerkennen. Sie hätten sich dann freilich bald über uns gestellt; davon soll der Zwingerclub in der Stadt Breslau reden können. Da entstand der Adelsclub, wie er jetzt ist. Er erhielt seine Statuten, und diese haben, wie ich glaube, nur zwei Paragraphen. Der erste heißt: Mitglied des Clubs kann nur werden, wer mindestens sechszehn adelige Ahnen hat. Der zweite: Der Club hat zum Vorstande eine Lady Patroneß, die für Aufrechthaltung der Statuten verantwortlich ist. Da haben Sie unseren Club. Wer Mitglied werden will, muß sich schriftlich an die Lady Patroneß wenden. Sie schickt ihm mit einem verbindlichen Billet den ersten Paragraph der Statuten. Er kann ihm nicht entsprechen; damit ist die Sache für ihn zu Ende. Er kann sich nicht einmal beleidigt fühlen, keinen Streit anfangen, eine Dame, eine alte, hoch und

in allgemeiner Achtung stehende Dame hat ihm die Antwort ertheilt. Jeder Versuch scheitert, jedes Mittel ist vergeblich. Da kam ein stolzer, vornehmer Herr aus der Residenz als Präsident des Obergerichts hierher. Sein Adel war dort angesehen, er war bei Hofe gewesen, vielleicht wie zu Hause, und hier sollte ihm der Adelsclub verschlossen sein? Er gab die glänzendsten Fêten, lud nur den alten Adel ein. Man kam zu ihm, freilich nur die Herren, aber sie revanchirten sich durch Einladungen zu noch glänzenderen Festlichkeiten. Die Folge war, daß er sich nach ein paar Jahren ruinirt hatte und auf seine Zurückversetzung antragen mußte. Ein Anderer brachte eine Frau mit, die aus einem der ältesten reichsgräflichen Häuser Baierns stammte. Er war zugleich sehr reich. Ihm könne es nicht entgehen, meinte er. Er meldete sich zur Aufnahme. Die Lady Patroneß antwortete ihm, sie bedaure es schmerzlich, daß ihm Paragraph 1 der Statuten entgegenstehe; seine Frau Gemahlin werde aber als Reichsgräfin so und so im Club ein durchaus willkommenes Mitglied sein. — Aber jene Lieutenants? Sie werden von der Lady Patroneß als Gäste eingeladen, weil sie gute Tänzer sind. Ich weiß nicht, ob Sie schon davon gehört haben, wie die Bür-

gersfrauen in Berlin sich des Sonntags einen Cadetten «miethen», wie sie dort sagen?"

Ich kenne das nicht.

„So erzähle ich es Ihnen ein andermal." —

Und nun, meine liebe Nanni, weißt Du auch, was der Adelsclub hier ist. Und Du kennst auch die Comtesse Modeste? Nein! Ich kenne sie selbst noch nicht. Höre weiter.

Wir hatten kaum das erzählte Gespräch beendet, als ich sie plötzlich wieder dunkelroth sah. Aber es war nicht jene brennende Röthe, die uns ein drückendes Gefühl aus dem Herzen in die Wangen treibt; es war die fliegende Gluth des Zornes.

Ein Offizier war in den Saal getreten, der vierte zu den dreien, oder unter Hinzurechnung des Erbprinzen, der fünfte zu den vieren, die schon anwesend waren.

Ihn sah Modeste; sein Anblick versetzte sie in Zorn.

„Es ist empörend!" sagte sie vor sich hin.

Ich sah mir den Offizier näher an. Er hatte nichts Besonderes. Er war ein junger Mann von gewandter Haltung; eine hübsche Figur, dem die Husarenuniform allerliebst saß, in dem sonst

nicht unangenehmen Gesichte viel Selbstgefühl; bei uns würde man es Selbstüberschätzung nennen. So sind diese Offiziere alle. Vielleicht etwas mehr und etwas derberes Selbstbewußtsein hatte er, als die Anderen, und vielleicht war es das, was sein Gesicht noch weniger angenehm machte.

„Es ist empörend," wiederholte Modeste zu der Frau v. Herfeld. „Wie hat die Galen den Menschen einladen können?"

Die Gräfin Galen, eine alte, würdige Dame, ist die gegenwärtige Lady Patroneß des Clubs.

„Ich weiß es nicht," antwortete die Frau v. Herfeld. „Aber was haben Sie gegen den Lieutenant v. Glaswitz? Er ist doch ein charmanter Mensch, und er durfte eine Zeitlang Ihnen den Hof machen."

„Niemals!" rief die schöne Comtesse entrüstet.

„Dann doch in Ihrer Nähe sein."

„Er sollte mir wieder nahe kommen, der Elende!"

„Aber um des Himmels willen, was haben Sie gegen ihn?"

„Ich will es Ihnen sagen. Er hat ein armes, unerfahrenes Mädchen verführt. Sie ist von einem Vorwerke des Neuensteins. Ihr Vater ist ein armer Tagelöhner. Sie diente hier in der Stadt. Da fiel sie in die Hände des Elenden, der dann

von ihr nichts wissen wollte. Sie mußte mit ihrer Schande und ihrem Kinde zu der Armuth ihrer Eltern zurückkehren. Und er ist reich. Sie hat ihn jetzt verklagt, auf meine Veranlassung. Ich habe ihr das Geld zu den Prozeßkosten gegeben."

Sie war in einem edlen Zornfeuer. Sie war fast erhaben schön.

Die Herfeld lächelte leise.

„Sie sind ein reizendes Herz, liebe Modeste. Aber das ist beim Militär einmal so."

„Und darum nicht verdammungswürdig?" rief Modeste.

„Ja, ja, ich gebe es Ihnen ja gerne zu. — Aber da kommt der Herr v. Glaswitz wahrhaftig hieher."

„Er unterstehe sich!"

„Er untersteht sich wirklich, und ich bitte Sie, Modeste, mäßigen Sie sich, machen Sie keine Scene. Sie wissen, er ist nicht der Feinste."

Der Lieutenant v. Glaswitz hatte Modeste gesehen. Sein Auge hatte ihm leicht sagen müssen, daß sie von ihm spreche; es konnte ihm auch nicht zweifelhaft sein, in welchem Sinne, in welcher Weise. Sie that sich so gar keinen Zwang an.

Auf einmal flog etwas wie ein höhnischer Ent-

schluß durch sein Gesicht. Er kam geraden Wegs auf Modeste zu.

Ich theilte unwillkürlich die Angst der Frau von Herfeld.

„Comtesse, stehen wir auf,“ bat ich sie.

Aber in ihrem Gesicht funkelte ein fester Entschluß des Zorns.

„Nein!“ rief sie.

Sie blieb ruhig sitzen.

Der Offizier war bei uns. Er stellte sich vor sie, verbeugte sich tief.

„Darf ich Ihnen meinen unterthänigsten Glückwunsch zu Füßen legen, gnädigste Gräfin?“ sagte er.

Er sprach ohne Hohn.

Modestens Stimme zitterte dennoch, als sie ihm antwortete.

„Ich danke Ihnen!“ sagte mit schneidender Kälte die zitternde Stimme.

Der Offizier vergalt die Kälte.

„Ich habe mich,“ sagte er, „über die Nachricht um so mehr gefreut, als ein lang gehegter Wunsch nunmehr erfüllt ist.“

Er sprach es mit vollem Hohne. Modeste antwortete ihm nicht; aber man sah, wie Zorn und Trotz mehr und mehr in ihr aufflammten, wie sie

dem inneren Drange einer Herausforderung kaum noch widerstehen konnte.

Der Offizier kam ihr entgegen; ob absichtlich, wer kann es wissen?

Die Tanzmusik begann.

„O, meine gnädigste Gräfin, darf ich um die Ehre des ersten Tanzes mit Ihnen bitten?“

Modeste hatte, was sie wollte. Ein dunkler Blitz flog durch ihre Augen; ihre Lippen warfen sich mit unaussprechlich höhnischem Stolze auf.

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“

Der Offizier wurde roth.

„Sie werden heute nicht tanzen, Comtesse?“

„Ich denke, es steht in meinem Belieben, mein Herr!“

„So werde ich der Erste sein, dem die Ehre zu Theil wird.“

Er sagte es sehr bestimmt.

„Nein, mein Herr,“ erwiderte ihm Modeste ebenso bestimmt.

„Und warum nicht?“

„Weil es mir nicht gefällt.“

„Meine Gnädige, wissen Sie, wie sich Ihr Benehmen charakterisirt?“

„Wie Sie wollen, Herr Lieutenant.“

„Wohlan, es ist —“

Er vollendete nicht; er wandte sich zu gehen. Er war kreideweiß.

Das Gespräch war laut geführt. Die lauten Stimmen hatten andere Stimmen schweigen gemacht. Der halbe Saal hatte die wechselseitigen beleidigenden Worte vernommen. Modestens Vater war herbeigeeilt, der Offizier schritt auf ihn zu. Ein Anderer kam ihm bei bei dem alten Grafen zuvor: der Erbprinz stand zwischen den Beiden. Er wandte sich zu dem Offizier:

„Herr Lieutenant von Glaswitz, Sie verlassen den Saal!"

Es war ein Befehl, der militärische Befehl des Rittmeisters an den untergebenen Lieutenant.

Der Lieutenant mußte gehorchen, er gehorchte augenblicklich.

Die drei anderen, jüngeren Offiziere wollten ihm folgen; der Corpsgeist litt es nicht anders. Sie traten vorher zusammen; sie hatten noch etwas zu besprechen. Sie wechselten nur drei Worte, dann suchten ihre Augen Jemanden. Sie fanden ihn: es war nicht Modeste, nicht ihr Vater; aber ihr Bruder war ebenfalls herbeigekommen. Auf ihn ging einer der Offiziere zu.

Der junge Freiherr — oder Graf war er jetzt — trat ihm entgegen.

Der Eine wollte Genugthuung fordern für den Cameraden, dem der militärische Gehorsam verboten hatte, es sofort selbst zu thun; der Andere wollte Genugthuung für die Schwester geben.

Aber auch zwischen sie trat der Prinz. Er sprach zwei leise Worte zu dem Offizier.

„Bis morgen," hatte er ihm wohl gesagt.

Der Offizier verbeugte sich.

Alle Drei verließen den Saal.

Und der Prinz dann? Und Modeste?

Modeste war ruhig sitzen geblieben; ruhig kalt und schön, wie ein wunderbar schönes Marmorbild.

Ihr Vater hat ihr rasch ein paar Worte zugeflüstert. Sie hatte stumm und leicht mit dem Kopfe genickt. Er hatte seinem Sohne einen Wink gegeben. Beide entfernten sich nach dem Hinterraume des Saales, wo die alte Gräfin und die Cousine zurückgeblieben waren.

Der Prinz trat zu Modeste.

„Wir gehen nach Hause," sagte sie ihm.

„Ich freue mich," war seine Antwort.

Indem er es sagte, gab er ihr seinen Arm; sie legte den ihrigen hinein.

Er wollte sie aus dem Saale führen, wie er

sie hereingeführt hatte. Sie wandte sich noch vorher zu mir.

„Was denken Sie in diesem Augenblicke von mir?“

Ich hatte nicht sogleich eine Antwort.

„Daß der Name Modeste nicht für mich paßt?“ lachte sie.

Ich konnte ihr auch jetzt nicht sofort antworten.

Sie wurde ernsthaft.

„Denken Sie nur nichts Schlechtes von mir,“ sagte sie bittend. „Und zum Beweise — sehen wir uns über vierzehn Tage hier wieder.“

Wenn mein Mann will!

„Wie? Sind bei Ihnen die Frauen die Sklavinnen der Männer?“

Sie sagte es wieder lachend.

„Wir sehen uns,“ setzte sie hinzu.

Ihre Eltern kamen; ihr Bruder mit der Cousine. Sie verließen den Saal. Der Prinz folgte ihnen mit ihr. Sie ging stolz an seinem Arme, stolz, als wenn sie schon eine regierende Fürstin wäre.

Auch der Prinz kehrte nicht zurück. —

Es war ein unangenehmer Zwischenfall gewesen. Man sprach auf allen Seiten davon.

„Das wird Duelle geben,“ meinten die Herren.

Ein alter Freiherr v. Kettler meinte das nicht.

„Die jungen Herren möchten wohl; aber die Regierung wird sich hüten, einen Bruch mit uns zuzulassen.“

„Aber wir werden keine Uniformen mehr hier sehen,“ sagte eine Dame.

„Grämen Sie sich darüber, gnädige Frau?“ fragte der Herr v. Kettler.

Die Dame war nicht mehr jung.

„Ich nicht,“ antwortete sie, „aber die tanzlustige Jugend.“

„Ich hoffe, auch sie nicht,“ sagte der alte Herr.

Hermann war entrüstet über das Betragen Modestens.

„Es war unweiblich,“ sagte er.

Ich erzählte ihm die Veranlassung, den ganzen Hergang.

„Gleichviel! Hättest Du Dich so benehmen können, Natalie?“

Wir sind in der Schweiz anders erzogen, Hermann.

„Ich wünschte, unsere Damen würden auch so erzogen.“

Ihr führt hier ein großartigeres Leben.

„Die Weiblichkeit darf eine Frau nie und nimmer verleugnen.“

Er hatte wohl Recht.

Modeste wird in der nächsten Reunion wieder da sein, sagte ich fast schüchtern.

„Ich traue es ihr zu.“

Sie bat mich, gleichfalls hinzukommen.

„Ich denke, wir werden ebenfalls da sein.“

Aber es sollte eine Art Rendezvous zwischen ihr und mir sein.

„Sie schlug es Dir vor?“

Ja.

„So werden wir um so sicherer da sein. Sie fühlt das Bedürfniß, sich gegen Dich zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Das freut mich für sie.“

Hermann hatte auch mit dem alten Kettler in dem Andern Recht.

Er bringt mir soeben — es sind heute vier Tage seit dem Vorfalle verflossen — die Nachricht, daß der Telegraph, der seit jenem Tage täglich zwischen dem hiesigen Militärcommando und dem Kriegsminister gespielt, heute die Versetzung der Offiziere gebracht habe, die in der Reunion des Clubs waren, zugleich mit dem strengsten Befehle an das gesammte Offiziercorps, daß bei Strafe der Cassation Niemand sich unterfangen solle, irgend eine Satisfaction für den Vorfall zu fordern oder zu suchen.

Freilich ist noch etwas hinzugekommen.

Der Erbprinz hat unmittelbar aus dem Cabinet ein Schreiben erhalten, mit dem sehr verbindlichen Antrage, in die Adjutantur des Monarchen einzutreten.

Es ist ein Befehl für ihn. Er wird in drei Tagen abreisen.

Und Modeste nun?

Ich sehe sie erst auf der nächsten Reunion in zehn Tagen.

Wie werde ich sie finden? Aber wird sie auch jetzt noch erscheinen?

Aber das sind sonderbare Zustände hier, und — sie gefallen mir nicht, Nanni. Du nanntest unser stilles Schweizerleben kleinlich. Liegt in dem hiesigen Großes?"

XXIII.

Natalie an Nanni.

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, meine liebe Nanni. Ich konnte es nicht. Und ich hatte doch so freundliche Briefe von Dir erhalten. Und wie thun Deine Briefe mir immer so wohl! Wie küsse ich die Buchstaben, Deinen Namen, das Pa-

pier, Alles, Alles, was von Euch, was aus der theuren Heimath kommt! Wie wird mir das Herz so wohl und wieder so weh, so weit und so eng über alle die Liebe, die Ihr Alle mir schenkt. Ich bin Euch ja noch das Kind im Hause; ich bin noch die Tochter der Alpen, wenn auch Ihr, wenn auch das Alles so weit, so weit von mir ist. Und wenn das Leben wirklich so klein bei Euch ist, und das unsrige hier so groß, wie Du meinst, so bin ich eben nicht für dieses große Leben geboren, so ist nur Euer kleines, Euer so stilles und schönes Leben mein Leben.

Aber was ist es denn Großes in diesem Leben hier? Wir tragen einen nationalen Kampf aus, meinst Du? Gerade hier, in dem alten kräftigen und knorrigen Westfalenlande, gerade durch den angesehenen, reichen, alten, seit tausend Jahren im Lande ansässigen Adel werden die Gegensätze klar herausgebracht, werde der Kampf klar und fest und kräftig aufgenommen? Hier sei die Vertretung des allgemeinen deutschen, des freien deutschen Bewußtseins, gegenüber der Anmaßung und dem Dünkel eines specifischen Partikularismus? Ist es denn in der Wirklichkeit so? Selbst Hermann, der deinen Brief las, schüttelte den Kopf dazu, und war der Meinung, wenn es so sei, so

trete das Allgemeine doch unter der Form eines sehr exclusiven Kastengeistes jenem specifischen Partikularismus gegenüber. Freilich wollte er Dir dann nicht ganz Unrecht geben. Nennen nicht noch jetzt, nach sechszig Jahren, alle Schichten der Bevölkerung hier Jene die Fremden?

Aber ich soll Dir erzählen, Nanni. Du schreibst es, und ich habe Dir so Vieles mitzutheilen, und es ist nicht sehr viel Gutes und Erfreuliches darunter, und das Schlimme spricht man so gern zuerst vom Herzen weg, damit Einem das Herz leichter werde. Ich werde Dir dennoch Alles schreiben, wie es sich der Zeit nach folgt. Und da muß ich mit Modeste beginnen, von der Du ja auch zu allererst Nachricht zu haben wünschtest.

Ich sah sie wieder, aber nicht auf der nächsten Reunion des Adelsclubs. Ein paar Tage vorher erhielt ich von ihr ein Billet, worin sie mir meldete, sie werde nicht hingehen, es sei ihr zu langweilig dort; sie hoffe aber bald Gelegenheit zu finden, mich anderswo zu sehen. Das war nicht sehr rücksichtsvoll, wie verbindlich auch die Form war. Ich kümmerte mich nicht weiter um sie. So kam die Fastnachtswoche. Sie ist hier im Lande, und besonders hier in der Hauptstadt

der Provinz, die Zeit des fröhlichsten, lustigsten und ungezwungensten Maskentreibens. Große und kleine Maskenzüge durchziehen fast den ganzen Tag die Straßen, zu Wagen, zu Pferde, zu Fuße, in allerlei Gruppen und Trachten, mit Musik, ohne Musik. Wenn der Abend anbricht, besuchen Freunde und befreundete Familien einander in den Wohnungen, lassen hin und her rathen, wer unter den Masken stecke, geben sich endlich zu erkennen, oder auch nicht. In der Nacht dauern dann die Maskenbälle bis zum Morgen.

Und an dem fröhlichen Leben und Treiben nimmt Alles Theil, Jung und Alt, Vornehm und Gering. Es führte auch Modeste zu mir.

Ich saß an einem der letzten Abende der Woche allein in meinem Zimmer. Hermann war in Geschäften zum Altenstein hinausgefahren und hatte erst am späten Abend zurückkehren wollen. Ich hatte der Kammerfrau gesagt, daß ich allein bleiben wolle; ich sei unwohl. Sie meldete mir darauf zwei Masken, die sich durchaus nicht wollten zurückweisen lassen, einen Herrn und eine Dame; die Dame führte das Wort und behauptete, eine Freundin von mir zu sein. Ich wollte sie dennoch abweisen lassen. Da öffnete sich die Thür; eine weibliche Maske trat ein, in einfachem schwarzen

Domino, schritt, ehe ich mich besinnen konnte, auf mich zu, drückte mich in das Sopha zurück und flüsterte mir in das Ohr:

„Modeste!"

Ich gab der Kammerfrau einen Wink, zu gehen. Als sie fort war, nahm Modeste die Maske ab. Sie war schön wie je und heiter wie je. Man sah in den schönen, lächelnden, glücklichen Zügen nicht die leiseste Spur eines Schmerzes, nicht das leiseste Wölkchen eines Grams.

Von dem Erbprinzen hatte ich während der ganzen Zeit seiner Abreise nichts wieder vernommen. Auch sie nicht.

„Komme ich Ihnen wirklich ungelegen?" fragte sie.

Nein, Comtesse.

Sie setzte sich zu mir auf das Sopha.

Und Ihr Begleiter? fragte ich sie.

„Er wartet im Vorzimmer."

Darf ich erfahren, wer es ist?

Sie lachte.

„Ein Vertrauter von mir, ein alter Bekannter auch von Ihnen, das stumme Grab von tausend Frauengeheimnissen."

Der Messehörer?

„Der Messehörer Kemper. — Aber lassen wir ihn. — Sind Sie mir noch böse?“

Böse war ich Ihnen nicht, Comtesse.

„So waren Sie nahe daran. Und ich hatte es verdient. Aber ich konnte und kann nun einmal nicht anders.“

Sie werden es doch lernen müssen, Comtesse. Ich leugne nicht, ich dachte dabei an ihre Beziehungen zu dem Erbprinzen. Ich sah diese schöne, stolze, edle Gestalt im Geiste auf einem Throne vor mir. Mein Herz sah sie gerne so. Aber konnte sie würdig einen Thron einnehmen, müßte sie nicht in dem Leben eines Hofes zu Grunde gehen, so lange sie noch nicht die Gewalt über sich besaß, ihre Heftigkeit, ihre Leidenschaft, das Unweibliche ihres Wesens zurückzudrängen, um so das Bessere, das Edle ihres Innern voll hervortreten zu lassen?

Sie sah mich an, als wenn sie meine Gedanken errathen hätte. Sie fuhr mit der Hand über die schöne Stirne. Dann fuhr sie fort, und der leichte Ton, mit dem sie gesprochen hatte, blieb derselbe.

„O, Sie werden gewiß Nachrichten von meiner frommen Schwester Clara wünschen?“

Ich bitte darum.

„Sie kommt bald, noch vor Ostern.“

Und sie wird nicht in das Kloster zurückkehren?

„Hm! Sie wird jedenfalls bleiben bis zu der Hochzeit ihres — Freundes Johannes. Sie will dabei sein — freilich nicht als die Hauptperson. Und doch! Kennen Sie das Lied von Heine, in dem der Gehenkte —"

Ich unterbrach sie. Ich hatte die Liebe Clara's nur geahnt. Sie kannte sie und sie konnte so sprechen!

Comtesse, sagte ich, Ihre Schwester Clara hat ein so reines und gottvertrauendes Herz!

„Ja, ja, Frau Baronin!"

Und ich wünschte, Comtesse, Sie hätten für dieses schöne Herz etwas Anderes, als — Sie hätten Mitgefühl dafür.

„Meinen Sie, ich hätte das nicht?" fragte sie.

Darf ich es glauben?

„Sehen Sie mich an." —

Sie hatte schon die Worte vorher so eigen gesprochen.

Ich sah sie an, und ich sah tief in ihren Augen einen tiefen, bitteren Schmerz, und der Schmerz drängte ihr Thränen auf die langen, dunklen Wimpern.

Sind Sie wirklich unglücklich, Modeste? mußte ich sie fragen.

„Ja," sagte sie leise. „Ja," wiederholte sie laut, heftig, mit einem bitteren Trotze.

Modeste, und Sie können sich in jener Weise geben, von der Sie selbst sagten, daß sie nicht zu Ihrem Namen passe?

Da erwiderte sie mir noch bitterer:

„Soll ich es auf den Markt hinausrufen, wie jammervoll zerrissen es in diesem Herzen aussieht?"

Armes Mädchen!

Da sprang sie auf und ihre Augen leuchteten.

„Nein, nein! Ich bin reich! O, so reich! Kennen Sie das: Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt! Ja, das Herz zerrissen, zum Tode betrübt; aber doch himmelhoch jauchzend! Doch, doch!"

Sie trocknete die Thränen ab.

Ich sah kein Unglück, keinen Schmerz, keinen Trotz mehr in ihren Augen.

Aber stiller war sie geworden.

„Von der armen Clara," sagte sie, „sprechen wir nächstens mehr. Arm ist sie. Sie, sie! — "

Sie blieb dann nicht lange mehr. — „Hermann möchte zurückkommen," sagte sie. „Er darf mich hier nicht finden."

Ich fragte sie, woher sie wisse, daß er nicht da sei.

„Durch den Messehörer," antwortete sie. „Er weiß Alles. Hermann ist zum Altenstein."

Aber ich werde ihm mittheilen, daß Sie hier waren.

Sie lachte. Dann kam Sie mit Folgendem heraus: — „Ach, das sollten Sie ja. Und daran wollte ich eine Bitte knüpfen. Wir sind Nachbarn, Frau Baronin. Unsere Familien sind mit einander verwandt und sie leben, als wenn sie einander in ihrem Leben nicht gesehen hätten und in ihrem Leben nicht sehen wollten. Liegt Sinn darin? Ich denke, es kann anders werden. Ich denke dabei besonders an die arme Clara. Sie muß gerettet werden. Nur wir Beide können es, Sie und ich. Zu uns muß aber Hermann stehen. Wir Vier dann! Zu Hülfe nehmen wir noch von Ihrer Seite den braven Onkel Clemens und von der unserigen den Onkel Alexander. Es ist zwar eine sonderbare Composition. Indeß — von den Andern paßt keiner zu uns und zu einander. Und nun meine Bitte. Machen Sie mich zunächst mit Ihrem Hermann bekannt."

Und wie wünschen Sie das? fragte ich sie.

„Ich überlasse es Ihnen."

Ich machte Ihr einen Vorschlag, Hermann und ich machten täglich nach Tische eine Promenade.

Die erste Zeit waren wir gefahren. Seit mehreren Tagen war milderes Wetter, beinahe Frühlingsluft; wir machten seitdem Fußpromenaden, auf den Wunsch des Arztes, der es für mich zuträglich fand. Wir gingen gewöhnlich zu einem, etwa eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Kaffeehause, das im heißen Sommer viele Gesellschaft sah, jetzt aber leer war. Nehmen Sie an unserer Promenade Theil, Modeste, schlug ich ihr vor.

„Sie gehen zu Fuß!" warf sie die Lippen auf.

Gefällt es Ihnen nicht?

„Der Adel macht hier keine Fußpromenaden."

Ich wollte ihr etwas erwidern. Sie kam mir zuvor.

„Sie gehen sogar in ein Kaffeehaus. Ich habe davon gehört, und ich habe das Unerhörte gehört. Wir überlassen das anderen Leuten."

Dann kam sie mir nochmals zuvor mit einem lauten Lachen.

„Ich wollte Ihnen nur zeigen, meine liebe Republikanerin, in welches Gerede Sie durch Ihre freien Sitten sich und Ihren Mann bringen. Aber ich gehe mit Ihnen."

Aber ich war entrüstet. Freie Sitten? rief ich. Ich, freie Sitten! —

„Freiere denn," lachte sie.

Und ich mußte mit ihr lachen, Nanni; denn ich mußte an die gute Tante denken, die die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen würde, wenn sie erführe, daß man mir den Vorwurf zu freier Sitte mache, und über Dich, die Du mir immer den Vorwurf der kleinen engherzigen Sitte und Lebensanschauung machtest. Und darum habe ich Dir jene Worte erzählt. Und doch nicht blos darum — Du wirst ja hören. Sie nahm also meine Einladung an, und wir verabredeten, daß wir uns am morgenden Tage, wenn das Wetter wieder günstig sei, an dem Garten ihres Hauses treffen wollten. Zur Bedingung machte ich, daß die Ihrigen es wissen müßten.

„Sie sollen es ja gerade wissen," sagte sie. — „Haben Sie keine andere Bedingung?" fragte sie nur noch verwundert.

Welche?

„Die Einwilligung Ihres Herrn und Gemahls."

Auch das versteht sich von selbst, sagte ich.

„Und wenn er Nein sagt?"

So schreibe ich Ihnen ab.

„Aufrichtig sind Sie!"

Damit ging sie.

Hermann war einverstanden. Wäre er es

nicht gewesen! Hätte er nie ein Wort von der Promenade gesprochen! Freilich, hätte es nicht dennoch so kommen können, wie es kam?

„Ich habe nichts gegen Modeste," sagte Hermann. „Ihr Charakter ist rein; sie ist nur rücksichtslos in der Gesellschaft. Ich würde mich freuen, wenn durch sie ein gutes Vernehmen zwischen zwei Häusern wieder hergestellt würde, die so sehr auf ein verwandtschaftliches und freundliches Zusammengehen angewiesen sind."

Es war am andern Tage schönes Wetter; Hermann und ich traten unsere Promenade wieder an. Wir nahmen unsern Weg an dem „Hofe" der Neuensteiner vorüber. Modeste stand mit ihrer Mutter in dem Garten neben dem Hause; sie in voller Kleidung zur Promenade, die Mutter im Hauskleid. Sie verabschiedete sich von der Mutter, als sie uns sah, und kam auf uns zu. Die alte Gräfin blieb zurück; wir begrüßten uns aus der Ferne; sie grüßte so verbindlich wie freundlich zurück. War wirklich die Brücke zum gegenseitigen Nahen der beiden verwandten und so lange in Erbitterung getrennten Familien gebrochen? Ich war neugierig auf die erste Begegnung zwischen Hermann und Modeste. Gesehen hatten sie sich schon; aber noch nie hatten sie ein Wort

miteinander gewechselt. Und Hermann hatte sie noch soeben der Rücksichtslosigkeit beschuldigt, und sie konnte nicht wohl im Unklaren sein, wie Hermann über sie dachte. Ich hatte Beider Natur nicht berechnet. Hermann empfing sie mit seinem klaren und einfachen Wesen, ernst, ohne viele Worte, höflich.

„Seien Sie uns willkommen, Cousine Modeste."

Und Modeste? Sie war keinen Augenblick verlegen, befangen.

„Ich komme Ihnen wahrhaftig nicht ungelegen, Vetter Hermann?"

Sie sah ihn dabei offen und frei an, lächelte etwas schelmisch, hielt ihm ihre Hand hin. Hermann nahm die Hand, konnte aber dabei nicht umhin, ihr mit seinem ganzen Ernste zu erwidern:

„Cousine Modeste, ich spreche nie anders, als ich denke."

Sie that, als habe sie die Worte nicht gehört. Sie hatte mir ihre andere Hand gereicht. Sie wandte sich zu mir.

„Ich danke Ihnen, liebe Baronin — oder darf ich meine liebe Natalie sagen?"

Ich sage ja auch Modeste zu Ihnen.

Wir waren schon im Gehen. Sie war in ihrer reizendsten Laune; sie war nicht übermüthig — noch nicht. Sie erzählte von ihrer beiderseitigen Jugend.

„Ich war fünf Jahre alt, Vetter Hermann, als Sie Ihrem verbannten Vater nach der Schweiz folgen mußten. Ich hatte Sie immer nur vom Weiten sehen dürfen. Wenn ich fragte, warum ich nicht zu Ihnen, mit Ihnen spielen dürfe, so hatte man mir geantwortet, das passe sich nicht; der gehört nicht zu Ihnen, Fräulein! sagte die Bonne. — Aber er ist so gut von altem Adel, wie ich! rief ich dann, zornig mit dem Fuße stampfend. — Ja, liebe Natalie, die Heraldik kennen wir instinktmäßig. — Aber dann antwortete mir die Bonne: Er ist ein Demokrat, Fräulein! — Und was ist ein Demokrat? — Das sind die gefährlichsten Menschen auf der Welt; die wollen den Adel aufheben. — Wie wollen sie das denn anfangen? Das wußte die gute Bonne nicht. Nach der Bonne erhielt ich eine Gouvernante. Die sagte mir nacheinander, daß die Demokraten schreckliche Gestalten mit zerrissenen Kleidern und struppigen, rothen Bärten, im Uebrigen aber zur Zeit harmlose, wenigstens ungefährliche Menschen seien. Seitdem, mein lieber Vetter, konnte ich Sie mir

gar nicht anders denken, als in alten Lumpen und mit einem furchtbaren rothen Bart, und noch jetzt, wenn ich manchmal plötzlich Ihren Namen höre, stehen Sie mit dem wilden rothen Barte vor mir. — Sehen Sie, liebe Natalie, so werden wir hier erzogen, in Liebe und in Politik, und dies war die Moral meiner Geschichte."

Wir waren in die Nähe unseres Kaffeehauses gekommen — die Diburg heißt es. Es liegt fünf Minuten seitwärts von einer Chaussee, in einem kleinen Birkenhölzchen. Der Nachmittag war schön; auf der Chaussee waren viele Spaziergänger, auch Reiter und Equipagen. Die Reiter waren fast nur Offiziere der Garnison. Sie kannten meist meinen Mann; sie begrüßten uns, wir grüßten sie wieder. Modeste sah nie zu ihnen hin; sie konnte sie mit einem ganz besonders vornehmen Stolze ignoriren, als wenn sie schon regierende Fürstin sei. In den Wagen waren zum Theil Bekannte von uns. Da gab es verwunderte Blicke, wenn sie Modeste bei uns sahen. Sie lachte darüber.

„Es ist sonderbar," sagte sie, „wenn sich alte Freunde auf den Tod verfeinden, so wundert sich kein Mensch darüber. Das habe ich mir längst gedacht, ruft Jeder, die Freundschaft war zu dick geworden. Werden Feinde zu Freunden, so kann

das kein Mensch begreifen; eher hätte ich an des Himmels Einfall gedacht, heißt es."

Ein Wagen, der hinter uns her kam, hielt an.

„Kinder, Ihr? Ihr zusammen? Ihr hier?" rief eine Stimme heraus.

Es war die Frau v. Herfeld.

„Aber wohin geht Ihr denn, Kinder?"

„Zur Diburg, um Kaffee zu trinken, liebe Herfeld."

„Zu einem Kaffeehause?"

„Ja! wollen Sie mit?"

Auf einmal besann sie sich.

„Wahrhaftig! Das ist ein poetischer Gedanke! Nur wartet einen Augenblick. Wollt Ihr mich zu Fuße wieder mit zurücknehmen?"

„Gewiß, liebe Herfeld."

„Dann gehe ich sogleich mit Euch."

„Adieu, mein Schatz," wandte sie sich in den Wagen zurück.

In dem Wagen saß ihr Mann, ein bequemer Herr, nicht der Herr seiner Frau. Sie stieg aus, ging mit uns; der Wagen fuhr weiter.

Wir gingen in dem Fußpfade, der von der Chaussee zu der Diburg führte, durch eine Wiese, an einem Bache entlang. Die Frau von Herfeld ist eine gute Frau, die gern bemuttert, gern er=

zählt, gern von Poesie spricht, gern selbst kleine Gedichte macht. Sie war ebenfalls heute in ihrer besten Laune.

„Kinder, das ist recht, daß Ihr die prosaische Etiquette von Euch werft.“

„Der Epicier ist Ihnen also poetisch, liebe Herfeld?“ sagte Modeste.

„Welch eine Frage, Modeste? Gehen denn blos Epiciers in die Kaffeehäuser?“

„Also Kaffeehäuser finden Sie poetisch?“

„Nein, Sie kleiner Naseweiß. Aber diesen murmelnden Bach; diese Erlen, an denen die Blätter schon Knospen treiben; diese zarten Grashälmchen, die schon jubelnd dem hohen Lenz entgegenschießen.“

„Schießen, liebe Herfeld? Das Wort steht in keiner Aesthetik!“

„Ich dichte nicht nach der Aesthetik, Modeste; ich singe frei und voll aus freier, voller Brust heraus.“

Wir waren durch das kleine Birkengehölz an der Diburg angelangt. Hermann und ich waren seit einiger Zeit regelmäßige Besucher des Kaffeehauses; ein freundliches Zimmer stand für uns bereit, der Kaffee erwartete uns. Außer uns war auch heute Niemand da. Modestens Laune hielt

an, nahm zu, wurde übermüthig, anfangs wenig, harmlos, nur gegen die Frau v. Herfeld, die allerdings so viele Seiten für eine scherzende Laune bloßgiebt.

„Sie waren am Donnerstag zum Thee, liebe Herfeld?"

Die Frau v. Herfeld wurde roth.

„Ich? Woher wissen Sie das?"

„Bei Ihrer Excellenz der commandirenden Frau Generalin?"

„Ja, wissen Sie, liebe Modeste, der Bruder der Generalin ist Minister, und wir wünschen, daß die neue Eisenbahn an unserm Gute vorbeigehe."

„Aber warum entschuldigen Sie sich, liebe Herfeld?"

„Nun, da muß man schon etwas thun."

„Gewiß, und der Zweck heiligt die Mittel. Aber erzählen Sie mir — wer war Alles da?"

Die Frau von Herfeld nannte mehrere Damen.

„Ach," rief Modeste, „auch die gnädige Frau Oberstin, Frau Gräfin von Kaltberg?"

„Wie ich Ihnen sagte."

„Doch im Reitkleid?"

„Wie so, liebe Modeste?"

Modeste wollte antworten. Man hörte draußen

den Galopp von Pferden. Unmittelbar am Hause wurde Halt gemacht. Gleich darauf kamen rasche Schritte die Treppe hinauf, in ein Zimmer neben dem unsrigen. Den Angekommenen mochte es dort nicht gefallen. Die Thür, die das Zimmer mit dem unsrigen verband, wurde geöffnet. Mehrere Offiziere erschienen darin, sahen uns, traten zurück, ließen die Thür aber offen. Sie waren allerdings in einem Wirthshause. Es entsprach aber doch nicht recht der guten Sitte. Ich sah Hermann die Stirn runzeln, aber er sagte nichts. Er erhob sich nur schweigend und legte die Thür wieder in das Schloß.

„Es sind wohl Vettern des Herrn Ministers,“ sagte Modeste zu der Frau von Herfeld. Dann fuhr sie fort: „Ach, liebe Herfeld, ich bin Ihnen noch die Antwort auf Ihre Frage schuldig.“

„Ja, warum die Gräfin Kaltberg auf einem Thee sollte im Reitkleide gewesen sein?“

„Sie wissen es also nicht?“

„Nein.“

„Die Leute wissen es. Haben Sie die Gräfin je zu Fuß auf der Straße gesehen?“

„Immer nur zu Pferde. Sie ist eine vortreffliche Reiterin.“

„Und hat nur Ein Kleid und das ist ihr Reitkleid."

„Modestchen, Modestchen, welche böse Zunge haben Sie!"

„Ich spreche nur den Leuten nach, liebe Herfeld. Ich selbst habe Mitleid mit der armen Frau. Ihr Mann ist ein armer Graf; sie ist eine arme Gräfin; denn gräflich sind sie Beide. Dazu hat er die hohe Stellung in der Armee, und Kinder haben sie auch und noch mehr Schulden aus früherer Zeit, da er noch nicht Oberst und der Gehalt knapp und das Leben für sie Beide noch jung und frisch war; da sind jetzt die Gehaltsabzüge gekommen, und nun will ich Ihnen sagen, liebe Herfeld, wie knapp es ihnen geht und wie brav die Frau ist. Sie haben drei Töchterchen, die sie nicht zur Schule schicken können, weil das Schulgeld theuer und anständige Schulkleidung für die Grafen- und Oberstentöchterchen noch theurer ist. Da unterrichtet die Mutter sie selbst. Sie soll eine sehr gebildete Dame sein. Sie sehen, liebe Herfeld —"

Modeste wurde unterbrochen: In dem Zimmer neben uns war es schon eine Zeitlang sehr still. Entweder hatten sich die Offiziere wieder entfernt, oder sie hörten auf irgend etwas mit

großer Aufmerksamkeit. Ich mußte an das Letztere denken, und es wurde mir warm bei Modestens Erzählung. Ich hatte Recht gehabt. Auf einmal wurde die Thür geöffnet. Ein einzelner Offizier stand darin, sah zu uns herüber, warf einen besonders scharfen Blick auf Modeste, wandte sich schweigend wieder, ließ die Thür weit offen. Er war kein Offizier der Garnison. Er mußte zum Besuche hier sein bei Cameraden. Die Offiziere, die mit ihm waren, gehörten dem Husaren-Regimente an, das hier steht. Ich hatte Hermann bleich werden sehen. Aber er stand wieder ruhig auf und machte nochmals die Thür zu. Mir klopfte dennoch das Herz. Ich warf ihm einen Wink zu, ob wir nicht gehen sollten. Er war einverstanden. Er verließ das Zimmer, als wenn er draußen die Zeche bezahlen wollte. Aber das Herz klopfte mir gewaltiger. Ich horchte mit fieberhafter Spannung auf jedes Geräusch, auf jede Bewegung im Nebenzimmer. Die Frau v. Herfeld hatte Einen Gedanken mit mir. Und Modeste? Kam ein Unglück, sie allein verschuldete es.

„Hermann wird den Unverschämten züchtigen," sagte sie stolz, aber mit der größten Kaltblütigkeit. — „Aber sorgen wir nicht," fuhr sie dann

fort. „Jene konnten es. Seien wir mehr als sie. Geben wir ihnen nicht die Genugthuung, daß wir nur auf sie achteten. — Liebe Herfeld, es war ein Stoff zu einem sentimentalen Roman, den ich ihnen da erzählte: die vornehme, stolze Gräfin, die nur ein Reitkleid hat, ihre Kinder nicht zur Schule schicken kann, sie selbst unterrichtet, also auch eine Dame von Geist und Bildung ist; daß sie schön sein muß, versteht sich von selbst."

„Es ist reizend, Modestchen", sagte die Frau v. Herfeld.

O Nanni, passe ich in dieses Leben, zu diesen Menschen, in dieses Land? Mir wollte das Herz zerspringen. Ich hörte, wie in dem Zimmer nebenan eine Thür sich öffnete, wie die Stühle gerückt wurden. Es war Jemand zu den Offizieren eingetreten; sie waren aufgestanden. Wer anders als Hermann konnte zu ihnen gekommen sein? Ich hörte sprechen. Ich glaubte Hermanns Stimme zu erkennen. Und mußte es nicht die seinige sein? Und Modeste und die Frau v. Herfeld sprachen ruhig weiter, und die Herfeld meinte, für einen Roman sei es kein Stoff, aber für ein allerliebstes Genrebildchen. Hermann kam zurück. Man sah ihm gar nichts an. Selbst Modeste

mußte zweifelhaft geworden sein; sie wagte kein Wort, keine Anspielung, daß er mit den Offizieren nur gesprochen haben könne.

Wir traten den Rückweg an. Hermann war ganz wie sonst. Ich konnte kaum athmen. Modeste erzählte lustige Geschichten aus der Welt der „Fremden auf der rothen Erde"; von einer Dame, der in einem Kreise von Offiziersfrauen das allgemeine Bedauern darüber ausgedrückt war, daß ihr Sohn durch das juristische Examen gefallen sei, und die dann auf die Frage, was nun aus ihm werden solle, geantwortet hatte: Er hat das Offizier-Examen gemacht und ist Lieutenant geworden; von der Frau eines aus der Residenz hieher versetzten Chefpräsidenten. — Aber wie soll ich Dich damit unterhalten?

Wir kamen zu Hause an; ich war mit Hermann wieder allein.

Was ist geschehen, Hermann? Er war auf diese Frage gefaßt. Er nahm meine beiden Hände.

„Du hast ein weiches Herz, Natalie, aber auch ein muthiges. Ich habe das schon einmal bewundert."

Du mußt dich schlagen?

„Ja!"

Er mußte mich doch in seine Arme nehmen, mich zum Sopha führen.

Ich hatte ihn schon einmal gesehen, wie sie ihn blutend in das Haus trugen, in die Weid, vom Schlößli her. So sah ich ihn wieder vor mir. So brachten ihn wieder fremde Menschen zu mir her. Aber es verging. Erzähle mir, bat ich ihn. Es war nicht viel, was er mir zu erzählen hatte. Er war in das Zimmer der Offiziere gegangen.

„Meine Herren, jene Thür wurde zweimal geöffnet und offen gelassen. Hatte Einer von Ihnen es gethan?"

Der fremde Offizier war vorgetreten.

„Ich, mein Herr."

„Mein Herr, war es absichtlich von Ihnen geschehen?"

„Ich finde mich wenigstens nicht veranlaßt, mein Herr, Sie deshalb um Entschuldigung zu bitten."

„So werden Sie mir Genugthuung geben."

„Ich stehe zu Ihren Diensten."

Sie hatten darauf ihre Karten gewechselt. Das war Alles! Das war Alles, Nanni! So wenig, und für mich vielleicht Alles, sein Leben, mein Leben, das Leben des Kindes, das ich unter meinem Herzen trage. Ich konnte ihm dennoch Muth und Stärke zeigen. Nicht um seinetwillen; denn ich weiß, sein Muth ist ein stets ungebeug-

ter; auch mein Jammern würde ihn keinen Augenblick erschüttern können. Aber mir selbst wäre ich es schuldig. Ich lebe nun einmal in diesen Zuständen, in diesem Leben. Da muß ich, da will ich mich darin aufrechterhalten. Es wird mir schwer, und nur Du, Nanni, weißt es, wie so sehr schwer; nur Du und die Tante, die mir immer sagte: Du passest nicht in jene Welt, Natalie; Du bist nur für unser stilles, enges, einfaches Schweizerleben geboren! Sie hatte Recht, und diese Welt wird mir immer eine fremde bleiben. Aber ich bin nun einmal darin, und ich will mich darin halten, so lange ich kann.

Was ich Dir erzählte, trug sich vorgestern zu. Es hat sich seitdem noch nichts wieder ereignet; Hermann hat mir wenigstens nichts weiter mitgetheilt. Daß das Duell nicht rückgängig wurde, ist unzweifelhaft; er hätte es mir sonst sofort gesagt. Wenn ich ihm auch meinen besten Muth zeige, meine innere Angst kann ihm doch nicht entgehen, und er ist mir durch die liebevollste Zärtlichkeit so dankbar für meinen Muth. Ich sehe es auch an manchem Anderen, daß er sich zu etwas Wichtigem vorbereitet. Er schreibt viel. Heute Vormittags kam ein Gerichtsbeamter zu ihm, mit dem er dann ausging; er kam erst zu

Tische wieder. Aus einem gewissen feierlichen und doch freundlichen Ernste glaubte ich entnehmen zu müssen, daß er sein Testament gemacht habe. Das muß hier gerichtlich geschehen.

Wenn er mir nur nicht vorher den Tag, die Stunde des Duells sagt! Ich verginge vor Angst während der Zeit. Und doch sinne ich jeden Augenblick über die Stunde nach, wann sie sein möge, und ich meine, ich müsse sie wissen, ich muß mir Gewalt anthun, ihn nicht zu fragen: Hermann, wann ist es, damit ich unterdeß auf meinen Knieen für Dich beten kann? Und — Nanni, was fällt mir da ein!

Ich schreibe Dir eine Stunde später.

Ja, Nanni — was mir einfiel, ich konnte es nicht lassen. Lache mich nur nicht aus, nicht meine Angst, meine Liebe. Ja, ich schicke zu dem Messehörer; er möge auf der Stelle zu mir kommen. Er kam sofort; er war schon vor dem Bedienten bei mir, der ihn gerufen hatte. — Kemper, hören Sie morgen zwei Messen für mich. Aber gleich morgen früh, die ersten, die gelesen werden. — Ich hatte ihn bei der Bitte nicht ansehen können. Ich dachte, er werde im höchsten Grade erstaunt sein, von einer Protestantin einen sol-

chen Antrag zu bekommen. Er war ganz ruhig.

„Um vier Uhr morgen früh werde ich die erste hören, gnädige Frau Baronin.“

Muß ich Ihnen sagen, wofür sie gehört sein soll, Kemper?

„Ich weiß es schon.“

Für meinen Mann.

„Ja, ja. Und seien Sie besorgt. Er ist in seinem Recht. Und er vertritt das Recht dieses Landes.“

Woher haben Sie Ihre Nachricht, Kemper?

„Das ist eine Landessache, gnädige Frau. Die geht wie ein Lauffeuer durch die Stadt, durch das Land. Aber die Leute sprechen nicht laut davon, nur unter sich.“

Ich gab ihm ein Goldstück. Er wollte es nicht nehmen.

„In einem solchen Falle nicht, gnädige Frau.“

So werfen Sie es in den Armenstock der Kirche.

„Das soll geschehen.“

Ich mußte ihm doch noch eine Bemerkung machen.

Ich bin Protestantin, Kemper, und wir kennen keine Messen.

Darauf erwiderte er mir: „Euer Gnaden, der

Himmel und das heilige Meßopfer sind für alle Menschen! Und," setzte er dann hinzu, „Euer Gnaden sind nicht die erste Protestantin, für die ich Messen höre."

Und sie hatten geholfen? wollte ich fragen. Aber ich konnte es doch nicht.

Am andern Tage.

Ich schreibe Dir in großer, schwerer Unruhe.

Hermann hatte auch gestern Abends noch spät in seinem Zimmer am Schreibtische gesessen. Dann kam er zu mir, um mir gute Nacht zu sagen. Er war ganz wie sonst. Ich gewahrte nicht das Geringste an ihm, das auf etwas Besonderes hätte schließen lassen. Wie viele Gewalt hatte er gegen sich selbst anwenden müssen, um sich so zu zeigen. Ich hatte dennoch keinen Schlaf. Erst gegen Morgen war ich eingeschlummert. So erwachte ich spät. Ich sah nach der Uhr; es war gleich acht. Um diese Zeit hätte Hermann zum gemeinschaftlichen Frühstück in unserm Wohnzimmer sein müssen. Ich kleidete mich schnell an, eilte in das Zimmer — Hermann war nicht da. Er war auch nicht dagewesen. Er war schon um fünf Uhr des Morgens ausgefahren, theilte die Kammerfrau

mir mit. Gerade da hatte ich endlich, müde und matt, dem Schlaf nicht länger widerstehen können. Stunde um Stunde hatte ich auf den Kirchthürmen der Stadt schlagen hören, noch Vier zuletzt. Von Minute zu Minute hatte ich gehorcht, ob ich nicht ein Geräusch im Hause, einen Wagen auf dem Hofe höre. Daß heute das Duell stattfinden werde — daß es in jeder Stunde, wo ich Hermann nicht in meiner Nähe wußte, sein müsse, das war ja die unabläßige Ahnung meiner unabläßigen Angst. Nun hatte ich die ganze Nacht vergeblich gewacht! Und was wollte, was konnte ich, wenn ich ihn hätte aufstehen sehen, das Haus verlassen, in dem Wagen wegfahren hören? Konnte ich zu ihm hinausstürzen, ihn in meinen Armen zurückhalten, in seinen Armen weinen, ihm und mir das Herz tausend= und tausendmal schwerer machen wollen? Es war ein Glück, daß ich ihn nicht gehört hatte, aber ein so schweres Glück; es will mich erdrücken. Ich habe mich hingesetzt, an Dich zu schreiben, um dem entsetzlichen Drucke nicht zu erliegen, um einen anderen Gedanken fassen zu können, als den, der jede Secunde sich mir in das Gehin bohrt: jetzt wird er erschossen; jetzt liegt er da, die tödtliche Kugel in der Brust; jetzt schlägt er noch einmal die Augen auf, die

ihm brechen wollen; sie suchen mich — ja, ja, er liebt mich — sie suchen mich, sein treues Weib, das ihn über Alles, Alles in der Welt liebt; sie finden mich nicht; sie schließen sich für immer.

Ich habe meinen Hermann nicht mehr. Mein Kind wird nie einen Vater haben. Und ich sitze hier so allein, Nanni. Keinem Menschen in der Welt kann ich es sagen, wie schwer mir das Herz, wie groß meine Angst, meine Noth ist.

O, warum kann der Mensch seine Heimath nicht mit sich nehmen? Warum verläßt er sie? In der Weid könnte ich den Bäumen mein Leid klagen, den Felsen, den Bergen — ich kenne sie alle, sie kennen mich. Hier bin ich fremd, hier —

O, Nanni, meine Nanni! Welche entsetzliche Stunden habe ich durchlebt! Aber ich folge den schreckenvollen Begebenheiten, ihrem erschütternden Wechsel, damit auch Du ihnen folgen mußt, damit Du ganz in mein Herz sehen, ganz mit mir fühlen kannst. Wenn es grausam von mir ist — ach, Nanni, während Du diese Worte kaum halb gelesen hast, wirst Du schon Alles überschlagen haben, um zu dem Schlusse des Briefes zu gelangen. Ich konnte nicht so überschlagen,

ich mußte Stunde an Stunde, Minute an Minute mit ihren Schlägen und Stürmen, mit ihren Schmerzen und Aengsten langsam und schwer an mir vorübergehen lassen.

Ich wurde am Morgen unterbrochen, als ich die Worte schrieb: Hier bin ich fremd. Modeste stand plötzlich hinter mir. Vor einigen Tagen hatte sie mich in und mit dem fröhlichen Carnevalsscherz überrascht. Heute stand sie in tiefer Trauerkleidung da und ihre Wangen waren blaß, ihre Augen voll Thränen. Ich war entsetzt aufgesprungen.

Modeste, Hermann ist todt! Sie wollen mir die Botschaft bringen?

„Nein, nein, ich weiß noch nichts.“

Noch nichts?

„Von dem Ausgange des Duells.“

Also es findet statt?

„Es muß in diesem Augenblicke schon stattgefunden haben.“

Wo, wo?

„Beruhigen Sie sich, Natalie. Sie erzählen mir, ich erzähle Ihnen. Darum kam ich her. Ich bleibe bei Ihnen, bis Hermann zurück ist. Ich will Ihre Angst theilen. Ich wollte, ich könnte sie Ihnen ganz abnehmen. Es würde mir noch

immer leichter sein, als mir jetzt ist. Denn ich, ich allein trage ja alle Schuld.“

Sie sprach unter Thränen. Sie nahm mich in ihre Arme, führte mich zum Sopha, drückte mich hinein, setzte sich zu mir.

„Nun erzählen wir uns, Natalie. Ich zuerst. Denn Ihnen ist das Herz noch zu voll. Sie können noch nicht.“

Sie trocknete ihre Thränen. Sie begann: „Ich komme aus der Kirche, Natalie. Es ist heute Aschermittwoch. Aber darum war ich nicht hingegangen. Nur in dieser schwarzen Kleidung mußte ich heute hingehen. Nein, nein, ich trage auch diese nicht darum. O, Natalie, in der ganzen Christenheit hat an diesem Tage keine schwerer Büßende mit heißeren Thränen zu Gott um sein Erbarmen, um seine Verzeihung, um seine Gnade gefleht, als ich. Ich habe zu Gott gefleht, Natalie, auf den Knieen, eine ganze Stunde, in dieser Stunde da flehe ich jetzt nicht zu Ihnen, nicht zu Dir, Du theure Frau. Wird Dir Dein Mann gerettet, dann will ich vor Dir knieen, vor Euch Beiden. Und — hat Gott meine Gebete nicht gehört, dann — o, ich fühle, wie meine arme Schwester Clara ihr ganzes Leben und Sein dem Dienste Gottes konnte widmen wollen —

ich, Natalie, ich werde nur Dir angehören, Deine Leibeigene, Deine Sklavin sein.“ Sie umschlang mich krampfhaft, unter krampfhaftem Schluchzen.

Modeste, armes Herz, fasse Dich, rief ich. Sie sprang auf. —

„Nein, nein, ich bin ein unglückliches, ein verlorenes Geschöpf. An mich heftet sich das Unglück; es zieht die Anderen mit —“

Sie durchflog das Zimmer. Auf einmal hemmte sie den wilden Schritt. In ihren Augen leuchtete eine dunkle Gluth. Sie starrte damit zu Boden, dann zu mir hin. Dann kehrte sie langsam zu mir zurück.

„Natalie, darf ich in dieser schwersten Stunde Deines Lebens Dir von meinem ganzen verlornen, jammervoll verlornen Leben sprechen?“

Wenn es Dir das Herz erleichtert, Modeste.

„Dieses Herz erleichtert nichts mehr, kein Mittheilen, keine Theilnahme. Es ist nicht weich genug; es ist zu stolz, zu — nein, nicht hart — ich weiß selbst nicht, was es ist. Aber Dein edles, theilnehmendes Herz wird über mein Leiden sein eigenes Leid weniger fühlen. Darum höre mir zu.“

Sie setzte sich wieder an meine Seite und

dann erzählte sie mir mit einer wunderbaren Klarheit und Selbsterkenntniß: „Ja, ich liebe, Natalie. Ich liebe mit jener ganzen Leidenschaft, die vor wenigen Tagen Dir meine Worte aussprechen mußten, die von dem Tage an, da Du mich sahest, mein ganzes Wesen Dir ausdrücken mußte. Die Menschen nennen mich rücksichtslos; sie haben Recht. Es ist sogar mehr. Es ist etwas Wildes, Unbändiges in mir, dem ich mich nicht entziehen kann und dem ich mich nicht entziehen will. Es fällt über mich her, urplötzlich, mit seiner ganzen, fast entsetzlichen Macht; einen Anderen würde es niederwerfen; in mir jauchzt es, ich suche die Wildheit zu überbieten; ich muß es, bei dem klarsten Einsehen, daß ich mich vernichten werde.

„So war auch jene Leidenschaft; so ist sie noch. Der Prinz zeichnete mich aus; ich verspottete ihn. Es brannte ein Feuer in seinen Augen, wenn er mich ansah.

„Was wollen Sie von mir? fragte ich ihn. Was will er von mir? fragte ich mich. Kann er mich auf seinen Fürstenthron erheben? Und — der Elende, was will er dann von mir, wenn er es nicht kann? Aber warum kann er es nicht? Ist er mehr als ich? Erhebt er mich zu sich?

Wir sind hier freie Menschen auf unsern Edelsitzen, wie er und seine Fürstin es auf ihrem Throne sind. Und Edelsitz und Thron — ist denn der Unterschied so groß? Wie viele Fürsten in und außerhalb Deutschlands, wie viele in unserm Westfalenlande selbst hatten Throne, waren regierende Herren und sind jetzt einfache Edelleute wie wir, und ihre Schlösser sind zu Edelsitzen geworden, wie die unsrigen. Und kann es nicht auch ihm so werden? Muß nicht, nach dem Laufe der Dinge, wie sie jetzt so natürlich sich entwickeln, der eine dieser Throne nach dem andern fallen? Die kleinsten fingen an. Und was waren seine Vorfahren denn früher? Ja, Natalie, wir mögen den Onkel Clemens auslachen, wenn er es aller Welt erzählen muß. Aber wahr ist es doch, unsere Ahnen kamen schon mit dem großen Kaiser Karl hier in das Land, als freie Männer, die als tapfere Krieger frei dem tapfern Kaiser sich angeschlossen hatten, den christlichen Glauben hier auszubreiten, die als Beschützer des Glaubens hier blieben, sich ansiedelten und immer freie Edelleute waren und nur sein wollten. Wir erkannten nicht einmal einen Lehnsherrn über uns an. Und wie entstanden nun jene Fürsten und Herzöge der alten und selbst Großherzoge und Könige der neuern

Zeit? Sie dienten den Mächtigeren. Jene wurden Ministerialen, Beamte des Kaisers, der ihnen zum Lohne für ihre Dienste die Grafschaft, das Herzogthum verlieh, anfangs nicht einmal erblich. Und die Großherzoge und Könige der neueren Zeit dienten sogar einem fremden Kaiser, dem erbittertsten Feinde, den Deutschland je gehabt hat. —

„Was wollte er von mir? Warum konnte ich nicht seine Fürstin werden? Litt sein Stolz es nicht? Sein Stolz? Ich mußte ihn beugen. Es war zur Leidenschaft in mir geworden, daß ich es mußte. Es wäre nicht nöthig gewesen. Mein Sieg war ein leichter. Er liebte mich mit einem ehrlichen, treuen Herzen. Er war früher nur im Unklaren darüber gewesen, was aus seiner Liebe werden solle. Meine einfache Frage: Prinz, was wollen Sie von mir? — machte es ihm klar. „Sie bitten, meinen Thron mit mir zu theilen." Und was half nun mein Spotten, mein Weigern, alles Hervorholen von Hindernissen und Schwierigkeiten? Was halfen sie gegen ihn, gegen mich selbst? Seine Leidenschaft wurde heißer; in mir entbrannte die heißeste Leidenschaft. Sie wurde in uns Beiden um so glühender, je mehr wir sie vor der Welt verbergen mußten und je weniger wir das konnten. Und, so ist mein Lieben noch;

immer unstät, immer wild; immer hoffend, immer fürchtend; heute himmelhoch jauchzend, morgen zum Tode betrübt; aber immer glühend und verzehrend, um so verzehrender in diesem armen Herzen, je mehr es sie in seinem Innern verschließen muß. Meine Leidenschaft, Natalie! Sie ist nicht blos Liebe, sie ist Stolz, Hochmuth; sie ist Wunsch, würdest Du sagen, wenn Du in mein Innerstes blicktest. Und soll ich Dir sagen, was daraus werden wird? Der Prinz ist ein braves, redliches, treues Herz, das die höchste Liebe verdient. Aber er ist kein Charakter. Wie können sie Charakter bekommen, die am Throne stehen? So wird er eine Prinzessin heirathen, die sie ihm aus einem mächtigen Fürstenhause aussuchen, und er wird sich seine Maitressen halten. Und ich werde nicht seine Maitresse werden. Und nun erzähle Du mir, Natalie, von Hermann, von Eurer Liebe, Eurer Verbindung, von den letzten Tagen."

Ich erzählte ihr.

„Welch ein edler Mann!" rief sie dann aus. „Welch ein fester, welch ein klarer Charakter! Und nun Du, Du —! O, Natalie, wie seid Ihr Beide so glückliche Menschen, weil Gott Euch die Gnade eines klaren Geistes, eines edlen Herzens, eines festen Willens geschenkt hat!"

Mußten wir für das Herz und für den Willen nicht selbst etwas dazu thun, Modeste?

„Ihr konntet es doch!"

Das kann jeder Mensch!

„Wenn er es kann, dann hat er ja schon den Willen, das Herz." —

Die Stunden waren uns vergangen. Hermann war noch immer nicht zurück; noch immer war keine Nachricht von ihm da. Den ganzen Morgen war Niemand in das Haus gekommen. Wir wurden unruhiger. Modeste mußte mir erzählen, was sie von dem Duell wußte. Es war nicht viel; sie hatte es erst am gestrigen Abend von ihrem Bruder gehört. Die Sache war von allen Seiten sehr geheim gehalten worden, damit kein vorheriges Einschreiten der Behörden stattfinde. Aus diesem Grunde war auch der Ort des Kampfes im Auslande gewählt. Er sollte unmittelbar jenseits der holländischen Grenze stattfinden. Sie ist etwa vier Meilen von hier. Um acht Uhr heute Vormittags wollten beide Theile mit ihrem Sekundanten auf dem Platze sein.

Es war ein Uhr, es war zwei Uhr Mittags; noch immer war Hermann nicht zurück, war keine Nachricht von ihm da. Um ein Uhr hatte Modeste ein Billet an ihren Bruder geschrieben, er

möge sich erkundigen. Um zwei Uhr kam Antwort, auch von den Offizieren war noch Niemand zurück; man wisse noch nichts; man —

Modeste stockte im weiteren Lesen.

Theile mir Alles mit, Modeste!

„Wohlan!"

Sie las weiter: „Man fürchtet einen blutigen Ausgang, sonst müßte irgend Einer zurück sein."

Es wurde mir dunkel vor den Augen. — Lies weiter, Modeste.

„Aber," fuhr sie dann fort zu lesen, „es könnte nur der Offizier geblieben sein, und Hermann und sein Secundant hätten sich auf die Flucht begeben müssen. Wäre Hermann geblieben, die Offiziere könnten nach unseren vortrefflichen Gesetzen frei und sicher vor Strafe zurückkehren, und wären längst wieder hier, um ihren doppelten Sieg zu zeigen."

Es war ein Trost, aber ein entsetzlicher. Wir saßen noch eine Stunde. Modeste erklärte mir die Gesetze, von denen ihr Bruder geschrieben hatte. Sie hatten aus Veranlassung des Duells viel darüber gesprochen. Der Offizier, der sich duellirt, wird, wenn er vorher sich an den Ehrenrath gewandt hatte, gewöhnlich mit Festungsarrest von einem Monat bestraft; das Ehrengericht hatte

in diesem Falle Kenntniß erhalten. Der „Civilist", wie es heißt, wird mit Einschließung bis zu fünf Jahren bestraft, und bis zu zwölf Jahren, wenn er seinen Gegner getödtet hat. Wie wäre eine solche Unterscheidung der Gesetze in unserer Schweiz nur denkbar? —

Es war drei Uhr Nachmittags geworden. Und nun — Nanni, werden wir je des Abends vergessen können, da die Königin aus dem Schlößli geraubt wurde, jener furchtbaren angstvollen Minuten, als die Leute der Weid durch die Dunkelheit der Nacht mit der Tragbahre zurückkehrten und wir der Meinung waren, sie brächten uns die Leiche des Onkels? Es war nur unser Onkel; es war ein Greis, nahe den Achtzigern; aber wir liebten ihn. Und Nanni, den Gatten, den man liebt, den liebt man noch mehr.

Modeste und ich achteten auf das leiseste Geräusch draußen im Hause. Wenn wir den Tritt eines Menschen, wenn wir nur eine Stimme hörten, wir meinten, nun müsse er kommen, er sei schon da. Wenn ein Wagen angefahren kam, wir sahen uns mit bleichen Gesichtern an, wir sprangen auf, an die Fenster. Es war immer vergeblich gewesen. Da hörten wir wieder Räder; aber es war an der Rückseite des Hauses; es war ein

Wagen, der langsam, sehr langsam fuhr. Um so erschrockener sprangen wir auf.

Unser Haus oder Hof, wie er genannt wird, liegt nach vorn an einer breiten lebhaften Straße; die beiden Flügel des Hauses stießen unmittelbar an diese; der Hof zwischen ihnen war von ihr durch eine hohe Mauer getrennt; in der Mitte der Mauer ist ein breites, eisernes Gitterthor. Die Rückseite des Hauses liegt an einer schmalen Gasse; dort sind die Remisen und Stallungen. In der engen Gasse glaubten wir den Wagen gehört zu haben. Wir horchten noch hin, lautlos, mit den Gesichtern, in denen kein Tropfen Blut war. Da vernahmen wir ein leises Zischeln im Gange vor dem Zimmer.

Modeste flog hin; sie war die Raschere, die Entschlossenere, die Kräftigere. Ich eilte ihr nach. Ich sah, als ich in den Gang trat, meine Kammerfrau davonstürzen, die Treppe hinunter. — Was giebt es, Therese? rief ich. Ich wollte ihr nacheilen. Da sah ich den Jäger. Er war am Morgen mit Hermann gefahren. Man hatte es mir gesagt. Er hatte mit der Kammerfrau gesprochen. Sie waren von Modeste überrascht; hinter Modeste war ich. Die Kammerfrau war entsetzt geflüchtet; sie wollte nicht dabei sein, sie

konnte es nicht anhören, ansehen, was jetzt kommen mußte. War ein Zweifel darüber? Der Jäger stand erschrocken; er konnte kein Wort, keine Bewegung finden.

Um des Himmels willen, was ist es? rief ich ihm zu.

Er vermochte nur zu stottern: „Euer Gnaden, — der Wagen ist unten —"

Mit meinem Manne? —

„Mit — Aber Euer Gnaden sollten noch warten —"

Warum soll ich warten?

„Es würde Euer Gnaden zu sehr angreifen —"

„Mensch," rief Modeste, hat Er ganz den Kopf verloren! Gebt Antwort. Lebt der Herr?"

„Ich weiß es nicht!"

Ich hatte die Treppe hinterstürzen wollen. Modeste hatte mich gehalten. Sie war stärker als ich. Ich flehte sie an.

Modeste, ich muß zu ihm. Er ist todt! Mein Mann todt! — Sie hatte Mitleiden mit mir, wenn es auch mein Tod sein konnte.

„Gehen wir zu ihm, Natalie." Sie stützte mich mit ihrem Arm. So gingen wir die Treppe hinunter, durch einen weiten Flur, einen langen Gang. Ich konnte nur langsam gehen, meine

Kniee zitterten, der ganze Körper bebte mir, drohte zusammenzusinken. In dem Flur war es leer. Hinten in dem Gange standen die Domestiken beisammen, leise flüsternd, zurückweichend, wie wir uns nahten.

„Natalie, sei muthig!" sagte Modeste.

Er ist todt! Das nur war mein Gedanke, mein Wort. Sie antwortete mir nicht. Sie zog mich schneller mit sich fort und zitterte beinahe wie ich, ich fühlte es in meiner Todesangst; sie litt selbst Todesangst, die Todesangst der fürchterlichsten Ungewißheit. In den Gang mündet ein Seitengang, in ihn hinein hatte ich die Blicke der Dienstboten sich richten gesehen, auch Modeste. Sie führte mich stillschweigend hinein. Hinten öffnete sich eine Thür. Ein Militärarzt trat heraus. Er erschrak, als er uns sah; aber er mußte uns Rede stehen. Er verschloß vorsichtig, leise die Thür, trat uns entgegen.

„Der Baron ist drinnen?" fragte ihn Modeste. Mir war die Zunge gelähmt.

„Ja," war die Antwort.

„Lebend?"

„Ja."

„Verwundet?"

„Aber nicht lebensgefährlich."

Ich muß zu ihm! rief ich.

Der Arzt vertrat mir den Weg. — „Gnädige Frau, Sie dürfen nicht.“

So ist er todt!

„Nein!“

„Herr!“ rief ihm Modeste zu, „können Sie Ihr Ehrenwort geben, daß er lebt?“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf.“

„Und daß er nicht lebensgefährlich verwundet ist?“

„Meine Gnädige, welcher Arzt —“

„Fort, mein Herr,“ drängte sie ihn zur Seite. „Der Gatte muß in den Armen der Gattin genesen oder sterben; das ist Beider Recht.“

Er trat zurück vor ihrer Entschlossenheit. Dann sah sie mich doch noch an.

„Hast Du die Kraft, Natalie? Laß mich nicht auch Deine Mörderin werden!“

Gehen wir, ich beschwöre Dich.

Der Arzt öffnete uns die Thür.

„Der Kranke bedarf der vollkommensten Ruhe,“ flüsterte er uns noch zu.

Wir traten in das Zimmer. Es war das Zimmer für den Gutsinspektor des Altensteins, wenn er Geschäfte in der Stadt hatte, man hatte den Verwundeten dahin gebracht, um mir für die

ersten Augenblicke, bis ich vorbereitet sei, seine Anwesenheit zu verheimlichen.

Hermann lag in einem Bette, die Augen geschlossen, das schöne, edle, muthige Gesicht so weiß. Er schlief sehr ruhig; man sah nur seine Brust sich bewegen. Es war Schlaf völliger Erschöpfung. Wird er erwachen aus diesem Schlafe? Ich durfte ihn nicht anrühren; der Hauch meiner Lippen hätte ihn wecken können, und er bedurfte der vollsten Ruhe. Wo ist er verwundet? mußte ich doch den Arzt fragen, mit dem leisesten Tone meiner Stimme. Er winkte uns in eine Ecke des Zimmers.

„In der Brust," sagte er dort. „Aber die Kugel hat keinen edlen Theil verletzt; sie hat die eigentlichen Brusttheile nur gestreift. Die Schwäche und die Gefahr rühren nur vom Blutverluste her, und — befehlen Sie, daß ich Ihnen Alles erzähle?"

Wir baten ihn darum.

Und er erzählte, wie Hermann und sein Gegner auf dem Kampfplatze ruhig einander gegenübergestanden hatten; Hermann war nur von seinem Sekundanten begleitet gewesen, dem jungen Grafen Botzlar; von Seite der Offiziere hatten sich eine ganze Menge eingefunden. Es

müsse so sein, meinte er; bei jedem Offiziersduell müsse nach dem Gesetze eine Deputation des Ehrengerichts anwesend sein. Das Duell war auf Barrière verabredet gewesen. Neun Schritte weit voneinander hatten die beiden Gegner sich aufgestellt. Auf das Commando: Los! hatte dann Jeder sofort schießen oder auch drei Schritte voranschreiten dürfen, bis sie also nur noch einen Raum von drei Schritten zwischen sich hatten. Der Offizier hatte in dem Moment nach dem Commando geschossen.

„Er ist als einer der besten Schützen im ganzen Armeecorps bekannt," sagte der Arzt.

„Ach," rief Modeste, „darum hatten ihn die Andern wohl kommen lassen!"

Der Arzt erschrak fast über die Bemerkung. Er antwortete nicht darauf.

Hermann war getroffen; die Kugel des Offiziers war ihm in die Brust gedrungen. Aber er war nicht hingefallen. — „Wir alle mußten ihn bewundern," erzählte der Arzt. „Wir sahen ihn einen Augenblick schwanken; sein Gesicht wurde bleich. Dann drückte er die linke Hand auf die verwundete Stelle, als wenn er dem Schmerz oder dem Blute wehren wolle. So ging er seine drei Schritte fest voran. — Sie sind ver-

wundet, Baron! riefen die Andern ihm zu. Er achtete nicht darauf. Aber ich sah, wie er die Lippen zusammenpressen, wie er eine fast übermenschliche Gewalt anwenden mußte, um sich aufrecht zu halten. Ich sprang zu ihm. — Herr Baron, es wird Ihr Tod sein. — Zurück! befahl er mir. — Auf Ihre Barrière! rief er seinem Gegner zu. Der Offizier trat auf die Barrière. Der Herr Baron zielte, wollte losdrücken, aber er hatte die Kraft nicht mehr; alle seine Kraft hatte ihn plötzlich verlassen, das Pistol entglitt seiner Hand: er sank um, fiel. Ich fing ihn in meinen Armen auf. Er hatte das Bewußtsein verloren. Er hatte sich zu lange, zu gewaltsam angestrengt, und der Blutverlust war um so stärker gewesen. Ich untersuchte die Wunde. Ich fand bald die Kugel, konnte sie hervorholen und überzeugte mich, daß kein zum Leben nothwendiges Organ verletzt war. Er erwachte aus seiner Ohnmacht. Wir wollten ihn zur nächsten holländischen Stadt bringen. Der Wagen war bequem; es konnte ohne Gefahr geschehen. Er widersetzte sich. — Ich will zu meiner Frau. — Die Frau Baronin wird hierher kommen. — Sie soll sich keine Stunde länger ängstigen, als es durchaus nothwendig ist. — Herr

Baron, es könnte Ihr Tod sein. — Besser ich sterbe, als sie! — Wir mußten ihm nachgeben. Er hätte sich nicht beruhigt und seine Unruhe hätte ihm mehr geschadet, als die längere Fahrt hierher. So brachten wir ihn her."

Modeste fiel mir um den Hals. „O, welch' einen muthigen Mann hast Du! Wie liebt er Dich! Wie glücklich bist Du!" Dann flog sie zu dem Bette. Sie knieete vor dem Verwundeten nieder. — „Lieber Gott im Himmel," flehte sie zum Himmel empor, „laß mich nicht seine Mörderin werden! Erhalte ihn! Nimm mein Leben für das seinige!" Sie betete still weiter. Hermann öffnete nach einiger Zeit die Augen. Sie sprang auf zu mir; sie flog mit mir zu dem Bette zurück. — „Hier, hier! Dich soll er zuerst sehen die er über Alles liebt!" Und er sah mich zuerst, mit dem Blicke, der mir sagte, daß er mich über Alles liebe. Sprechen durfte er nicht; der Arzt hatte es ihm verboten. Bewegen konnte er sich nicht. Aber ich durfte jetzt seine Hände mit meinen Küssen bedecken. „Und auch ich darf es!" rief Modeste dann. „Ziehe Deine Hand nicht zurück, Du muthiger, Du treuer Hermann. Laß meine Thränen darauf fallen, daß Sie Dir meine Reue sagen. Sage Du mir Deine Verzeihung."

Und wie ihre Thränen seine Hand benetzten und die Küsse ihrer heißen Lippen sie wieder trockneten, lächelten seine Augen ihr seine Verzeihung und mir seine Liebe zu. Dann wollte der Arzt, daß wir ihn verlassen sollten.

„Bringt unsere Nähe ihm Gefahr?“ rief Modeste.

„Durch die Aufregung, in die Sie ihn bringen.“

„Aber wenn wir stille sind, wie zwei graue Schwestern aus dem Kloster?“

„Sie, gnädigste Gräfin?“

„Ja, ich! Die Baronin und ich werden hier wachen; wir werden uns ablösen.“

Sie sprach mit so entschiedenem festen Willen für das Eine wie für das Andere. Ich mußte ihr nachgeben, daß sie mich nicht verlasse; der Arzt gab uns Beiden nach. Er blieb mit uns. Es war doch noch eine sorgenvolle Nacht. Den Kranken überfiel ein heftiges Wundfeber. Zu den Beängstigungen des Fiebers trat der Schmerz der Wunde, die Beklemmung der verletzten Brust. Er mußte mehrmals Blut ausbrechen; er drohte darin zu ersticken. Der Arzt suchte uns manchen Blick voll schwerer Sorgen zu verbergen. Modeste und ich wichen nicht von seiner Seite. Aber Hülfe leistete nur sie ihm; mich ließ sie nicht dazu kom-

men; wenn ich mich erheben wollte, war sie schon da. Und kein anderer Laut kam über ihre Lippen, als der leise Bescheid, den sie dem Arzte geben mußte, und die liebenden Trostesworte, die sie meinem geängstigten Herzen zuflüsterte. Keine Klosterschwester hätte stiller und zugleich hülfreicher sein können.

Am Morgen war Hermann in einen ruhigen Schlaf verfallen. Erst nach fünf Stunden erwachte er. Der Arzt verwandte fast in der ganzen Nacht kein Auge von ihm. Ich sah, wie seine Spannung eine ängstliche war, eine immer ängstlichere wurde.

Soll ich Dir meine entsetzliche Angst beschreiben? Und Modeste? Wir hatten Beide in der ganzen langen Zeit kein Wort. Hermann erwachte. Sein Blick war klar. Der Arzt athmete auf. — „Die Krisis ist vorüber! Er ist gerettet. Aber unbedingte Ruhe; keine Bewegung, kein Wort!“ Er ist gerettet, Nanni! Sein ruhiger Zustand hielt den ganzen Tag an. Am Abend durfte er wieder sprechen; wir mit ihm. Und nun knieete Modeste noch einmal an seinem Bette und dann vor mir. „O, laß mich,“ bat sie weinend, als ich es ihr wehren wollte. „Ich habe es zu Gott gelobt!“ Sie war still und ruhig dabei.

In der Nacht wachten zwei wirkliche Klosterschwestern bei dem Kranken. Modeste und ich schliefen in der Nähe. Sie wollte mich nicht verlassen; sie will es nicht eher, als bis auch die entfernteste Gefahr vorüber ist. Sie bat mich, bleiben zu dürfen, als wenn sie solle aus dem Hause verstoßen werden, so angstvoll, so demüthig. Sie ist ein besonderes Wesen. Ich erkenne sie nicht wieder, die stolze, heftige, frivole, die Leute höhnende Modeste, wenn ich sie so still, so bescheiden, so hülfreich um mich sehe, und sie hat bei Allem eine so bezaubernde, einfache Anmuth. Wird sie, kann sie so bleiben? muß ich mich fragen.

Aber von Anderem muß ich Dir noch erzählen. Es zeigt Dir unsere Zustände hier.

Die Nachricht von Hermann's Verwundung hatte sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt verbreitet. Er war von einem Offizier verwundet. Das war genug, um eine großartige Demonstration zu veranlassen. Schon am ersten Tage wurde das Haus nicht leer von Bedienten, die im Namen ihrer Herrschaften sich nach Hermann's Zustand erkundigten. Gestern auf einmal kam des Vormittags von elf Uhr an der ganze in der Stadt anwesende Adel in seinen Equipagen vorgefahren, um persönlich seine Karten abzugeben und seine

Theilnahme zu bezeigen. Wagen drängte sich an Wagen. Es dauerte über eine Stunde. Familien, mit denen wir nicht im geringsten Verkehr gestanden hatten, waren da. Selbst der Graf und die Gräfin von Neuenstein, Modestens Eltern, waren vorgefahren.

Am Nachmittage fanden sich über hundert der angesehensten Bürger der Stadt ein, um gleichfalls persönlich nach Hermann's Befinden sich zu erkundigen und ihm und mir ihre Theilnahme ausdrücken zu lassen. Dafür meldete sich denn freilich auch schon heute der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter, um Hermann anzukündigen, daß wegen des Duells die Criminaluntersuchung gegen ihn beschlossen sei. Der wackere Arzt ließ sie nicht zu ihm.

„Die haben Angst, ein auf den Tod Verwundeter werde ihnen davonlaufen!“ sagte er, und er ist Militärarzt.

Wird mein Mann bestraft werden? fragte ich ihn.

Er sah mich verwundert an.

„Die gnädige Frau kommen aus der Schweiz, wie ich sehe.“

Welche Strafe wird ihm werden?

„So ein anderthalb Jährchen Festung.“

Darf ich ihm dort Gesellschaft leisten?

„Hängt von der Gnade des Herrn Commandanten ab."

Aber es ist ja noch fern. Jetzt habe ich meinen Hermann wieder! Und nun noch Eins, Nanni!

Ein schwerer Gedanke hat doch seit jener Schlittenpartie nach der Havixburg und den damit verbundenen späteren Begebenheiten so oft seinen Druck auf mich werfen, einen fast widersinnigen Verdacht immer auf's Neue in meiner Seele anfachen wollen. Er wird nicht wiederkehren. An dem Krankenbette Hermann's, in den furchtbaren Minuten und Stunden der Angst um sein theures Leben erkannte ich klar, wie nichtig, wie unmöglich Alles war, was meine aufgeregte Phantasie aus abgerissenen, unklaren Andeutungen und zufälligen, ich will es zugeben, geheimnißvollen, einzelnen Erscheinungen künstlich zu einer Selbstqual sich zusammengebaut hatte. Wie inbrünstig bat mein Herz Hermann allen den ungerechten Verdacht ab! Wie bat ich zu Gott, ihn nie in meinem Innern aufkommen zu lassen. Das Herz ist mir so unendlich leichter seitdem geworden.

Aber dennoch — ich fühle Eins, Nanni — dieses Leben hier, mit all' seinem Wechsel, mit seinem vielfachen Ringen und Kämpfen, mit seinem

Fürchten und Hoffen, mit seinem Himmelaufjauchzen und seinem Betrübtsein zum Tode, wie Modeste sagt, es reibt mich auf, es verzehrt meine Kräfte; es gehören andere Naturen dazu, um ihm nicht zu erliegen; es gehören Naturen dazu, die in ihm aufgewachsen sind, die von früher Kindheit an Nerven und Herzen in seiner Luft gestählt und gestärkt haben; Modeste kann darin frisch und blühend bleiben; mir ermattet der Körper, der Geist, das Herz.

Ich habe den Brief noch drei Tage liegen lassen, um ihn mit ganz bestimmter Nachricht über den Zustand des theuren Kranken absenden zu können. Hermann ist außer aller Gefahr. In der nächsten Woche darf er schon das Bett verlassen. Das Criminalgericht war auch schon wieder da, und der Arzt hatte nichts mehr dagegen, daß Hermann sich verhören ließ. Ich durfte bei dem Verhöre nicht zugegen sein; die Herren thaten sehr geheimnißvoll, als wenn das Wohl des Staates auf dem Spiele stehe. Als sie fort waren, erzählte Hermann mit heiterer Miene Alles; mit derselben heiteren Miene hatte er ihnen Alles gesagt, was sie von ihm wissen wollten. Sie hatten ihm auch noch erklärt, daß ihn eine Freiheitsstrafe möglicher-

weise bis zu fünf Jahren treffen könne. „Dafür, daß mein Gegner mich fast tödtlich getroffen hat?" hatte er gefragt. Sie hatten die Achseln gezuckt und er hatte eine Caution von einigen tausend Thalern bestellen müssen, daß er sich seiner Strafe durch die Flucht nicht entziehen wolle.

XXIV.

Natalie an Nanni.

Ich schreibe Dir wieder vom Altenstein. Wir mußten noch mehrere Wochen in der Stadt bleiben. Hermann's Wunde, wenn sie auch nach wie vor keine Gefahr zeigte, erforderte doch noch längere Zeit fortwährende ärztliche Behandlung, die auf dem Gute, vier Stunden von der Stadt, schwieriger zu beschaffen gewesen wäre.

Vor drei Tagen sind wir hier eingezogen, mit dem Frühling, der in diesem Jahr früh gekommen ist, und mit den Nachtigallen, die mit ihm kamen. Wir haben in Zürich und am ganzen Zürichersee keine Nachtigallen. Der Gesang dieses Vogels ergreift mich so wunderbar. Ich habe ihm in allen den drei Nächten seit unserer Rückkehr bis lange nach Mitternacht lauschen, ich habe mich

mit ihm erbeben und ängstigen, mit ihm klagen, mir mit ihm das Herz schwer machen müssen. Dem kleinen Vögelchen, während es da unten in der Hecke von wilden Rosen singt, ist sein Herz gewiß nicht schwer; warum mir bei seinen Tönen?

Ich kann Dir nicht sagen, Nanni, welch eine drückende Angst sich oft tagelang auf mein ganzes Wesen legt: mitten in der Nacht ergreift es mich oft, daß ich stundenlang weinen muß. Die Gräfin vom Neuenstein — ihr allein darf ich es klagen — sagt, das sei mit jeder Frau so, die, zumal zum ersten Male, ihrer Entbindung entgegensehe. Ich meine, es müsse doch noch etwas Anderes sein.

Mit den Neuensteinern leben wir im besten Einvernehmen. Schon am zweiten Tage nach Hermann's Verwundung kamen der Graf und die Gräfin wieder, um mir persönlich Beileid und Glückwunsch zu bringen. Seitdem sahen wir uns oft. Sie waren vierzehn Tage vor uns auf das Gut zurückgekehrt; als wir hier ankamen, empfingen die Gräfin und Modeste uns sofort; am andern Tage gleich machte der alte Graf seinen Besuch. Niemand ist glücklicher über die Wiederherstellung des Friedens, als der Onkel Clemens; er kann in hundert Dingen der Haus-, Garten- und Landwirthschaft nach drüben seinen Rath ertheilen.

Cousine Arabella ist auf dem Altenstein die Einzige, die noch etwas zurückhaltend gegen „die da drüben“ ist, und auf dem Neuenstein scheint der junge Graf Ottomar zu fühlen, daß er zu uns Anderen nicht paßt. Modeste weint und lacht. Noch gestern kam sie zu mir. —

„Ich muß mich ausweinen,“ rief sie. „Bei Dir! Allein kann man nicht glücklich dabei sein.“ —

Was ist Dir denn, Modeste? —

„Nachher!“ —

Und nun warf sie sich an meine Brust und weinte die bittersten Thränen. Es dauerte lange. —

„Nun ist es gut!“ sprang sie dann auf. —

Und was war Dir, Modeste? —

„Ich erhielt einen Brief von Edwin.“

Es ist der Name des Prinzen. Sie correspondiren mit einander. —

Was schreibt er Dir? —

„Daß er mich liebe, daß er mich über Alles, daß er mich ewig liebe; daß er nie eine Andere heirathen, daß er dem Throne entsagen werde, wenn man ihm meine Hand versage; daß aber seine Familie, daß das Land die Entsagung nicht annehmen werde, weil sonst die Regierung an —en falle, und —isch wollten die Leute nicht werden.“

Und das Alles machte Dich so unglücklich, Modeste?

„So glücklich!"

Daß Du weinen mußtest?

„Wie ich jetzt lachen muß. Bin ich nicht eine Närrin, daß ich ihm glaube? Ist er nicht ein Thor, daß er selbst so etwas glaubt?"

Sie wollte lachen, aber sie konnte es nicht. Weinen hatte sie nicht gewollt; da hatte sie es müssen. „Was soll werden?" fragte sie.

Was soll werden? frage ich. Auch noch für eine Andere frage ich es.

Clara ist wieder hier, schon seit acht Tagen. Sie hatte versprochen, zu Johannes' Hochzeit da zu sein. Die Hochzeit ist in der zweiten Woche nach Ostern. Sie kam gleich am Tage ihrer Ankunft zu mir in die Stadt gefahren. Sie trug nicht mehr die Nonnenkleidung, sie war nur schwarz gekleidet, wie in Trauer. Ich hätte sie doch lieber wieder in der Nonnentracht gesehen. Sie war so matt, so hinfällig, so verwelkt. Trauerte sie um jene Kleidung, die sie nicht mehr trug? Würde sie in ihr mehr Kraft, mehr Muth gehabt haben? Ich hätte laut aufweinen mögen, als ich sie sah. Aber dann sah ich, wie ein so reiner, klarer, stiller Friede in ihrem Herzen wohnte. Aber hatte sie

ihn nicht auf Kosten ihres Lebens erkauft, erkämpft? —

„Du hast schweres Leid gehabt!" sprach sie nur von mir. —

Gott hat es gnädig an uns vorübergeführt, Clara. —

Ich fragte sie dann, wie es ihr gehe. —

„Ich lebe in Gott und in der Erfüllung meiner Pflichten gegen ihn." —

Du wirst in das Kloster zurückkehren? mußte ich sie da doch fragen. —

„Jetzt nicht. Meine Eltern wünschen es nicht." —

Wir werden also wieder beisammen leben? Jetzt inniger und länger? —

„In alter Liebe und in der Gemeinschaft mit unserer Frau Sunderhof."

Ich fragte sie dann, ob sie diese schon gesehen habe. —

„Zu ihr war mein erster Gang," erwiderte sie, und sie erzählte mir von der Frau, und dann von der Hochzeit, die in den nächsten Wochen sein soll, auf dem Sunderhofe, damit die Mutter bei der Trauung des einzigen Sohnes zugegen sein könne. Sie sprach über Alles mit jener klaren Ruhe. So ist sie geblieben, in der Brust den Frieden, aber ich fürchte, auch den Keim des Todes.

Hier auf dem Altenstein empfing sie mich nicht mit ihrer Schwester Modeste. Sie kam am Abend, als sie wußte, daß ich ganz allein war. Ich habe sie noch nie mit ihrer Schwester beisammen gesehen; sie spricht auch nie über diese. Ich kann es mir erklären. Clara ist die durch und durch heilige Natur — ich habe keinen andern Ausdruck für sie — da stößt das Heftige und Leidenschaftliche in dem Charakter Modestens sie ab, und sie sucht die Schwester nicht auf, die sie trotzdem liebt; sie meidet sie gar, eben weil sie sie liebt.

„Gehen wir morgen zum Sunderhofe?“ fragte sie mich, als sie hier zu mir kam.

Ich war bereit, und am andern Morgen gingen wir hin.

Es war ein so schöner Sonntagmorgen. Wir konnten jetzt wieder den nähern Weg durch den Neuensteiner Park und den Wald hinter diesem nehmen. In dem Park war Alles grün und voll Blüthen, und zwischen den Blüthen sangen die Vögel. In dem Eichenwalde standen die hohen Eichen mit ihren mächtigen und knorrigen Aesten und Zweigen noch kahl da, und nur der Specht hackte an den rauhen Stämmen. Aus der Ferne drang das Sonntagsgeläute der Glocken zu uns herüber. Auf dem Sunderhofe war die tiefste

Stille. Die Leute waren zur Kirche in dem eine Viertelstunde entfernten Dorfe. Nur ein Knecht bewachte den Hof und eine Magd war bei der Bäuerin.

Die Frau hatte ihr Bett an das offene Fenster rollen lassen; sie ließ die frische Frühlingsluft recht voll und belebend zu sich hereinkommen. Dabei hatte sie ihre Beschäftigung. Die ganze Stube lag voll Leinwand; es waren Berge von Leinen, und welch ein feines Gewebe und welch ein Glanz der Bleiche. Das besah sie sich. Die Magd mußte es ihr Stück für Stück an das Bett bringen; sie prüfte es mit der Schärfe des erfahrenen, sie betrachtete es dann mit dem Wohlgefallen des zufriedenen Blickes. Wir waren um das Haus herumgegangen; so sahen wir ihr durch das offene Fenster zu, bis sie uns gewahrte.

„Ja, besehet sie Euch nur," sagte sie da. „Es ist die Ausstattung für meinen Johannes, und die Braut bringt ihm noch das Dreifache zu. Ihr habt die Leinwand wohl theurer auf Euren Edelhöfen, aber nicht feiner und nicht glänzender, und Euer Stolz kann Eure Leinwand nicht sein, die Ihr Euch durch den Kaufmann in der Stadt aus Leipzig habt verschreiben lassen. Aber — der Flachs zu dieser hier ist auf diesem Hofe gewachsen, und

mein Mann selbst hatte den Samen ausgestreut, unsere Knechte haben ihn eingebracht und unsere Mägde haben ihn gesponnen und das Garn dann gewebt, und ich selbst hätte mitgesponnen und mit gewebt, wenn der liebe Gott es nicht anders mit meinen Gliedmaßen bestimmt hätte; aber kein Stückchen Garn ist auf den Webstuhl gekommen, wenn ich es nicht vorher geprüft hatte, ob es fein und weiß sei, wie die Seide, die der Wurm spinnt, und ob nicht der eine Faden dem andern gleich sei, wie die Haare auf dem Haupte. Da darf man stolz sein."

In der Stube begrüßte sie mich dann in ihrer alten, einfachen, herzlichen Weise, und ich mußte ihr Alles erzählen, was sich in der Stadt ereignet hatte. Ihre innige Freude hatte sie über die Aussöhnung der beiden Familien auf dem Alten- und Neuenstein. Aber auch eine Bemerkung hatte sie dabei:

„Zwei Bauern, die so miteinander in Feindschaft lebten, hätten sich so nicht vertragen. Und wißt Ihr auch den Grund?"

Der westfälische Bauer ist in Allem zähe, antwortete ich hr.

„Das ist der Edelmann vielleicht noch mehr. Der Grund ist ein anderer. Ihr wißt ihn auch.

Ihr wollt nur nicht damit heraus, weil Ihr fürchtet, mir etwas Unangenehmes zu sagen. So muß ich selbst damit hervorkommen. Dem Bauer fehlt noch die rechte Bildung. Der Geist macht auch das Herz. Mein Johannes hätte es schon gekonnt; mein Mann noch nicht, und ich — ich hätte es gekonnt, nachdem ich dreiundzwanzig Jahre auf diesem Bette gelegen habe, sonst auch wohl nicht."

Zählen Sie dann auch das Duell zur Bildung? mußte ich sie doch fragen.

„Lacht mich nicht aus, wenn ich wieder von meinem Johannes spreche," sagte sie. „Er würde sich geschlagen haben, ganz wie Ihr Mann, und ich bin stolz darauf, daß ich das sagen kann. Die eitle Bäuerin, könnt Ihr sprechen, die ihren Sohn mit Edelmanns-Manieren sehen will! Aber, liebe Baronin, waren Sie nicht auch stolz auf Ihren Mann, daß er für die Ehre sein Leben einsetzte? Hätte er das, was der fremde Offizier that, auf sich, auf Ihnen, auf der Comteß Modeste sitzen lassen, würde es Ihnen nicht wie ein Stachel im Herzen sitzen geblieben sein; hätten Sie am andern Tage wieder zu dem Hause gehen können, wo es passirt war; hätten Sie nicht die Augen niederschlagen müssen, wenn Ihnen einer der Of-

fizière wieder begegnet wäre? Und jetzt gehen Sie, den Kopf hoch und das Auge und die Brust frei, an seiner Seite, und fühlen sich sicher unter dem Schutze eines Mannes, der Ehre und Muth hat. Und wenn nun auch mein Johannes das Gefühl für seine Ehre und den Muth hat, sie zu vertheidigen, wer mag es ihm wehren?"

Wir blieben bei ihr, bis die Hofleute aus der Kirche zurückkamen. Wir hatten schon vorher gehen wollen.

„Bleibt," bat sie aber. „Mein Mann und Johannes werden sich freuen, Euch zu sehen."

Clara machte keine Einwendung, so that auch ich es nicht. Ich glaubte eine Absichtlichkeit der Frau darin finden zu müssen, daß sie so oft von Johannes sprach, daß wir ihn sehen sollten. Umsomehr mußte ich Clara beobachten. Sie war vollkommen ruhig bei dem Namen geblieben. So zeigte sie auch keine Bewegung, als er mit dem Vater aus der Kirche zurückkehrte. Sie hatte ihn noch nicht wiedergesehen. Sie ging ihm mit ihrem feinen, stillen Wesen entgegen, und gab ihm freundlich die Hand.

„Ich bin zu Deiner Hochzeit gekommen, Johannes. Du siehst, ich halte Wort."

„Ich danke Dir für Deine Güte, Clara," antwortete der junge Mann.

Aber ihm war doch, als er sie sah, plötzlich das Blut aus dem Gesichte entwichen, und auch seiner Stimme hörte man an, daß es ihm einen Stich in das Herz gegeben hatte. Es dauerte aber nur einen Augenblick, und ich glaubte die Absicht der Bäuerin zu errathen: sie sollen der Gefahr ins Auge schauen, so stärken sie sich den Muth und die Kraft; es thut ihnen auch das Herz anfangs weh dabei, es ist besser, als wenn es ihnen im endlosen Sehnen zu Grunde ginge. Ob sie ihre Absicht erreichen wird? Auch Johannes war nicht mehr so frisch, wie früher. Clara sprach auf dem Heimwege kein Wort von ihm. Heiterer als vorher schien sie mir freilich zu sein; aber wollte sie es vielleicht nur scheinen? Und was soll werden? Mit ihr, mit ihm?

Vorgestern hatten wir eine Ueberraschung. Der Arzt war aus der Stadt gekommen, um nach Hermann und dem Verlaufe seiner Heilung zu sehen.

„Ich komme zum letzten Male," sagte er nach seiner Untersuchung; „es ist Alles in der besten Ordnung."

Wir improvisirten ein kleines Fest der Genesung; die Neuensteiner kamen dazu. Als wir in voller Fröhlichkeit waren, meldete ein Diener die Ankunft eines Boten des Criminalgerichtes aus

der Stadt, der Hermann sprechen müsse. Hermann ging hinaus und kehrte lachend mit einem offenen Schreiben zurück.

„Eine Vorladung an das Criminalgericht in meiner Duellsache," sagte er. Mir fiel ein Stein vom Herzen, auch mir. Als der Diener das Wort Criminalgericht aussprach, hatte ich Hermann plötzlich erblassen sehen, und auch auf mich war es auf einmal wie schweres Blei gefallen. Warum das, bei ihm wie bei mir? Die Duellsache lag doch uns Beiden so nahe. Warum mußten wir an etwas Anderes denken? Auch er? Hermann war wegen des Duells in Anklagestand versetzt. Die Anklage lag der Vorladung bei. Wir lasen sie. Sie war kurz, stellte einfach die Thatsachen dar, wie sie sich zugetragen hatten, und überließ die Strafe dem Ermessen des Gerichtes. Der Termin zu der öffentlichen Verhandlung war auf einen der nächsten Tage angesetzt.

„Sie wollen Euch eine Osterfreude machen!" rief Modeste bitter. — „Sie hätten freilich wohl bis nach den Feiertagen warten können."

Aber unser Genesungsfest wurde uns nicht verdorben. Die Herren stießen an auf drei Monate Festung.

„Und wir ziehen Dir nach, Hermann,“ rief Modeste. „Natalie und ich, und die fromme Clara nehmen wir mit, und am Tage leisten wir Dir Gesellschaft und in der Nacht setze ich mich mit meiner Zither unter das Fenster Deiner einsamen Zelle und singe und spiele Dir lustige Lieder vor, damit Du glückliche Träume hast.“

Wir erwarten auch jetzt den Tag und den Ausfall der Verhandlung mit Ruhe.

Wir hätten doch Veranlassung gehabt, nicht so ruhig zu sein, meine liebe Nanni. Gestern war die gerichtliche Verhandlung. Sie haben Hermann zu sechs Monaten Festungsarrest verurtheilt. Die Verhandlung hatte kaum eine halbe Stunde gedauert. Hermann hatte alle Thatsachen der Anklage zugestanden und, gleich dem Staatsanwalte, die Bestimmung der Strafe dem Gericht überlassen. Die geringste gesetzliche Strafe war drei Monate Festung; sie hatten sechs Monate genommen, weil Hermann schon selbst schwer verwundet noch auf seinen Gegner habe schießen wollen und daran nur durch physische Unmöglichkeit verhindert wurde; das setzte einen hohen Grad von bösem Vorsatze voraus. Hermann's Gegner hat vier Wochen Festungsarrest bekommen.

Drei Monate oder sechs Monate — was macht Euch denn der Unterschied? wirst Du fragen. Aber der Unterschied fordert uns zu ernstlichen Ueberlegungen auf. Wir sind jetzt in der Mitte April. In vierzehn Tagen schon muß Hermann seine Strafe antreten; sie würde dauern bis Ende Oktober. Und zu Ende Juli erwarte ich — Du erräthst es, Nanni. Er könnte gegen das Strafurtheil appelliren; es wäre nur ein Aufschub von sechs bis acht Wochen; die Gerichte sollen zu besonderer Beschleunigung der Sache angewiesen sein. Begnadigung will er nicht nachsuchen.

So müssen wir uns in das Unvermeidliche fügen. Am ersten Mai, an dem schönsten, lachendsten Tage des erwachten Frühlings, werden wir in die finsteren Thore der Festung einziehen, um sie für ein volles Jahr nicht wieder zu verlassen. Ich begleite Hermann. Ich habe lange mit ihm kämpfen müssen, bis er mir nachgab. Um meinetwillen, Hermann, bat ich ihn. Ich würde mich zu Tode grämen, ohne Dich. Um unseres Kindes willen! Er mußte nachgeben. Modeste will mich wieder begleiten.

„Es wird reizend dort sein, Natalie. Hermann werden wir unsere Huldigungen darbringen, wie einem König, und den Offizieren werden wir

den vollen Stolz vornehmer Damen gegen die Kerkermeister ihres Herrn zeigen."

Und Clara? Sie kam noch am späten Abend gestern zu mir.

„Ich kann nicht mit Euch gehen, Natalie! Lege es mir nicht aus als Mangel an Liebe zu Dir. Aber Modeste will dort Demonstrationen machen. Es widerspricht meiner Art."

Konnte ich dem edlen Kinde zureden?

Meinen nächsten Brief wirst Du aus der Festung erhalten. Freilich weiß ich noch nicht, aus welcher. Die Militärbehörden haben noch erst darüber zu bestimmen.

XXV.

Natalie an Nanni.

Du siehst, Nanni, ich schreibe Dir aus der Festung. Du siehst auch, daß man uns im Westfalenlande gelassen hat. Wir sind seit acht Tagen hier, und unser Aufenthalt — aber laß Dir vorher von Anderem erzählen. Modeste ist nicht mit uns, aber Clara. Wie das kam? Ich war mit Modeste im Garten, als sie einen Brief erhielt. Es war vier Tage vor unserer Abreise hieher.

Sie wurde blaß und roth, als sie die Aufschrift sah.

„Von Edwin!“ sagte sie. Sie riß das Siegel auf, hatte in weniger als einer halben Minute die vier vollgeschriebenen Seiten des Schreibens durchflogen. Aber eine glühende Röthe des Zornes war ihr in das Gesicht gestiegen.

„Er will den Herrn spielen?“ rief sie. „Gegen mich? Jetzt schon? Den Despoten, den Tyrannen? Ist die Ehe ein Institut des Despotismus? Soll die Verlobung schon dazu präpariren? Oder glaubt er es mir bieten zu können, weil er mir einen Thron anbietet?“

Aber, Modeste, was ist Dir? Was hast Du?

„Was mir ist? Was ich habe? Einen Brief, der auf drei Seiten die zärtlichsten Liebesschwüre schwört, um auf der vierten mir auseinander zu setzen, es passe sich nicht, daß ich Dich zur Festung begleite. Aber nun gehe ich erst recht mit Dir. Ich lasse mich nicht tyrannisiren, noch nicht, niemals!“

Seine Gründe, Modeste!

„Gründe? Lieutenantsgründe! Kammerjunkergründe! Es sei eine Demonstration, die Aufsehen erregen müsse an unserem Königshofe, an dem seines Vaters. Was gehen mich die Höfe an?“

Ich denke doch, Modeste, an den Höfen ist die Etiquette einmal Herrscherin. Aus ihrer Verletzung würde man künftig eine scharfe Waffe gegen Dich schmieden; sie könnte schon jetzt eine Aufmerksamkeit auf Dich und den Prinzen hervorrufen, die Ihr zur Zeit eben noch vermeiden müßt.

„Das schreibt auch er. Aber —"

Laß über Deinen Entschluß die Sonne nieder- und wieder aufgehen, und bedenke, wie unglücklich es mich machen müßte, wenn ich eine Veranlassung wäre, daß Dein Geschick sich minder glänzend gestalte, als es sein soll.

„Glänzend und unglücklich!" rief sie. Aber dann schwieg sie doch und am andern Morgen kam sie zu mir und sagte: „Ich muß bleiben, Natalie. Er liebt mich, ich liebe ihn! Da hast Du mein Unglück."

Ein anderes Unglück führte mir dann Clara zu. An demselben Tage war Johannes' Hochzeit. Clara war dabei. Auch ich war eingeladen. Aber ich befand mich nicht wohl, und drei Tage vor der Abreise zur Festung in keiner Hochzeitsstimmung. Ich sagte ab. Am andern Morgen ging ich zum Sunderhofe, um von der Bäuerin Abschied zu nehmen. Sie war ganz allein da. Die ganze

Hochzeit war mit dem jungen Ehepaar zu seinem neuen Wohnsitz, dem Berenbrok. Dort sollte sie noch drei Tage nachgefeiert werden. Die Frau Sunderhof war ernst, traurig und sie konnte es nicht lange auf dem Herzen behalten, was sie drückte.

„Liebe Frau Baronin, nehmen Sie die Clara mit auf die Festung."

Clara? Warum?

„Es thut nicht gut, wenn sie hier bleibt, für sie nicht und für — Sie wissen ja Alles, Frau Baronin. Sie muß fort von hier. Der Berenbrok ist noch zu nahe. Ich habe gestern auf der Hochzeit in die beiden Herzen gesehen — ich kann es Ihnen nicht sagen; das Herz thut mir selbst zu weh. Ich hatte falsch gerechnet; gestern sah ich es. Sie müssen ganz von einander in ganz andere Lagen gebracht werden, daß ihnen ganz andere Gedanken kommen. Mit Johanes geht das jetzt von selbst, als junger Ehemann, als Bauer auf dem großen Hofe, den er als der künftige Herr schon jetzt mit verwalten muß. Aber die arme Clara! Wäre sie mein Kind, wäre sie ein Bauernkind, es wäre ihr bald zu helfen; man sucht ihr einen hübschen und braven jungen Mann aus. Sie sehen mich verwundert an, Frau Baronin.

Mit dem wunden Herzen sollte sie einen Andern heirathen? Ja, ja, liebe Baronin. Ich halte viel auf das, was die vornehmen Leute und die Bücher Liebe nennen; wir sagen liebhaben oder sich gut sein; ein Herz kann darüber zu Grunde gehen. Aber noch niemals ist eine Frau darüber gestorben, der man einen Mann gab, den sie achten mußte, und von dem sie sich überzeugte, daß er sie liebte. Mit der Clara geht es nun nicht sogleich. Zu einem regelmäßigen Arbeiten kann man sie auch nicht anhalten, obwohl eine harte, schwere Arbeit die nämlichen Dienste thut, wie eine gute Ehe. Da muß sie denn fort, in ein ganz anderes Leben, um zu vergessen oder sich besiegen zu lernen."

Hatte sie nicht Recht, die einfache, klare Bauernfrau? Der Versuch mußte wenigstens gemacht werden.

Clara war bereit, mit uns zu gehen. Deine Schwester Modeste will nicht. Du willst mich doch nicht allein lassen, Clara? Mehr brauchte ich ihr nicht zu sagen. Ihre Eltern willigten ein. Wir reisten hierher. Ich hatte seit dem Hochzeitstage keine Veränderung an ihr bemerkt. Sie war still wie vorher; auch eben so freundlich. Aber die Bäuerin hatte ein scharfes und feines Auge, das sicher nicht falsch gesehen hatte.

Und nun muß ich Dir unsere Festung, unser Leben und unsere Einrichtung hier beschreiben.

Durch drei, vier bedeckte Thore fuhren wir zuerst beinahe eine Viertelstunde lang zwischen hohen Mauern, breiten Wällen und tiefen Gräben. Ein langes, schmales, krummes, finsteres, bedecktes Thor brachte uns dann endlich in die enge Stadt. Eine Schildwache hielt uns hier an. Wer? Woher? Wohin? Als Hermann seinen Namen genannt hatte, befahl der Unteroffizier, der examinirt hatte, dem Kutscher, zu warten. Er ging zur Seite in die Wachtstube.

„Der neue Gefangene!" sagte er zu einem Kameraden, der an der Thür stand. „Der bringt sich gleich zwei Frauen mit." Sie lachten dann. Das war unser erster Empfang. Hermann stieg die Gluth des Zornes in das Gesicht. Ich nahm seine Hand. Hermann, Deiner werden hier noch manche Prüfungen warten; Du wirst sie als Mann bestehen!

„Aber Beleidigungen gegen Euch?" sprach er finster.

Es überfiel mich daher eine schwere Sorge, an die ich früher nie gedacht hatte. Ein Offizier von der Wache trat an den Wagen. Er sah uns Alle prüfend an, strenge, strenger und wichtiger,

als es wohl auch für seinen Dienst nöthig gewesen wäre.

„Sie sind der Herr v. Alten?“ fragte er dann Hermann.

„Ja, mein Herr!“

„Wollen Ihre Festungsstrafe hier antreten?“

„Ja, mein Herr!“

„Und die Damen?“

„Verbüßen hier keine Strafe, mein Herr!“

Hermann — jenes Lachen hatte ihn einmal verdrossen — sprach so scharf, so schneidend vornehm, beinahe hochmüthig. Ich hatte ihn nie so gesehen. Es fuhr mir durch die Glieder. Und er war hier Festungsgefangener und abhängig von dem Belieben eines jeden Lieutenants, eines jeden gemeinen Soldaten, bis zu dem Commandanten hinauf. Modeste hatte es mir so oft gesagt. Und man wird die erste Veranlassung, die ihn in die Festung geführt hat, nicht vergessen, hatte sie hinzugesetzt.

Der Offizier blieb ruhig. — „Mein Herr,“ sagte er, „ich wollte Ihnen nur bemerklich machen, daß die Damen in der Stadt bleiben müssen, während das Arrestlokal für Sie in der Citadelle ist.“

„Ich weiß es, mein Herr,“ erwiderte ihm Hermann. „Haben Sie mir noch mehr zu sagen?“

„Nur noch Eins. Ihre Strafzeit soll heute beginnen. Sie müssen sich vor sechs Uhr Abends in der Citadelle melden. Später werden Sie heute nicht mehr angenommen und morgen — hätten sie Unannehmlichkeiten." Er sagte das sogar höflich.

Wir fuhren in die Stadt, durch enge, winkelige Straßen, zu einem Gasthofe, der an einem geräumigen Marktplatze lag. Es war schon halb sechs Uhr Abends, als wir ankamen. Wir hatten kaum Zeit, uns einzurichten. Dann mußte Hermann seinen Gang nach der Citadelle antreten. Clara und ich begleiteten ihn. Es war uns Allen ein schwerer Gang. Nur Hermann konnte ganz gefaßt und heiter bleiben. Der Abend war so schön. Die Sonne schien noch hell in die dunklen Gassen, die wir durchwandern mußten. Wir machten den Weg zu Fuß. Die Citadelle liegt am Ende der Straße, innerhalb der Festungsmauern, mit neuen Festungswerken umgeben. Es war mir doch sonderbar, als wir in ihre Nähe kamen, als sie vor uns lag, mit allen den Mauern, Gräben, bedeckten Thoren, Wällen; auf den Wällen die Kanonen; überall Soldaten und Alles in der tiefsten Stille. Ist das ein ungeheueres Grab? hätte ich ausrufen mögen. Und dahinein wollen

sie meinen Hermann sperren? Ich bebte an seinem Arme. — „Sei stark, Natalie!“ bat er mich. Vor uns lag das Eingangsthor. Es war die Thür des ungeheueren Grabes. Wir gingen hinan. Es war verschlossen. Hermann wollte anklopfen. — Noch einen Augenblick, Hermann! — Ich mußte ihn noch einmal umfassen. Thränen drangen mir aus den Augen. In dem Thore öffnete sich von innen eine Klappe. In der Stille rings umher hatte man uns gehört. Ein Unteroffizier wollte sehen, wer da sei.

„Hier darf sich ohne Erlaubniß Niemand aufhalten!“ rief er uns zu. Hermann nannte seinen Namen. Das Thor wurde aufgeschlossen.

„Herein!“ befahl der Unteroffizier. Ich weinte nicht mehr. Eine Menge Soldaten standen in dem Thore und gafften uns an. Da waren mir auf einmal meine Thränen so heilig. „Adieu!“ sagten wir noch leise zu einander. Dann ging er festen Schrittes durch das Thor. Es wurde hinter ihm verschlossen.

Die weichen Arme Clara's umfingen mich. Er war Gefangener. Der Unteroffizier befahl ihm, jeder Gemeine. Und er war allein. Ich war nicht mehr bei ihm. Kein Mensch war bei ihm, als seine Gefängnißwärter. Konnten sie ihm Trost,

Aufrichtung sein? Clara war es mir, und mit welcher Liebe, mit welcher Innigkeit ihres schönen Herzens!

Am andern Morgen gingen wir zur Citadelle, Hermann zu besuchen. Auf unser Klopfen an das Thor öffnete sich wieder in diesem die Klappe.

„Was wollen Sie?" fragte ein Soldat heraus.

Ich wünsche meinen Mann zu besuchen, den Gefangenen v. Alten.

Der Soldat verschwand an der Klappe. Ein Unteroffizier erschien statt seiner.

„Den Gefangenen v. Alten wollen Sie sprechen?"

Ja.

„Sie müssen schriftlich einkommen."

Schriftlich?

„Sie müssen an den Herrn Commandanten schreiben und ihn um die Erlaubniß bitten."

Ich hatte mich schnell mit Clara besprochen.

Kann ich nicht bei dem Herrn Commandanten angemeldet werden?

„Hier nicht. Er wohnt in der Stadt. Es würde Ihnen auch nichts helfen. Es ist einmal Befehl von oben: Wer einen Gefangenen besuchen will, muß sich schriftlich beim Herrn Commandanten melden und erhält dann eine schriftliche Erlaubniß." —

Und bis wann werde ich diese bekommen können?

„Je nachdem der Herr Commandant Zeit hat. Vielleicht schon morgen.“

Vielleicht schon morgen! Heute den ganzen Tag sollte ich Hermann nicht sehen, er mich nicht! Um einer leeren Förmlichkeit willen. Und ich war so nahe bei ihm! So nahe und so ferne! Ich warf meine Blicke die Mauern der Citadelle hinauf; mehr als die hohen starren Mauern sah man von ihr nicht. Da oben war nichts als die Kanonen und die Schildwachen, die mit ihrem regelmäßigen, langsamen und langweiligen Schritt zwischen ihnen auf- und abgingen.

Wir mußten zurückkehren. Der Unteroffizier war schon ungeduldig geworden; es war ja verboten, sich in der Nähe der Citadelle aufzuhalten.

Wir kehrten nach Hause zurück. Ich schrieb sofort an den Commandanten; ich bat ihn dringend, mir noch heute die Erlaubniß zu ertheilen. Ich wartete mit Schmerzen auf die Antwort; zuerst von Stunde zu Stunde, dann von Minute zu Minute. Ich wartete vergebens bis zum Abend. Ich suchte mir die Zeit damit zu vertreiben, daß ich an Hermann schrieb. Als die Sonne bald untergehen wollte, konnte ich es nicht mehr aushalten. Ich ging mit Clara zu der Citadelle, ich

siegelte mein Geschriebenes ein, nahm es mit. An der Klappe in dem Thore erschien wieder die Schildwache, die wieder den Unteroffizier herbeirief.

„Haben Sie die Erlaubniß des Herrn Commandanten?"

Nein. Ich wünschte mich nur zu erkundigen, wie sich mein Mann befindet.

„Davon weiß ich nichts. Wir sind hier auf der Wache; er ist in seinem Gefängnisse."

Könnten Sie ihm denn nicht diesen Brief zukommen lassen?

„Gott bewahre mich, Madame. Ich würde degradirt und käme mindestens auf fünf Jahre in die Strafabtheilung."

Können Sie nicht den Herrn Commandanten der Citadelle um die Uebergabe bitten?

„Da müßten Sie erst schriftlich einkommen."

Wieder schriftlich! Dürfen Sie einen Gruß von mir an meinen Mann bestellen?

„Ist verboten!"

Auch das war also vergebens gewesen. Vergebens wartete ich am andern Morgen auf eine Antwort des Commandanten. Am Nachmittage kam sie endlich, aber — erst für den nächsten Tag. Und erst gestern sah ich dann Hermann wieder, nach beinahe drei vollen Tagen. Er hatte sich

noch mehr um mich geängstigt, als ich mich um ihn; er wußte ja nicht, warum ich nicht hatte zu ihm kommen können, da hatte er sich allerlei Sorgen gemacht. Wir vergaßen Angst und Sorgen, da wir uns wiedersahen. Und doch, welch ein Wiedersehen war es!

Der Unteroffizier, der uns hinführte, blieb da; er achtete auf jede unserer Bewegungen, unserer Mienen, auf jedes unserer Worte; es war seines Amtes. Freilich am Ende war das gut so. Dem steifen, fremden Manne gegenüber hatten wir keine Klagen, waren wir ruhig, hatten wir zuletzt gar eine gewisse Heiterkeit.

Hermann befand sich wohl. Sein Gefängniß war allerdings ein enges Stübchen, mit einem jener kleinen vergitterten Fenster, aber er hatte, wenn auch sehr einfache, doch bequeme Möbel darin; auch mit seiner Nahrung war er zufrieden, und Bücher hatte er mitgebracht. Täglich durfte er auf dem Platze der Citadelle eine Stunde spaziren gehen, und ich durfte mit Clara ihn besuchen. Aber darin hatte ich einen Fehler gemacht. Nach Verlauf einer halben Stunde mahnte der Unteroffizier zum Aufbruch.

Schon? fragten wir.

„In der Erlaubniß des Herrn Comman=

danten steht keine Zeit; dann gilt nur eine halbe Stunde."

Ich hätte um eine längere Zeit bitten dürfen?

„Warum nicht? Gewöhnlich dürfen die Frauen der Gefangenen den ganzen Nachmittag dableiben."

Ich schrieb noch denselben Tag wieder an den Commandanten und bat, meinem Manne täglich auf mehrere Stunden Gesellschaft leisten zu dürfen. Eine Stunde täglich, mehr nicht, war die Antwort. Warum nicht mehr? Der Unteroffizier gab mir am nächsten Tage Aufschluß.

„Die gnädige Frau müssen dem Herrn Commandanten ein gutes Wort geben. Er ist der Erste hier und will dafür anerkannt werden, und — die gnädige Frau werden mich nicht verrathen — ich hörte schon die Herren Offiziere davon sprechen, der Herr Baron und die gnädige Frau seien sehr stolze Leute, das gelte hier nicht."

Ich sprach mit Hermann, ob ich dem Commandanten einen Besuch machen solle. Er wünschte es nicht.

„Man will uns das hier entgelten lassen, was hier nicht gelten soll. Dein Besuch wäre eine Demüthigung und zudem ohne Erfolg." Ich unterließ ihn.

Am andern Tage erhielt ich einen Brief von Modeste: „Ihr werdet ja sehr kurz in Eurer Fe-

stung gehalten. Offiziersbriefe von dort hieher melden es. Hermanns Gegner verbüßt seine vierwöchentliche Strafe in seinem Quartier, das er auf Ehrenwort nur in Begleitung eines Offiziers verlassen darf. Ein halbes Dutzend Offiziere begleiten ihn den ganzen Tag, wohin er will. Uebrigens könnt auch Ihr es dort besser haben. Die Frau Eures Commandanten ist eine ehemalige Kammerjungfer; Du mußt ihr Deinen Besuch machen. Fährst Du im Wagen bei ihr vor, den Jäger und Bedienten hinten auf, so — kann Dein Mann am Ende es auch machen, wie sein Gegner."

Wir lachten über den Brief. Gottlob, wir konnten es. Unser Leben hier ist einförmig, aber ruhig, und die Ruhe thut uns Allen wohl. Hermann liest und arbeitet in seinem Gefängnisse, macht täglich eine Stunde lang seine Promenade, sieht täglich eine zweite Stunde lang Clara und mich. Clara und ich haben ein hübsches Privatquartier an dem Paradeplatz der Festung bezogen. Da sticken und nähen und verplaudern wir die Zeit bis um elf Uhr Vormittags; dann ist unter unseren Fenstern die Parade mit vortrefflicher Militärmusik bis um Zwölf. Um Zwölf fahren wir spazieren bis zum Mittagsessen. Von drei bis vier Uhr besuchen wir Hermann. Darauf

machen wir eine lange und langsame Fußpromenade, bis es dunkel wird. Die Abendstunden füllen uns Lesen und Plaudern aus. Nur Eins will mir an diesem Leben nicht gefallen: daß es ganze sechs Monate so dauern soll. Aber auch sechs Monate gehen ja vorüber, und wie kann man unzufrieden sein über die Zufriedenheit?

XXVI.

Natalie an Nanni.

Wir sind doch in einem Gefängnisse, Nanni. Hermann ist Gefangener, wir sind es mit ihm. Wir sind nicht frei.

Und die Straßen sind hier so eng und winkelig und dunkel. Und man sieht nichts darin, als Soldaten; und man sieht auch diesen das Gefühl der Gefangenschaft an. In die Fesseln der engen Uniformen, in denen sie nur wie Drahtpuppen sich bewegen können, hat man sie überdies gezwängt.

Die ganze Stadt ist so traurig gelegen. Sieht man einmal das Ende einer Straße, so erblickt man nur die hohe graue Festungsmauer mit den unvermeidlichen Kanonen und Schildwachen obenauf. Kein Berg, kein Baum ragt über sie her-

über. Hat man das Thor der Stadt hinter sich, so fährt man lange zwischen den Mauern, Gräben und Wällen, und ist man endlich auch ihnen entkommen, so hat man von allen Seiten nur ein graues, einförmiges, flaches, ödes Land vor sich. Auch in der weitesten Ferne dieser unendlichen Ebene erhebt sich kein Berg; ein paar Bäume stehen da hinten langweilig in die Höhe; sonst verschwimmt die graue Erde in dem grauen Horizont.

Man kann nicht einmal melancholisch hier werden. Nur eine traurige Langeweile beschleicht Einen, macht mich müde, matt, krank. Und dann kommen doch so schwere, drückende Gedanken über mich. Wie mir die Glieder so müde sind, so liegt mir auch ein schwerer Druck auf Geist und Herz, und allerlei ängstigende Bilder steigen vor mir auf, treten drohend und erschreckend näher und näher an mich heran, und immer ist eine fremde Frau unter den finsteren Gestalten, die Mord! Mord! ruft und mit ihrem bleichen, schönen, milden Gesichte mich sucht, und Hermann, der bleich an meiner Seite steht.

Dennoch bin ich nicht krank, Nanni. Ich fühle mich nur so gelangweilt; es ist mir so leer im Kopfe, und in dieser Leere fühle ich mich so

traurig. „Das stille, einförmige Leben! Sie kann sich schon jetzt nicht mehr hineinfinden!“ So wirst Du ausrufen. So schriebst Du mir schon auf den Schluß meines vorigen Briefes. Es ist es nicht, Nanni! Ich sehne mich ja nach Ruhe, nach Stille. Aber nicht nach dieser. Ich muß frei sein; Hermann muß es sein. Der Arzt sagt, mein Zustand trage dazu bei; aber es werde sich geben, meint er. Möge er Recht haben.

Wir leben wie früher hier. Der Anfang dieses Briefes sagte es Dir ja schon. Eine Stunde bringt uns täglich mit Hermann zusammen; nur die Eine Stunde. Umgang haben wir mit Niemandem. Der Grund ist ein einfacher. Der Commandant der Festung ist die erste Person der Stadt; er commandirt auch, wie Modeste neulich schrieb, den Ton, die Sitte, die Gesellschaft der Stadt; mehr noch als er seine Frau, die ehemalige Kammerjungfer, wie ebenfalls Modeste schreibt. Ihren Umgang haben wir nicht gesucht, also verschmäht; da darf keine andere Familie Umgang mit uns haben. Es ist wirklich so. Wir haben es übrigens nicht zu bedauern. Die Wahrheit zu sagen, wünschen wir uns vielmehr Glück dazu.

Clara ist der Gegenstand der stummen An-

betung aller Lieutenants der Garnison. Sie ist so schön, sie gehört einer der vornehmsten und reichsten Familien des Landes an. Sie ist in der kleinen, engen Festungsstadt, in der nur Offiziere, Beamte und kleine Kaufleute mit ihren Familien wohnen, eine seltene, eine einzige Erscheinung. Wir können uns nicht sehen lassen, ohne sehnsüchtigen Blicken und bunten Uniformen zu begegnen, die Clara's Aufmerksamkeit auf sich lenken wollen. Während der Parade darf sie sich kaum mehr am Fenster sehen lassen. Es ist ihr langweilig. Wie würde sie sich in der Gesellschaft der Herren fühlen!

So leben wir nun schon einen ganzen Monat hier, und es ist erst der sechste Theil unserer Gefangenschaft. Hermann darf ich nicht zeigen, wie mir ist. Er glaubt mich zufrieden, entdeckt keine Veränderung an mir. So ist er selbst zufrieden, und — es ist sonderbar — die Haft übt sogar einen wohlthätigen Einfluß auf ihn aus. Er ist heiterer, als ich ihn jemals gesehen habe.

Drei Wochen liegen die obigen Zeilen bei mir. Ich hatte, als ich die letzten Worte schrieb, am andern Tage fortfahren wollen. An diesem Tage jedoch wurde ich ernstlich krank. Meine Ermüdung

und Ermattung hatten sich so gesteigert, daß ich das Bett nicht verlassen konnte; schleichende Fieber entkräfteten mich noch mehr. Der Arzt war eine Zeitlang ernstlich um mein Leben besorgt; ich sah es an seinen Mienen, wenngleich seine Worte nur Muth und Hoffnung hatten. Noch mehr als mir hatte er dem armen Hermann meinen Zustand verbergen müssen. Wie hatte er dennoch in seiner einsamen Zelle gelitten, so nahe bei mir und doch so fern von mir. Es war ein Glück für ihn, daß man ihn nicht hatte zu mir lassen wollen. Der Arzt erklärte ja meinen Zustand noch nicht für gefährlich, hatte man ihm auf sein Bitten, mich besuchen zu dürfen, geantwortet.

Seit einigen Tagen habe ich das Bett wieder verlassen können; gestern durfte ich zum ersten Male wieder ausfahren. Ich fuhr zu Hermann. Wie waren wir glücklich! Wie wächst die Liebe durch die Gefahr! Wie denkt man aber auch in der Gefahr nur an den Geliebten! Und der Geliebte weiß es, und so wachsen die Herzen immer fester ineinander.

Von der Gefährlichkeit meiner Krankheit hatte ich Hermann nichts gesagt. Aber als ich heute wieder zu ihm kam, fand ich den Arzt bei ihm, und von diesem wußte er Alles, und — ich muß

fort von hier, Nanni. Die Luft in der engen Festung tauge nicht für mich; ich sei an die freie, frische Luft der Berge, des Landes gewöhnt; auf das Land müsse ich zurück; hier werde ich in die schleichenden Fieber zurückfallen, um noch einem, vielleicht kranken Kinde das Dasein zu geben und dann unrettbar zu erliegen.

Der Arzt hatte es für seine Pflicht gehalten, es Hermann zu sagen. Beide theilten es mir mit. Schon morgen müssen wir abreisen. Konnte, durfte ich Einwendungen machen? Ich werde mit dem schwersten Herzen von dem armen Gefangenen scheiden. Ich war ja seit gestern wieder mit ihm vereinigt. Und seine einsame Haft dauert noch beinahe vier Monate! Und in jener schweren Stunde soll ich so ganz, so weit von ihm entfernt sein! Aber es muß so sein.

Lebe wohl, Nanni. Clara und ich bereiten uns zu der Abreise vor. — „Ich bleibe bei Dir, Natalie; ich verlasse Dich nicht!“ tröstet mich das brave Kind. Ich gehe zum Altenstein zurück. Hermann machte mir aber einen Vorschlag, über den freilich noch vorher unser Hausarzt entscheiden soll. Auch auf dem Altenstein sei zwar eine gesunde Luft, meinte er; aber wahrscheinlich noch mehr werde mir die Ruhe und Stille der Haviz-

burg mitten in der erfrischenden Luft des mächtigen Eichenwaldes gut thun. Möchte der Arzt sich dafür entscheiden! — „Wir Beide ganz allein würden dort hausen!“ sagt Clara, und sie schwärmt von dem schönen, stillen, einsamen Leben, das wir dort führen werden, sie kann schon wieder schwärmen. Sie hat eine Bestimmung gefunden: mich zu trösten und aufzurichten. Aber bin ich denn des Trostes so sehr bedürftig? Und warum bin ich es?

Vom Altenstein oder von der Havixburg schreibe ich Dir wieder.

XXVII.

Natalie an Nanni.

Wir sind auf der Havixburg. Der Arzt schickte mich hin, gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft auf dem Altenstein. Er gab mir auch den Grund an, warum ich hin müsse, offen, aber in seiner Weise. Er ist ein echter, derber alter Westfale.

„Die gnädige Frau sind eine Schweizerin, und da ist ein wenig Heimweh über Sie gekommen. Ich hatte es längst erwartet — aber nicht ge-

fürchtet. Einmal mußte es ja kommen, wie die Krisis in der Krankheit, wenn der Kranke wieder recht gesund werden soll. Und krank wird jede Pflanze, wenn sie in fremden Boden versetzt wird, und auch der Mensch ist eine Erdenpflanze, der nur zu ihren leiblichen Gliedern der liebe Gott etwas Geist hinzugegeben hat, wenn man den alten Traditionen trauen darf; die neueren Physiologen sehen überall nur Zellen. Und darum, damit Sie Ihre Krisis desto kräftiger überwinden, gehen Sie in den tiefsten und stillsten Wald, den Sie finden können."

Ich sah doch den Zusammenhang nicht recht. — „Aber er ist so klar, gnädige Frau. In der Stille und Einsamkeit sammelt sich das Gemüth, und der Mensch denkt über Alles klarer nach und faßt es sicherer und fester zusammen; die unbestimmten Nebelbilder, die bisher seine Phantasie oft nur zu grell ihm vormalte, zerrinnen dann und er behält nur das Greifbare. So werden Sie auch in und unter den Eichen des Havixwaldes anfangs noch wunderbare Berge und Seen, Thäler und Schluchten und Matten und Felsen Ihrer schönen Heimath erblicken; aber zuletzt werden Sie sich überzeugen, daß es doch nur westfälische Eichen sind, die Sie sehen, daß aber

diese westfälische Eiche der schönste und mächtigste Baum der Erde ist und daß brave Menschen unter seinen Zweigen wohnen, mit denen es sich schon leben läßt, und zu diesen braven Menschen gehört Ihr Mann, und in sieben oder acht Wochen treten Sie unter die alten mächtigen Bäume mit einem Wesen, das zwar dann noch klein und zart ist und das Sie noch auf dem Arme tragen müssen, zu dem Sie aber hoffend sagen werden: Werde groß und stark wie diese Eichen! Und dann haben Sie Alles überwunden." —

Wir sind hier, Clara und ich, weiter Niemand. Und wir sind so still, so ruhig und so zufrieden hier. Jener beengende und beängstigende Druck, der in der Festung auf mir lag, ist entwichen; ich fühle mich wohl und leicht. Es ist aber auch so schön hier. Ich war nur einmal dagewesen, auf jener Schlittenpartie. Die hohen Bäume standen damals in dem Schnee und in dem Mondscheine der Winternacht gleich ungeheuren Zauberriesen da, und in dem Schlosse herrschte das fröhliche, lustige Leben. Aber es ist doch schöner, unendlich schöner, wenn wir jetzt aus dem stillen, sonnigen Schlosse in den noch stilleren Schatten des Waldes treten. Wie ist es so erfrischend hier; wie ist die Luft so rein und so frei unter

dem weiten und hohen Dache des grünen Eichenlaubes; wie athmet die Brust so frei, wie wird das Herz so weit und der Geist so klar! Und der alte Doctor hatte Recht. Ich habe nirgends so viel an Euch und die Heimath denken müssen, als hier; aber es hat mich nirgends so wenig traurig gemacht. Habe ich die Krisis schon überwunden, so war es eine sehr leichte.

Wir besuchten die Frau Sunderhof, als wir hieher fuhren. Sie war mit dem Arzte einverstanden. Sie hatte noch eine besondere Genugthuung dabei.

Als ich einen Augenblick mit ihr allein war, fragte sie mich schnell, ob es Clara keine Ueberwindung gekostet habe, mich zur Havixburg zu begleiten. Ich sagte ihr, daß im Gegentheil Clara sich noch mehr als ich über den von Hermann ausgegangenen Vorschlag gefreut habe.

„Das ist gut," sagte sie. „Der Berenbrok liegt kaum eine halbe Stunde von der Havixburg, gleich hinter dem Walde."

Sie hatte Recht. Clara selbst konnte mit voller Ruhe mir sagen, daß der Schulze Berenbrok unser nächster Nachbar sei. Sie hat freilich noch von keinem Besuche auf dem Hofe gesprochen, und ich habe bisher absichtlich unseren Spazier-

fahrten eine andere Richtung gegeben. Unser Leben ist beinahe wie in der Festung. Aber doch, wie so ganz anders sind unsere Spaziergänge in dem weiten, schattigen Walde und unsere täglichen Fahrten an den grünen Waldwiesen entlang und weiter durch die üppig wogenden Kornfelder. Von Hermann empfange ich täglich einen Brief; ich antworte ihm täglich gewissenhaft eine ganze Stunde lang. Unsere Briefe müssen durch die Hände des Festungscommandanten gehen. Er kann sie aufbrechen und lesen. Hermann hat mir noch nicht geschrieben, daß er es gethan habe. Ich nehme es gerade darum an und richte mich darnach ein.

Auch Besuch haben wir hier. Der Onkel Clemens kommt jeden Tag, um uns seinen unterthänigen guten Morgen zu wünschen und zu fragen, ob wir keine Befehle für ihn haben. Einmal waren auch Clara's Mutter und Modeste hier. Modeste war still. Es drückt sie etwas, oder sie hatte nicht ihre gute Laune. Sie sprach wenig, vermied, mit mir allein zu sein; so fragte ich sie um desto weniger.

Und nun, Nanni, muß ich doch zu etwas Besonderem übergehen. Fast mein Erstes war hier, die Stelle aufzusuchen, wo Hermann in jener

Winternacht mit der Italienerin gesprochen, wo ich sie hatte klagen, ihn sie trösten hören. Ich hatte mir damals kaum die Lage des Schlosses merken können. Ich wußte nur, daß es von einem Graben umgeben war, über welchen, dem Eingangsportal gegenüber, die steinerne Brücke führte; gleich jenseits des Grabens begann der Wald. So fand ich es auch jetzt. Hermann und die Fremde hatten sich auf der andern Seite des Grabens links vor der Brücke befunden. Sie mußten dort am Saume des Waldes gestanden haben. Ich konnte die Stelle ohne Unruhe aufsuchen, ohne daß das Herz mir klopfte, mir sagen: Hier war es.

Ich betrete sie seitdem täglich so; denn gerade an ihr vorüber gelangt man zu einer reizenden Partie des Waldes. Fünf Minuten vom Schlosse hat man in einer kleinen Lichtung mitten zwischen den hohen Bäumen ein wundervoll wildes Gärtchen angelegt. Wild! Ich habe keinen andern Ausdruck für diese kleine Anlage, die dem ersten Blick sich darstellt, als habe seit vielen Jahren kein menschlicher Fuß diesen Fleck Erde betreten und die Natur in voller ausgelassener Laune aus allen Enden der Welt Blumen und Pflanzen, Stauden und Kräuter zusammen und durchein-

ander geworfen. Und doch hat nur ein sonderbar, aber geschmackvoll phantastischer Kunstsinn hier gewaltet.

Die Havixburg gehört dem Alten- und Neuenstein gemeinschaftlich, wie Du weißt. Auf dem Neuenstein haben sie nun einen alten Gärtner, den die Leute ein verdorbenes Genie nennen. Der hat vor vielen Jahren den Gedanken der Anlage dieses Gärtchens mitten in der Einsamkeit und Wildniß des Waldes gehabt und ausgeführt. So wie die Frühlingsluft mild geworden ist, bringt er aus Treib- und Orangeriehäusern, aus Garten und Wald, aus Wiese und Haide zusammen, was im Norden und im Süden, in den Tropenländern wie in den Polarkreisen an Pflanzen grünt und blüht und gedeiht, und wie er es ergriffen, wirft er es zusammen, die Aloe zu der Haideblume, die Magnolie zu der Stechpalme, die Orange zu der Stachelbeere, den Kaffeebaum zu der Brombeere, die dunkle Granat- zu der blauen Blüthe der Flachsstaude, die prachtvolle chinesische Lilie zu der schreienden Schwertlilie; die Rosen blühen überall dazwischen; aber unsere Alpenrose haben sie nicht, die will unsere Alpen, unsere Felsen, unsere Luft. Aber auch ohne sie ist es so schön in diesem phantastischen, wilden Gärtchen mitten in dem stillen

Walde, zwischen den ungeheuren Eichen. Clara und ich gehen täglich hin.

Und vor einigen Tagen hatte ich ein Abenteuer da, und von dem wollte ich Dir erzählen. Hast Du schon von einem Spökenkieker gehört, Nanni? Ich wußte auch nichts von ihm. Da gehe ich neulich mit Clara wieder zu unserem Gärtchen, und am Wege steht ein langer, magerer, aber starkknochiger alter Mann. Er trägt ein Wamms von grober, grauer Leinwand, Kniehosen von demselben Stoffe, trotz des Sommers schwere, wollene Zwickelstrümpfe, ebenfalls grau, und in aller Sommerhitze auf dem Kopfe eine große Mütze von Fuchspelz. Sein Gesicht ist breit und hager und grau wie altes, verlegenes Pergament; seine kleinen Augen sind wasserhell und stechen wie spitze Nadeln. Er stand an unserem Wege, als wenn er auf uns gewartet habe. Wie wir bei ihm ankamen, nahm er seine große Mütze ab, zeigte den Kopf voll dichter, struppiger, grauer Haare, und starrte unbeweglich mit den kleinen, hellen, stechenden Augen nach uns hin. Nicht nach uns Beiden, nur nach mir; ich fühlte es, wie sie mich stachen, in meinen Augen, in meiner Brust. Ich mußte mich von ihm abwenden; ich mußte wieder nach ihm zurückblicken; er stand noch unbe-

weglich; seine Augen folgten mir noch immer. Eine heiße Angst überfiel mich.

Wer ist der Mensch, Clara? Sie kannte ihn.

„Es ist der Spökenkieker aus der Angeler Haide."

Was ist ein Spökenkieker?

„Ein Mensch, der Spuk sieht. Spuk heißt im Plattdeutschen Spök, und sehen heißt kieken, wohl so viel wie gucken."

Und was will er von mir?

„Ich weiß es nicht; fragen wir ihn."

Nein, nein, Clara! Sie sah mich an, daß ich nicht den Wunsch hatte.

„Was fürchtest Du, Natalie? Er ist kein böser Mensch. Er hilft den Leuten, wo er kann."

Ich habe immer Scheu vor Menschen gehabt, die wollten Gespenster sehen oder wahrsagen können. Sie sind entweder Betrüger, aber selten, oder sie glauben an ihr besonderes Vermögen; dann ist etwas Unnatürliches in ihnen, das mich mit Furcht vor ihnen erfüllt.

„Und wenn sie wirklich das besondere Vermögen, die Sehergabe hätten, an die sie glauben?"

So würden sie mich noch mehr ängstigen. Aber es giebt eine solche Gabe nicht.

„Das wissen wir nicht, Natalie. Wir ver-

muthen es nur, weil wir ihre Existenz mit unserem Verstande nicht begreifen können. Ich vermesse mich nicht, sie zu bestreiten; ich müßte die ganze Natur um mich her, den Himmel selbst mit allen seinen Gestalten bestreiten; denn mein Verstand faßt nichts von dem allen. Aber ich will Dir den Grund Deiner Scheu sagen: Die größte Wohlthat, die Gott dem Menschen erweist, ist das undurchdringliche Dunkel, in das er ihm seine Zukunft einhüllt, und der Mensch fühlt die Gefahr seiner Vermessenheit, dieses Dunkel dennoch durchbrechen, undankbar gegen die göttliche Gnade sein zu wollen. Du meinst, ich glaube an die Sehergabe jener Menschen? Ja! Und weil Du daran glaubst, wirst auch Du Dich vermessen. Aber ich will Dir auch noch Eines sagen: Diese Vermessenheit muß keine Sünde sein; Gott straft sie nicht. Dem Drang, die Zukunft zu kennen, hat er in der Brust des Menschen jenen glücklichen inneren Sinn zugesellt, der nur das Günstige glaubt, das Ungünstige aber leicht von sich wirft und vergißt. Frage Du den Mann, denn er hatte Dir etwas zu sagen."

Es war so viele Selbsttäuschung in den Worten Clara's, und doch so viel Wahres. Die ganze Schwäche des menschlichen Herzens war ihre Wahrheit; auch die Schwäche des meinigen.

Am Abend, als ich allein war — Clara schrieb in ihrem Zimmer an ihrem Tagebuche — meldete meine Kammerfrau einen fremden Mann, der mich zu sprechen wünsche. Ich kenne ihn schon, ich sei ihm heute begegnet, als ich mit dem Fräulein zum Garten gegangen sei. — Ich ließ ihn mir doch durch die Frau beschreiben. Es war der Spökenkieker, ganz, wie wir ihn am Tage gesehen hatten. ch hatte nur einen kurzen Kampf mit mir zu kämpfen, Nanni.

Hat Jemand außer Ihnen den Mann gesehen? fragte ich die Frau.

„Nein. Er kam heimlich zu mir, als ich allein war. Er muß Bescheid im Schlosse wissen."

Führen Sie ihn zu mir. Niemand soll es erfahren.

Sie führte den Fremden zu mir. Es war der Spökenkieker. Mich wollte doch ein leises Zittern befallen, als ich mit ihm allein war. Er sah es.

„Gnädige Frau, Ihr braucht Euch nicht vor mir zu fürchten. Ihr habt ein unschuldiges Herz, und die reinen Herzen stehen unter dem Schutze Gottes, und darum sollt Ihr auch durch meinen Mund vernehmen, was der Herr mir in einer schweren Sache für Euch geoffenbart hat."

Es waren wohl sonderbare Worte; aber sie

waren mit einer so ruhigen Zuversicht und mit einem so milden Tone ausgesprochen. Ich sah den Mann näher an. Seine Augen waren nicht mehr stechend. Ich vermochte nicht einmal Schwärmerei darin zu entdecken. Sein Gesicht war mild, wie der Ton seiner Stimme. Man konnte Vertrauen zu dem Greise fassen, der so kräftig und ruhig und klar dastand.

Wer seid Ihr? fragte ich ihn.

„Ich bin der Spökenkieker von der Angeler Haide."

Und wie nennt Ihr Euch?

„Sie nennen mich den Spökenkieker. Einen andern Namen habe ich nicht mehr, seitdem meine Frau todt ist. Sie starb mit unserem letzten Kinde. Das sind dreißig Jahre her — eine lange Zeit."

Und wie nannte Euch Eure Frau?

„Christoph nannte sie mich. Aber seitdem habe ich den Namen nicht mehr gehört, wie ich Euch sagte. Und vorher hatte mich auch schon wohl seit dreißig Jahren kein anderer Mensch so genannt, als sie. Ich war schon als junger Bursche der Schafhirt in der Haide, und schon als ich erst vierzehn Jahre alt war, kam das Gesicht über mich, des Nachts in der Haide, unter dem Galgen,

der auf dem Hügel stand. Er ist nun schon lange fort, und nur wenige Menschen, die noch leben, mögen außer mir ihn gesehen haben. Ich wußte es längst vorher, daß er fort müsse. Die daran waren gehenkt worden, sagten es, wenn ich in der Nacht unter ihm stand. Um die Mitternacht kamen sie zusammen und erzählten sich von den alten Zeiten, da sie waren gehenkt worden, und sie wußten auch von künftigen Zeiten zu sprechen, und daß man bald auf der Angeler Haide keinen Galgen mehr sehen werde. Dann werde ein anderes Regiment im Lande sein; das werde von Osten kommen mit großen Adlern, die alle Welt anbeißen wollten; aber sie seien doch nur Kukuke und werden nicht lange bleiben; denn ein großes Volk mit kleinen Adlern werde kommen, von der andern Seite, von Westen, die verjagen die anderen, und es werde schwere Kriegszeit über das Land hereinbrechen; die werde dauern, bis auch die kleinen Adler wieder verjagt seien, und die werden verjagt werden durch das Kreuz, und mit dem Kreuze werde dann lange Jahre Friede sein. Aber die durch das Krenz gesiegt hätten, werden dann selbst es verachten und mißhandeln, und das werde ihr Untergang sein, und im Lande werden keine Fremden mehr herrschen. — Das

Alles und Manches dazu erzählten sie mir unter dem Galgen, und es ist schon lange über sechzig Jahre her, und ich war damals ein Bursche von fünfzehn Jahren, und ich verkündete es den Leuten wieder, und sie wollte mir nicht glauben. Als dann aber die großen Adler vom Osten kamen und schon nach drei Jahren von den kleinen Adlern aus dem Westen wieder vertrieben wurden, da glaubten Sie mir und sie erkannten, daß ich ein Spökenkieker sei, und sie nannten mich so und vergaßen meinen anderen Namen."

Er schwieg, indem er still vor sich hinblickte. Ich mußte ihn noch einmal betrachten. Hatte ich Einbildungen der kranken Phantasie eines Irren von ihm vernommen, oder Märchen eines Betrügers? Sein Gesicht zeigte Treue und Ehrlichkeit; sein Aussehen war das eines klaren, besonnenen Mannes. —

Ihr wolltet mir etwas über mich sagen? fragte ich ihn. —

„Nicht über Euch, gnädige Frau. Aber es ist für Euch." —

Und was ist es?

„Ihr waret einmal im vorigen Winter hier, mit den Herrschaften, die in den Schlitten hergekommen waren." —

Ich war hier. —

„Und mit Euch war Euer Mann da." —

Auch er war da. —

„Und dann war eine Frau hier, die nicht zu Euch gehörte. Eine Fremde war sie, und Ihr sahet und hörtet sie; aber Ihr wißt nicht, wer sie war. Ich aber kann es Euch sagen." —

Wer war sie? —

„Eine Mörderin, die ihren Mann vergiftet hat und —"

Er brach plötzlich ab. Ein schwerer Schreck zog mir durch den ganzen Körper. — Fahrt fort, konnte ich kaum hervorpressen.

Aber er fuhr nicht fort. Er war auf einmal ein anderer Mensch geworden. Er starrte in einen Winkel des Zimmers. Aus seinen Augen schien ein heller Schein hervorzuleuchten; sein fahles Gesicht röthete sich. So stand er lange unbeweglich. Dann wandte er die Augen zu mir. Sie waren zum Entsetzen leuchtend, stechend. Es war mir, als wenn zwei glühende Pfeile sich mir in das Herz bohren wollten. Ich wollte aufspringen, der Kammerfrau zu klingeln.

„Bleibt!" trat er mir entgegen. Ich sank in das Sopha zurück.

„Bleibt ruhig da sitzen," wiederholte er, „und

lasset mich hören, was Ihr mir zu sagen habt, und höret dann mir zu, was ich Euch verkünden werde."

Ich blieb. Schreck und Angst lähmten mir die Glieder. Er starrte wieder in die Ecke des Zimmers; die Augen glänzten ihm wieder so sonderbar; das graue Gesicht wurde ihm röther. So stand er wieder lange; zuerst stumm und als wenn er fernen, leisen Worten lausche; dann sprach er langsam, in Pausen, halb zu mir, halb vor sich hin, als wenn er jedesmal mittheile, was er sehe und höre: „Sie sind wieder da. Der Galgen ist lange fort, aber die Hügel sind noch da, und ihre Gebeine sind noch da, unter dem Haidekraute, und da müssen sie noch immer kommen und erzählen sich. — Und sie sind so besonders rührig heute, und lustig gar. — Der Scharfrichter werde zu thun bekommen. — Aber ohne seinen Henkersknecht. — Und nicht mit dem Schwerte wie in den früheren Zeiten — und auch nicht mit dem Beil, wie heutzutage. — Aber mit einer rothen Schnur werde er kommen, die lege er dem Mörder um den Hals, daß er sie sein Leben lang trage; das sei seine Strafe, weil er ein vornehmer Herr sei, die man nicht mehr köpfe. — Sie lachen; so lustig. Es kommen auch wieder andere Zeiten, sagen sie, mit gleichem Recht für Alle —"

Kann ich Dir die Angst beschreiben, Nanni, mit der ich da lag? Es sind irre Reden, sagte ich mir vergebens, Worte des Wahnwitzes. Er stand wieder stumm. Dann wandte er sich wieder zu mir: „Sie sind fort. Sie wollten mir wohl nur einen Narrenspuk vormachen. Ich sah ja nichts."

Er wollte gehen. Aber er hatte mir noch nichts von dem gesagt, was er mir hatte mittheilen wollen. Er hatte es vergessen. Seine Augen waren matt; sein Gesicht war grauer, fahler als vorher. Ich mußte ihn fragen.

Ihr wolltet mir von der fremden Frau erzählen. Er sah mich fragend an. Dann fiel es ihm wieder ein. Aber er schüttelte der Kopf.

„Jetzt nicht. Die Gedanken an die Frau sind nicht mehr bei mir. Aber über Nacht werden sie wieder kommen. Seid morgen da, wo ich Euch heute traf; morgen früh um Acht; aber allein." Damit ging er. Er ließ mich doch in Unruhe zurück.

Aber waren es denn nicht wirklich Worte des Wahnwitzes, die ich von ihm vernahm? Er ist ein Greis von achtzig, vielleicht noch mehr Jahren. Er hat schon als Knabe, da er einsam in der weiten, menschenleeren grauen Haide die Heerde hütete, seinen Träumen nachgegeben, sich phanta=

stische Bilder geschaffen, die er anfangs für wahr ausgab, nachher selbst für wahr hielt, als er sah, wie das Volk an sie glaubte, das nun einmal hier im Lande seine Spökenkieker hat und haben muß. So ist nach und nach ein Zustand nahe dem Irrsinn über ihn gekommen; das kindische Wesen des Greisenalters ist hinzugetreten, und das Volk glaubt aus alter Gewohnheit dem alten Manne umsomehr. Ob ich ihn morgen aufsuche? Ich weiß es noch nicht.

Hermann geht es gut in seiner Haft. Der Commandant hat ihm von selbst mehr Freiheiten verstattet. Er kann in dem Hofe der Citadelle immer frei umhergehen, in Begleitung eines Unteroffiziers sogar täglich die Stadt besuchen. Seine Lectüre war ihm schon früher unbeschränkt. Er glaubt diese Veränderung einer höheren Weisung zuschreiben zu dürfen, und er gründet die Hoffnung darauf, daß er zur Zeit meiner Entbindung einen Urlaub hierher, wenn nicht gar seine völlige Begnadigung erhalten werde.

Könnte man den Urlaub ihm verweigern wollen?

Drei Tage später.

Ich schreibe Dir in einer sehr traurigen

Stimmung, Nanni. Ich kann Dir nicht sagen, wie schwer es mir auf dem Herzen liegt. Ich habe mich drei Tage lang sammeln müssen, ehe ich die Feder zum Schreiben aufnehmen konnte. Ich habe so viel weinen müssen in diesen drei Tagen und Niemand durfte meine Thränen sehen. Und was wird weiter werden? Aber höre mir zu, Du einziges Herz, dem ich mich anvertrauen muß. Hätte ich doch an meiner Furcht vor dem wahnwitzigen Greise festgehalten! Wahnwitzig? — Es zog mich zu ihm hin an dem andern Morgen. Das Wunderbare, das Schreckhafte, das Grausige — es hat ja die wunderbar grausige Gewalt der Anziehung für den Menschen. Er wartete auf mich an der Stelle, die er mir bezeichnet hatte. Er stand da, wie am Abende vorher, in demselben Anzuge, die große Pelzmütze in der Hand, mit den stechenden grauen Augen mich durchbohrend. Als ich ihn erreichte, setzte er sich in Bewegung. — „Folgt mir!" sagte er. Er ging in den Wald, den Weg zu dem kleinen Waldgarten. Mich überfiel doch plötzlich ein Grausen. Ich schwankte, ob ich ihm folgen solle. Ich ging unwillkürlich langsamer. Er sah sich nach mir um, wie verwundert, fast drohend. Ich hatte nicht mehr den Muth der Umkehr. Es war mir, als wenn ich

in seiner Gewalt sei. Er ging in das Gärtchen. Ich setzte mich erschöpft auf eine Bank. Er stellte sich vor mich. Er blickte mich eine Weile schweigend an. Dann starrte er in eine andere Richtung. Zehn Schritte von uns standen in einem kleinen, engen Kreise bunt durcheinander und alle in ihrer vollsten Blüthe hohe Rosenstöcke, dunkle Granaten, heller Goldregen, weiße Lilien, krause Orangen mit ihrem bezaubernden Dufte. Die Morgensonne schien klar und hell auf sie herab; der nahe Wald sandte ihnen seine erfrischende Kühlung zu. Dahin standen die Augen des Spökenkiekers.

Auf einmal wandte er sich zu mir. — „Ich sollte Euch von der fremden Frau erzählen?"

Ich wollte es.

„Und ich muß es. Seht Ihr die Rosen dort?"

Ich sehe sie.

„Da ist auch ein Mord geschehen."

Ich wollte entsetzt die Augen von der Stelle wegwenden. — „Nein, seht nur hin. Ihr sehet kein Blut an. Die Rosen sind roth, aber es ist ein anderes Roth. Und von dem grauen Gift fließt kein Blut; es gerinnt dem Menschen nur in den Adern und die Augen werden ihm so glänzend davon und dann so glasig. Aber blickt

nur hin, blickt nur hin. Die Mörderin könnt Ihr noch sehen. — Warum schaut Ihr nicht hin?"

Ich sehe ja nichts! stöhnte ich.

„Nichts? Nichts?"

Seine Augen leuchteten wieder in jenem entsetzlichen Glanze, wie des Abends vorher; sein graues Gesicht überzog sich wieder mit der hellen, fliegenden Röthe. So stand er unbeweglich und starrte nach der Rosengruppe und sprach langsam, in Pausen, mit heiserer und leiser Stimme: „Auf der Bank, die da steht — die Rosen hingen so schön über ihr."

Es war keine Bank da, es war nichts da, als alle die blühenden Stauden.

„Auf der Bank da sitzen sie — Beide, dicht beisammen — das schöne, wilde Weib, der bleiche, junge Herr — sie erzählt ihm von seinem Lieb — von der schönen, weißen Blondine — sie spricht ihm von dem Liebes- und Eheglück, das seiner harre — sie lächelt ihm mit den falschen Augen zu; ihr falscher Mund hat die süßen Worte; ihre Hände waren noch falscher. Seht Ihr den goldenen Wein, der auf dem kleinen Tische vor ihnen steht? Ihre Hände haben das Gift hineingemischt, dort hinten in dem stillen, verschwiegenen Kämmerlein. Ich habe es auch gesehen. Wer unter dem

Galgen geschlafen hat und die Gehenkten sind zu ihm gekommen und haben mit ihm geredet, der sieht Alles. — Jetzt schenkt sie ihm den Pokal ein. Wie das perlt, wie es hell und klar ist, und so rein wie Gold — sie hatte gut gerüttelt. — Auf Blondinens Wohl, mein Bruder! Ihr müßt austrinken! — Er leert das Glas bis auf die Neige. Sie hat das ihre nicht einmal mit den Lippen berührt. Er sieht es nicht. Er denkt nur an die schöne, weiße Blondine. — Er leert das zweite Glas. — Sie ist Herrin auf dem Altenstein. — Aber sie trägt ein Kind unter ihrem Herzen, und das Kind muß nun auch ein Mörder werden. —"

Mensch, Mensch! schrie ich, wie in Todesangst. Ich wollte aufspringen. Er drückte mich nieder. Er sah mich wieder verwundert an.

„Was wollt Ihr? habt Ihr nie von dem Fluche gehört, der die Kinder im Mutterleibe trifft? Bis in das vierte Glied, sagt die Bibel. Ja, ja, und die Bibel ist Gottes Wort. Und der Sohn der Mörderin mußte auch ein Mörder werden. Ihr wollt von mir wissen, wer die fremde Frau war, die Ihr hier in jener Nacht mit ihm reden hörtet? Sie war auch ein schönes Weib, die auch ihrem Manne ein graues Pulver in den

Wein gemischt hatte, und zur Mörderin war sie durch ihn geworden, durch ihn, den Sohn jener Mörderin, den sie liebte und der sie wieder liebte, in sündhafter, ehebrecherischer Liebe. Und als es zu spät, als es geschehen war, da bekam er ein Grauen vor dem Weibe und er entfloh ihr, und sie verfolgte ihn und suchte ihn auf durch die Welt und hatte ihn gefunden, hier, auch hier, wo der Fluch ihn schon im Mutterleibe getroffen hatte, und —"

Ich weiß nicht, ob er noch weiter sprach. Mir schwanden die Sinne. Ich fühlte nur noch, daß ich zurücksank; ich sah nur noch seine glühenden Augen; ich hörte ein Brausen und Rauschen, als wenn der Sturm durch den Wald wehe und alle die alten, mächtigen Eichen auf mich niederstürzen wollten. Dann sah und hörte ich nichts mehr; ich hatte das Bewußtsein verloren. Wie lange ich so auf dieser Bank gelegen hatte, ich weiß es nicht. Als ich erwachte, war ich allein; der entsetzliche Mensch war fort. Aber die Worte, die er zu mir gesprochen hatte, tönten mir wieder in das Ohr, hallten in meinem Innern wieder. Ich mußte bitterlich weinen. War der Mann ein Irrer? Hatte er Worte des Wahnsinns zu mir gesprochen? Hatte nicht auch schon der Onkel Clemens von

der Vergiftung seines armen Bruders Adolph gesprochen? Und daß es hier auf der Havixburg geschehen sei? Und hatte nicht auch er Hermann's Mutter als die Mörderin bezeichnet? Und wenn dieser eine Mord wahr war und der Greis ihn kannte, könnte nicht auch der andere wahr und zu seiner Kenntniß gelangt sein? Hatte denn nicht schon so oft der Verdacht in meiner Brust aufsteigen wollen, hatte ich ihn nicht immer gewaltsam, mit so manchem schweren Kampf zurückdrängen müssen? Hat er sich nicht auch Dir aufgedrängt, Nanni? Antworte Dir aufrichtig. Wenn Du auch nicht schon an unserem Hochzeitstage, da der Vetter Gustav von dem Morde und den unbekannten Mördern erzählte, an Hermann denken mußtest, konntest Du dem Gedanken wehren, als ich Dir von jenem Begegnen der Italienerin mit Hermann hier auf der Havixburg schrieb; dann wieder von dem geheimnißvollen Aufenthalte der Frau bei dem Pfarrer in Angeln, und dem Briefe, den Hermann erhielt und der nur von ihr herrühren konnte? Ließ nicht das Alles nothwendig auf ein Verbrechen, auf jenen Mord schließen? Und wenn für uns, für mich so Manches, das Ganze, noch in Dunkel eingehüllt ist, kann nicht der Greis, der hier Alles kennt, der Alles wissen

muß, der auch jenen vor einem Vierteljahrhundert hier verübten Mord erforscht hatte, auch von diesem neuen, in der Ferne verübten Verbrechen Kunde erhalten haben? Durch Spioniren in der Pfarre zu Angeln, wo die Fremde sich längere Zeit aufhielt? Durch Behorchen selbst zwischen Hermann und der Frau in der Nacht der Schlittenfahrt? Durch so vieles Andere, von dem ich nichts weiß? Denn war nicht auch nach dem Empfange jenes Briefes Hermann zu der Frau geritten? Stand nicht ferner die Anwesenheit meiner Schwiegermutter mit jener Frau und ihrem Verbrechen und dann auch einer Theilnahme Hermann's an diesem in einer unzweifelhaften, wenn mir auch noch unklaren Verbindung?

Und Hermann sagte mir nie etwas! Was soll werden, Nanni? Es waren schwere, entsetzliche Gedanken, die mir die bitteren Thränen auspreßten. Ich mußte sie lange, lange einsam weinen. Ich hörte Schritte, die sich dem Garten nahten. Wie hätte ich einen Entschluß fassen können über das, was von mir zu thun sei? Nur Eins stand bei mir fest: Kein Anderer durfte erfahren, was geschehen war, durfte ahnen, was mir das Herz zerriß. Ich trocknete meine Thränen. Clara nahte sich mit dem Onkel Clemens,

der wie gewöhnlich am Morgen gekommen war. Sie hatten mich im Schlosse vermißt, mich überall aufgesucht, endlich mich hier aufgefunden. Sie erschraken über mein verstörtes Aussehen. Ich sagte ihnen, daß mich auf dem Spaziergange eine Ohnmacht überfallen habe. Es war ja wahr.

Die Folge war die dringende Bitte, zum Altenstein zurückzukehren. Der Anfall könne sich wiederholen; ich sei auf der Havixburg ohne Hülfe; was solle die arme Clara mit mir machen? Sie hatten Recht. Wir gehen morgen zum Altenstein zurück. Hätte ich auch ohnehin noch hier bleiben können? Steht nicht überall hier das Bild des Irren vor mir, mit den schrecklichen Bildern des doppelten Verbrechens? Bilder, die nicht seinem Wahnsinn entsprossen sind, die der Wahrheit angehören? Gehören diese der Wahrheit an? Auch das zweite Verbrechen? Aber kann ich zweifeln? Und Hermann sagte mir nie etwas! Und er kann in wenigen Tagen hier sein, zu jener schweren Stunde, in der sein Trost, sein Auge mir Alles sein würde, in jenem seligen Augenblick dann, in welchem wir gemeinsam unser Kind —

Aber ist denn dieses Kind nicht auch zur Sünde, zum Morde, zum Fluch geboren? Bis in das vierte Glied, sagte er.

Aber kann denn Hermann ein Verbrecher sein? Trat denn nicht jene brave, alte Frau Menges ein, die ihn von seiner frühesten Kindheit an gekannt hat? Mußte ich es ihr nicht geloben, an ihn zu glauben? Versprach, schwor ich es denn nicht ihm, nicht mir selbst, so oft, in jenen Stunden, da sie ihn auf den Tod verwundet zurückgebracht hatten, da ich an seinem Bette knieete? Schwur ich es nicht zu Gott? O Gott, gieb mir Kraft, daß ich nicht wahnsinnig werde! — Bete für mich, Nanni!

XXVIII.

Modeste v. Alten an Nanni Leuzinger.

„Mein verehrtes Fräulein!

Ich habe mich des sonderbarsten Auftrages an Sie zu entledigen, der wohl je einer unverheiratheten jungen Dame an eine andere geworden ist. Ich muß mich nämlich beehren, Ihnen mitzutheilen, daß gestern Abend um 8 Uhr 10 Minuten Freifrau Natalie v. Alten zum Altenstein, geborne v. Wildegg, unter Gottes gnädigem Beistande glücklich von einem Knäblein entbunden worden ist. Ich habe zugleich zu bitten, diese er-

freuliche Nachricht Ihrem Herrn Onkel und seiner Frau Gemahlin, dem Herrn und der Frau Oberst von Wildegg, mit dem Zusatze mittheilen zu wollen, daß Mutter und Kind sich den Umständen nach wohl befinden. — Das mein Auftrag, mein Fräulein. Und nun erlauben Sie mir, noch ein paar Worte beizufügen.

Mein Schreiben an Sie ist das Resultat eines großen Familienrathes. Meine Mutter sollte Ihrer Frau Tante schreiben. Aber sie war zu „echauffirt", sie war seit gestern Morgens nicht von Nataliens Seite gekommen. Da sollte der Onkel Clemens an den Herrn Obersten schreiben. Er setzte sich auch hin, zerbiß drei Federn, zerriß zehn angefangene Briefbogen und erklärte endlich erschöpft, es gehe nicht mehr mit dem Schreiben, wenigstens nicht mit solchem; lieber wolle er wieder Lieutenant werden und einen Zug führen, gar in der preußischen Armee. Er schlug Clara vor, die Herzensfreundin Nataliens. Dagegen empörte ich mich; Clara ist ja halb Kind, halb Nonne. Ich schlug dagegen vor — Sie können es sich denken — die Cousine Arabella. Aber die tugendhafte Dame präparirte durch eine so furchtbare Prise sich zu einer entsetzlichen sittlichen Entrüstung gegen mich, daß ich vor deren Ausbruch eilends die Flucht

ergriff, mich in mein Schreibkämmerlein fest einschloß und — jetzt hier sitze und an Sie schreibe.

Die kleine Geschichte hat übrigens ihre kleine Moral, und zwar für Sie, mein liebes Fräulein. Ich habe vernommen, daß Sie Ihre dortigen Zustände als etwas klein und eng und die unsrigen hier als frei und großartig und wohl gar noch höher stehend ansehen. Hm, mein verehrtes Fräulein, die Menschen sind eben überall Menschen, das heißt Wesen mit dem Gesellschaftstriebe, und die Gesellschaft besteht überall aus einer Verbindung, die sich allen möglichen Zwang auflegt, um sich das Leben langweilig zu machen. Nehmen Sie zum Beispiel die Ehe —

Aber entschuldigen Sie mich — ich spreche da gegen Sie Ansichten aus, über die Sie, wenn ich recht unterrichtet bin, völlig mit mir einverstanden sind, also jedenfalls sich bereits ein klareres Urtheil gebildet haben, als ich.

Noch Einiges über unsere liebe Natalie gestatten Sie mir dafür. Ich habe sie in der letzten Zeit bedauert und bewundert. Sie kam vor vier Wochen sehr angegriffen aus der Festung zurück. Der Aufenthalt in der Ruhe und Waldfrische der Havixburg that ihr darauf wohl, konnte ihr dennoch ihre frühere Kraft und Heiterkeit nicht wieder-

geben. Wir sollten das nicht gewahren; sie zeigte sich stärker und munterer als sie war; der Zwang trug vielleicht mit dazu bei, daß sie nicht ganz genas. Dazu die Sehnsucht nach ihrem gefangenen Mann. Sie hatte ihn endlich so sicher für diese Tage hier erwartet. Es war ihr einziger Trost. Hermann konnte nicht kommen. Man gab ihm keinen Urlaub.

Kein Wort weiter darüber.

Nataliens Kindchen — meine Mutter findet es hübsch, Clara reizend, allerliebst; ich finde alle kleinen Kinder häßlich. Aber nein, dieses nicht. Es wird mir so wehmüthig um das Herz, wenn ich das kleine, zarte Wesen ansehe, an dessen Geburt sein Vater nicht stehen konnte, das noch so lange seine Liebkosungen entbehren soll.

Leben Sie wohl, mein Fräulein. Natalie sendet Ihnen ihre besten Grüße. Ich vereinige damit die meinigen. Natalie ist seit drei Tagen wieder auf dem Altenstein. Sie hätte in der Havixburg der besseren Pflege, die sie hier findet, entbehren müssen."

XXIX.

Natalie an Nanni.

Der Onkel ist todt! Unser lieber, guter, braver Onkel! Ja, er war alt; er wäre in weni=

gen Monaten achtzig Jahre alt geworden; er war schon seit einem halben Jahre hinfällig; er wurde immer müder und matter; er sehnte sich selbst nach seiner Erlösung, nach der ewigen Ruhe; Du hättest mir noch mehr Gründe schreiben können, um die Nachricht weniger erschütternd für mich zu machen. Sie war dennoch der schwere Schlag für mich! Hat unsere brave Tante um das Alles weniger gelitten? O, die arme Tante! Und ich bin wieder so weit von ihr! Ich kann ihr keinen Trost bringen; ich kann nicht mit ihr trauern! Der Onkel todt! Welch ein edler Mann ist von uns geschieden! Er war der Letzte unseres alten, edlen Geschlechtes. Niemand wird mehr den Namen tragen. Niemand wieder? Warum schreibe ich denn die entsetzliche Frage nieder? Tröste die Tante, Nanni. Bald helfe ich Dir! Ja, ja! Wird Dir der Sinn der entsetzlichen Frage klar, die ich eben niederschrieb? Klar? Kann ich denn selbst sie mir klar machen? Alles, das ganze Leben liegt wie erdrückend, betäubend auf mir.

Auch wir haben hier einen schweren Todesfall gehabt. Vor acht Tagen starb plötzlich die Frau des jungen Schulzen zu Berenbrok. So heißt jetzt Johannes, der Sohn der Frau Sunderhof. Die junge, seit wenigen Monaten verheirathete

Frau hatte auf dem Boden des Hauses nach etwas sehen wollen. Sie war eine sorgsame Hausfrau, die gern nach Allem im Hause sah. Sie kommt an eine Bodenluke, die für gewöhnlich zugelegt ist. Sie ist eilig, es ist auf dem Boden dunkel; sie sieht nicht, daß die Luke geöffnet ist, fällt hinunter auf die steinerne Dehle, wird furchtbar zerschmettert, ist auf der Stelle todt. Es ist ein großes Unglück. Die junge, blühende Frau! Der arme Johannes! Die arme Clara! Ich fürchte, sie ist die Unglücklichste. Sie selbst brachte mir zuerst die Nachricht. Von dem Berenbrok war der Unglücksfall sofort zum Sunderhofe gemeldet. Leute vom Sunderhofe hatten ihn auf dem Neuenstein erzählt. Clara war leichenblaß geworden, als sie ihn hörte. Sie hatte sich auf ihr Zimmer flüchten müssen. Dort saß sie eine ganze Stunde, erzählte sie mir. Ich konnte keinen Gedanken fassen. Nur das Bild der zerschmetterten Todten stand vor mir. Nur Johannes' Unglück! Nur mein eigenes! Dann hatte sie zu mir müssen, um zu weinen. — „Allein konnte ich es nicht!" sagte sie. „Hier werde ich es können, an Deiner Brust. Du hast ja auch Leid. Ich sehe es, wenn ich auch nicht weiß, was es ist."

Sie weinte an meiner Brust. Ich weinte mit

ihr über ihr, über mein Unglück. Ihre Thränen öffneten mir ihr Herz ganz.

„Ich hatte mir die Ruhe wiedergewonnen," gestand sie mir, „Johannes wurde von seiner Frau geliebt. Die Liebe der braven Frau goß Balsam in sein wundes Herz, heilte es mehr und mehr, stärkte auch in ihm immer mehr die klare, heilige Gattenliebe, breitete über ihn den Frieden, das Glück der Pflichterfüllung. Nur in seinem Glücke lebte ja ich. Da kommt dieses. Es ist vorbei mit uns, mit ihm, mit mir. Wir werden in die wildesten Kämpfe des Herzens, der Leidenschaft zurückgeworfen. Gegen sie schützt nichts, nicht die Einsamkeit des Klosters, nicht einmal das Gebet. Ich habe es erfahren."

Auch ich habe es ja erfahren, Nanni! — Am andern Tage fuhr ich zum Sunderhofe. Es war meine erste Ausfahrt seit meinem Wochenbett. Zum Gehen war ich noch zu schwach. Die erste Frage der Frau Sunderhof war: „Was macht Clara?"

Sie ist tief ergriffen! Sie ist unglücklich! war meine Antwort.

„Ich hatte es gefürchtet," sagte sie. „Das Unglück trifft gerade sie am meisten. Und auch ich habe keinen Trost für sie. Ich hatte ihn immer. Diesmal nicht! Lassen Sie sie den-

noch zu mir kommen," sagte sie dann; „aber allein."

Ich theilte Clara die Bitte der Frau mit. Sie war zu ihr gegangen. Sie kehrte ruhiger zurück.

„Schon der Anblick dieser klaren Frau," sagte sie, „erfüllt das Herz mit stiller, seliger Ruhe."

Nur mir nicht mehr, Nanni! Und wird die arme Clara lange zufrieden bleiben können? Auch Modeste? Sie ist glücklich, jedesmal, wenn sie einen Brief von dem Prinzen erhalten hat.

„Es giebt noch Treue in der Welt!" sagt sie dann, und sie hat in den Augen Freudenthränen.

„Der Wahnsinn geht auf der Welt nicht zu Ende!" sagt sie am andern Tage. „Ist es nicht Wahnsinn von mir, an seine Treue, an eine Verbindung mit ihm zu glauben?"

Und an den folgenden Tagen brütet sie über dem Gedanken und sie muß ihm gegen mich Worte geben: „Weißt Du, Natalie, was zuletzt allein bleiben wird? Der Wahnsinn! Ich habe so oft im Theater über die wahnsinnige Ophelia lachen müssen, wenn sie so recht theatralisch mit den Feldblumen im Haar auftrat und den Zuschauern so recht deutlich machen wollte, daß sie eine Wahnsinnige sei. Ich konnte nur die eifrige, sorgsame

Schauspielerin sehen, die schwitzte, um nicht aus der Rolle zu fallen, während um mich her Thränen flossen und es den Leuten kalt und heiß über den Rücken lief. Ich werde meinen Lohn für mein Lachen erhalten. Aber ich werde Haideblumen anstatt Feldblumen nehmen.“ Sie sucht die furchtbare Angst ihres Herzens wegzuspotten. Kann je der Mensch Herr über seine Angst werden? —

Warum erzähle ich Dir nichts von mir? fragst Du mich, Nanni. Ich wollte Herr über meine Angst werden; auch ich. Darum schrieb ich Dir von den Anderen. Aber das Unmögliche kann man nicht. Ich bin eine Heuchlerin geworden, Nanni. Ich wollte Dir vorheucheln, mir selbst. Es war mir nicht möglich. Ich bin unglücklich. Ich kann es nicht mehr verbergen, Dir nicht, mir nicht. Ich versuche es nicht mehr. Nur gegen Einen heuchle ich noch. Hermann weiß noch nichts von meinem qualvollen Zustande. Darf er ihn kennen? Müssen nicht meine Briefe ihm Alles verbergen? Und doch meine ich, er müsse aus ihnen Alles herauslesen, wie sehr ich jedes Wort auf die Wagschale lege; eben weil ich dies thue. Aber er merkt, er ahnt nichts.

Und was ist das, Nanni? Muß er nicht durch jedes dieser gekünstelten Worte in mein Herz

blicken? Und wenn es nicht der Fall ist — und es ist nicht der Fall — was ist der Grund? Er will nicht sehen, weil er nicht sehen darf. So ist auch er nicht wahr gegen sich, gegen mich. War er es gegen mich je? War er es je gegen sich selbst? Hätte er mir seine Hand reichen können, wenn er es war? Gegen Gott heuchle ich nicht.

Noch immer ist von einer Begnadigung Hermann's keine Rede. Ich bete täglich zu Gott, er möge das Herz des Königs lenken, daß er meinen Mann nicht begnadige. — Wie viele Gattinnen, wie viele Kinderthränen flehen um das Gegentheil! Ich muß mein Herz verhärten. Könnte ich jetzt Hermann wiedersehen? Aber wann werde ich es können? Gleichviel! gleichviel, wenn ich es nur jetzt nicht muß. Und mein Kind? Es ist ein so feines, zartes, schönes Knäblein! Es ist wohl zu zart. Clara's Mutter sieht es manchmal mit Besorgniß an. Sie sprach ein paar Mal allein mit dem Arzte. Der Arzt bat mich schon zweimal, es zu entwöhnen. Ich nähre es selbst. Es war schon früher mein Vorsatz; es war ja eine Mutterpflicht. Da erzählte der irre Greis mir von dem Fluche, der das Kind verfolgt. Von der Großmutter, von dem Vater folgt er ihm. Die Milch der Mutter ist des Kindes Segen.

Konnte ich ihm den Segen entziehen? Kann ich es noch? Ich soll es einer Amme übergeben, wollen sie. Ich sei in der letzteren Zeit zu viel von Kräften gekommen; schon lange, schon seit Monaten; zuerst habe es der Aufenhalt in der engen, dicken Luft der Festung gethan; dann die Trennung von Hermann, die Sehnsucht nach ihm. Gut, daß sie es meinen. Aber mein Kind gebe ich keiner Amme. Es ist mir, als würde ich sein Leben hingeben, wenn ich es müßte. Und wenn es nur Eigensinn von mir wäre? Wenn ich ihm durch meinen Eigensinn den Tod gäbe?

O, Nanni! wärst Du hier, wäre die Tante hier! Könnte ich mich mit Euch berathen! Könntet Ihr mich trösten! Ich würde die arme Tante ja wieder trösten. Wir Alle würden uns gegenseitig aufrichten, stützen.

Ich bin hier so allein — noch immer — ich werde es immer bleiben — eine Fremde in der Fremde. Könnte ich hier einem einzigen Menschen mein Herz offenbaren! Clara konnte für ihr Herz Trost an dem meinigen suchen; selbst Modeste mußte alle ihre Geheimnisse aufdecken, wenn sie nicht in ihrer Angst, wie in ihrer Freude untergehen solle. Ich muß Alles, Alles auch gegen sie in mir verschließen. Warum kann ich nicht,

was sie konnten, was sie wußten? Warum habe ich kein Vertrauen zu ihnen, auch zu Clara nicht, mit ihrer Liebe, ihrer Treue eines Engels?

Es ist die Fremde, Nanni, das fremde Land, der fremde Boden, die fremde Luft. Sie sind hier in ihrer Heimath; da kennen sie Alles, daß sie ihm vertrauen können; da stehen sie so fest, so sicher; da können sie auch den Fremden die Herzen erschließen. Ich bin hier immer eine Fremde. Mir bleiben sie immer Fremde. O Heimath, süße Heimath! Und ich wußte es ja vorher, daß ich in dem fremden Lande, in dem fremden Leben zu Grunde gehen müsse. Was soll werden, Nanni, wenn Hermann zurückkommt? Fesselte mein Kind mich nicht hier —

Ich habe es einer Amme übergeben müssen, seit drei Tagen. Der Arzt war täglich gekommen, nach ihm zu sehen. Ich sah sein Gesicht täglich besorgter. Noch fragte er mich nur, ob ich von meinem Entschluß gar nicht abgehen könne. Dann forderte er es entschieden von mir; das Leben des Kindes stehe auf dem Spiele, mein eigenes.

Mein eigenes? Ein bitterer, feindlicher Trotz flog in mir auf. Aber das Leben des Kindes? des armen, kleinen, hülflosen Wesens? Hätte ich

es fremd an der Landstraße gefunden, würde ich mich nicht seiner erbarmt haben? Und — und wenn das Kind gedeiht an der Brust der Amme — wenn es meiner Pflege nicht mehr bedarf —

Gestern war plötzlich das Gerücht verbreitet, Hermann sei begnadigt; der König habe ihm den Rest der Strafe erlassen; er werde in drei Tagen hier sein. Der Onkel Clemens brachte die Nachricht aus der Stadt mit. Der Schreck lähmte mir die Glieder. Sie hielten es für Glück, für Freude. Dann kamen fast wilde Gedanken über mich. Wie kommst du fort von hier? Noch in der heutigen Nacht? Wirst du Abschied von deinem Kinde nehmen können? Wirst du es ohne Abschied verlassen können?

Am Abend kam ein Brief von Hermann, das Gerücht war auch in der Festung gewesen; es war ein falsches.

Mich trieb es heute in die Haide, in die große Angeler Haide. Man sieht ihr Ende nicht, wenn man hineintritt. Ich mußte immer tiefer, immer weiter hinein.

Ich schrieb Dir schon einmal, wie ich in dieser unendlichen, öden, grauen, melancholischen Haide von Euch, von der schönen, fröhlichen Schweizer Heimath träumen mußte. Ich mußte es heute

wieder. Ich war Euch wieder so nahe. Da hinten erhoben sich ja die Alpen, leuchteten die Schneeberge, öffnete sich die Schlößlischlucht, tauchte das weiße Haus der Weid auf; da hinten in dem heißen Sande, über dem dürren Haidekraut. Der Sommer war heiß gewesen; er hatte in der trockenen Haide Alles versengt und verbrannt. Der Nachmittag war heiß; der Sand brannte unter meinen Füßen; das verdorrte Haidekraut rauschte unter meinen Schritten. Ich flog fort über Sand und Sträucher zu Euch, zu den Bergen, zu dem weißen Hause der Weid, zu Dir, zu der Tante. Aber ich war in der Wüste, und die Fata Morgana der Wüste floh immer weiter vor mir. Und als ich zuletzt erschöpft niedersank, da stand die Tante vor mir, die edle Gestalt, mit dem schönen, feinen Matronengesichte, in der tiefen Trauer der Wittwe. Und sie sah mich ernst an, und sie sprach so ernst zu mir: Wie, Du bist hier? Du hast Deinen Mann verlassen können? Deinen Mann? Und Du hast am Altare geschworen, ihn nicht zu verlassen, Dein Leben lang? Handelt so eine Christin? Ist das die Art einer Schweizerin? Und ich stand auf und kehrte langsam zurück zum Hause, und in meine Seele war Licht gekommen und ein besserer Entschluß.

Ist denn Hermann ein Mörder? Darum, weil er Geheimnisse nicht offenbarte, die am Ende nicht einmal ihm gehören, Geheimnisse Anderer sind? Darum, weil ein Irrer mir sagte, er sei es? Hatte nicht die ehrliche Frau Menges schon unter ihren Thränen mir zugeschworen, er sei unschuldig; ich solle an ihn glauben, was ich auch hören möge? Sprach sie nicht von schlechten Menschen, die ihm übel wollten, von seinen nächsten Angehörigen, seiner eigenen Mutter? Und hat denn nicht diese Frau jene Pläne?

Mein Entschluß steht fest, Nanni. Ich kehre zu meiner Pflicht zurück, zu dem Vertrauen gegen meinen Mann, zu meinen Schwüren. Seine Haft dauert noch zwei Monate. Es ist gut, daß sie so lange währt. Ich werde unterdeß immer ruhiger geworden sein. Dann, wenn ich ihn wiedersehe, werde ich offen mit der Frage an ihn herantreten, was Wahres an dem Allen sei, was ich gehört und gesehen habe. Und dann? Nein, Nanni, er kann nicht schuldig, er kann kein Verbrecher, kein Mörder sein.

XXX.

Natalie an Nanni.

Mein Kind! Mein armes, liebes Kind! Es ist ernstlich erkrankt. Es wollte von Anfang an nicht recht gedeihen; ich schrieb es Dir schon. Jetzt zehrt es von Tag zu Tag mehr ab. Es hat die Amme zu spät bekommen. Der Arzt will es mir nicht geradezu sagen, aber ich sehe es ihm an. Meine Angst, meine Sorge hat es in diesen Zustand gebracht, in diese Gefahr — am Ende in den Tod? Meine Angst? War es nicht mein Gewissen, mein Trotz? O, Nanni, wenn mir das Kind stürbe! Es ist so schwach, so weiß, ohne jeden Blutstropfen. Der Arzt spricht sich nicht aus, wenigstens gegen mich nicht. Die Anderen sehen mich so mitleidig an. Muß es denn sterben? — Ich sitze Tag und Nacht an seiner Wiege, schon drei Tage und drei Nächte. Könnte meine Liebe, könnten meine Thränen, meine Gebete ihm die Gesundheit wiedergeben, es müßte genesen, es würde mir erhalten.

Es wird sterben, Nanni. Ich müsse mich darauf gefaßt machen, sagte mir der Arzt heute.

Noch sei Rettung möglich, aber die Hoffnung sei schwach. Es sei mit geringer Lebenskraft geboren, die Nahrung, die es von mir erhalten, habe ihm das Fehlende nicht ersetzen können. Sie schieben Alles auf die Festung, auf meine Sehnsucht nach Hermann. Wie viel mehr, wie viel Anderes war es, was dem armen Kinde zum Todeskeime wurde! Es ist ein so schönes Kind! Es konnte schon lächeln. Ich habe sein Lächeln nur zweimal gesehen. Aber es war der Himmel für mich. Seit drei Tagen liegt es im heißen, trockenen Fieber. Noch drei Tage — dann sind seine Augen für immer geschlossen, mit seinen Augen mein Himmel. Ich bin seine Mörderin — die Mörderin meines eigenen Kindes! Werde ich jetzt Hermann vor die Augen treten können?

Ach, Nanni, warum hat der ewige Gott uns arme, schwache Menschen auf diese Erde verpflanzt? Hat er Großes mit uns vor für ein anderes Leben? War Alles hier nichts, Staub, der mit dem Staube verfliegt, aus dem wir gebildet sind, in den wir wieder aufgelöst werden? Vier Tage sind verflossen, seitdem ich diesen Brief anfing. Mein Kind war eingeschlummert. Ich hatte so lange ununterbrochen bei ihm gewacht. Der Arzt ver-

langte, ich solle mich wenigstens auf eine Stunde zur Ruhe legen. Auch Clara bat mich darum. Sie hielt so treu bei mir und dem armen Kinde aus. Ich mußte nachgeben. Der Arzt blieb ja bei dem Kinde, Clara die Wärterin. Der Arzt versicherte mich, es werde nicht der Todesschlaf sein. Clara versprach mir, bei der geringsten Veränderung mich zu rufen. Mein Schlafgemach war nebenan. Ich begab mich hinein. Ich legte mich angekleidet auf mein Bett. Ich versuchte zu schlafen; ich konnte es nicht. Da trat meine Kammerfrau zu mir herein, nicht aus dem Krankenzimmer. Sie überreichte mir eine Karte. Der Herr habe sie selbst übergeben, warte draußen, lasse mich bitten, sofort die Worte, die er unter seinen Namen geschrieben habe, zu lesen. Marchese Cavagni stand auf der Karte. Darunter war in italienischer Sprache die Bitte geschrieben, ich möge ihn auf der Stelle empfangen, er wisse, in welchem qualvollen Augenblicke ich mich befinde; allein es handle sich um das Glück von Menschen, die mir die theuersten seien, und seine Zeit sei gemessen; er habe nur noch die nächste Stunde, um sich mit mir unterreden zu können.

Marchese Cavagni! Was wollte der hohe Fürst der Kirche, der Freund meiner Schwiegermutter

von mir? Um wessen Glück konnte es sich handeln? Um Hermann's? Um wessen sonst? Alle jene entsetzlichen Gedanken, die ich in der letzten Zeit gewaltsam mir aus dem Sinn verbannt hatte, die von der Angst und Sorge um das kranke Kind zurückgedrängt waren, sie traten mir auf einmal wieder vor die Seele, mit Gewalt, mit einer furchtbaren Gewalt.

Ich mußte den Mann sprechen. Die schwerste Angst, die jemals auf mein Herz gedrückt hat, zwang mich dazu. Ich begab mich in mein Wohnzimmer, auf der anderen Seite neben meinem Schlafgemach. Ich befahl der Kammerfrau, den Marchese eintreten zu lassen. Er erschien. Er war in weltlicher Kleidung. Sie gab ihm nicht die Würde, die ihm die geistliche Tracht verlieh, als ich ihn mit Hermann's Mutter in der Weid sah.

„Signora," sagte er, „ich komme in einer unglücklichen Stunde zu Ihnen. Ich erfuhr es erst hier. Allein hätte ich auch früher gewußt, was Ihnen das Herz mit Sorge erfüllt, meine Pflicht hätte dennoch gefordert, Sie um diese Unterredung zu bitten."

Seine Sprache und sein Blick waren wohlwollend.

Was ist es, was Sie zu mir führt, Monsignor? fragte ich ihn. Er antwortete nicht sogleich.

„Gewissermaßen," fuhr er fort, „habe ich es sogar als eine wohlthätige Fügung des Himmels zu preisen, daß er mich gerade zu dieser Stunde hiehergeleitet hat. Indeß haben Sie die Güte, mir ein geneigtes Ohr zu leihen. — Kein Dritter hört uns hier?" fragte er dann.

Nein, sagte ich.

„Signora," sagte er darauf, „darf ich Sie fragen, wann Ihr Gemahl, der Freiherr v. Alten, Ihre Bekanntschaft machte?"

Es war im Frühjahre des verflossenen Jahres.

„War es sehr früh, bald nach dem Ausgange des Winters?"

So war es.

„Es war in Zürich?"

In der Nähe Zürich's.

„Er kam aus Italien?"

Er hatte sich den Winter über in Italien aufgehalten.

„Er kehrte nach einiger Zeit nach Italien zurück?" —

Zu Anfang des Sommers.

„Und nach etwa zwei Monaten war er wieder in Zürich?"

Es wird wohl so gewesen sein.

„Hat er Ihnen niemals von seinem Aufenthalte in Italien erzählt?“

Ich hatte ihm bisher geantwortet, ohne über den Inhalt und die Absicht seiner Fragen nachzudenken. Er hatte mich überrascht. Durch seine Dringlichkeit, durch die Erklärung, es handle sich um das Glück von Menschen, die mir die theuersten seien, hatte er mich befangen gemacht, erschreckt; durch sein wohlwollendes Wesen hatte er mich wieder für sich eingenommen; er hatte überdies die Art und Weise, sofort eine Gewalt über die Menschen auszuüben; seine Ruhe, sein klarer, forschender Blick, sein vornehmes, gemessenes Wesen, dem trotz der weltlichen Kleidung nicht ganz die Würde fehlte, hatten ihm vom Anfang an eine Ueberlegenheit über mich gegeben. Aber auf einmal besann ich mich doch. Was will er von mir? Fragt er mich nicht aus wie ein Polizeibeamter oder Verhörrichter? Und wer ist er denn? Der Begleiter, der Freund jener Frau, die es mit meinem Mann, die es mit mir wahrlich nie gut vorhatte, die schon einmal einen Mord verübt hat?

Monsignor, erwiderte ich ihm auf seine letzte Frage, hätten Sie die Güte, mir zu sagen, warum

Sie alle jene Fragen an mich gerichtet haben? — Er sah mich verwundert an.

„Signora, sagten Ihnen nicht die Worte auf meiner Karte deutlich den Zweck meines Besuches? Aber wie Signora will. Wünschen Sie nicht Fragen von mir zu vernehmen, so bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen erzählen zu dürfen. Meine Fragen hatten nur den Zweck, Sie auf das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, vorzubereiten, und namentlich Sie zu überzeugen, wie genau ich mit Allem, was Ihren Gemahl betrifft, bekannt bin, wie sehr ich also im Stande bin, Ihnen über ihn auch in Anderem die volle Wahrheit zu berichten.

„Ihr Gemahl, Signora, war vor zwei Wintern in Italien. Er hielt sich am Lago Maggiore auf. Er nahm dann einen längeren Aufenthalt in Novara. Er war an jenem See in dieser Stadt unter einem fremden Namen. Er machte unter diesem Namen die Bekanntschaft einer Dame. Die Dame hieß Signora Beatrice Benetti. Ihr Mann — denn sie war verheirathet — war ein reicher Gutsbesitzer in der Nachbarschaft von Novara. Ich kann Ihnen auch den Namen sagen, Signora, unter welchem Ihr Gemahl die Bekanntschaft der Dame machte, sie verführte, entehrte —"

Mein Herr! rief ich. Er kam nicht aus seiner Ruhe.

„Er hatte sich den Namen Carl Brand beigelegt.“

O, Nanni, soll ich Dir noch sagen, wie völlig vernichtet ich auf einmal war? Er mußte es sehen. Er fuhr mit seiner vollen Ruhe fort; er wurde ernster, strenger. — „Lassen Sie mich zunächst von der Dame und ihrem Manne sprechen. Vor zwei Jahren im Sommer und Herbst wohnte der Gutsbesitzer Giuseppe Benetti aus Novara mit seiner jungen Gattin in einer reizenden Villa am Lago Maggiore. Beim Herannahen des Winters wollten die Gatten nach Novara zurückkehren. Die Vorbereitungen zur Rückkehr wurden schon getroffen, als die junge Signora Beatrice die Bekanntschaft eines jungen Deutschen machte, der sich seit einigen Wochen in der Nähe der Villa Mendino — dem Wohnsitze des Gatten Benetti — aufhielt, sich Carl Brand nannte, ein reicher Mann zu sein schien, vorgab, der Sohn eines Hamburger Kaufmannes zu sein. Der junge Mann und die junge Frau hatten sich das erste Mal zufällig getroffen, im Park der Villa, am Ufer des Sees. Ein Gespräch über die Schönheiten des Ortes, der Umgebung, des ganzen Sees hatte ihre Bekanntschaft

eingeleitet. Der ersten zufälligen Begegnung war weiteres, nicht mehr zufälliges Zusammenfinden gefolgt. Der junge Mann hatte Geist, Bildung, den Anstand der vornehmen Welt, den melancholischen Blick des Nordländers. Die junge Dame war schön, lebhaft, hatte die Gluth der Südländerin, war um ein paar Dutzend Jahre jünger als ihr kränklicher Mann. Der Annäherung folgte eine engere Verbindung. Für ihre Zwecke hatte die Frau unter Vorwänden von dem Gatten eine Verlängerung des Aufenthaltes am See zu gewinnen gewußt. Nach vier Wochen mußte sie dem Gatten nach Novara folgen. Ihnen folgte der Herr Carl Brand. Er sah auch dort anfangs das ehebrecherische Weib nur heimlich, dann offen in dem Hause des betrogenen Gatten, der in argloser Gastfreundschaft dem Betrüger, dem Räuber seiner Ehre den Eintritt in sein Haus gestattet hatte. Die Betrügerin und der Räuber wurden zu seinen Mördern. Auf den Ehebruch folgte der Mord. Acht Tage vor Weihnachten starb der Signor Benetti, nach einem kurzen Krankenlager von kaum 24 Stunden. Er habe sich eine schwere Erkältung zugezogen, hieß es; sie habe sich ihm auf Magen und Brust geworfen. Magen und Brust waren stets seine leidenden Theile gewesen. Der Arzt

hatte bei der furchtbaren Heftigkeit und Gewalt, womit die Krankheit auftrat, schon nach den ersten Stunden keine Hoffnung für den seit Jahren kränkelnden Mann gehabt. Ein Lungenschlag machte dem Leben des Vergifteten ein Ende. Der Todte wurde begraben. An eine Vergiftung hatte Niemand gedacht. Die Kunst der italienischen Aerzte ist keine große, ihre Wissenschaft eine geringe.

Aber drei Tage nach dem Begräbnisse war der junge Deutsche fort. Drei Wochen später traf die junge Wittwe ebenso heimliche wie schleunige Anstalten, ihre schöne und reiche Besitzung vor den Thoren Novaras zu verkaufen. Ihr Gatte hatte sie zu seiner einzigen Erbin eingesetzt.

Da erwachte in der Stadt ein Nachdenken, das bei dem schnellen Tode sich nicht hatte geltend machen können; es entstand ein Gerede, ein Gerücht, ein Einschreiten der Polizei, der Gerichte. Der Leichnam des Todten wurde ausgegraben, untersucht. Er zeigte die unzweideutigsten Spuren der Vergiftung. Ueber die Mörder war kein Zweifel. Aber der Eine, der junge Deutsche, war fort, verschwunden. Das verbrecherische Weib war noch da. So meinte man. Als man sie verhaften wollte, war auch sie fort. Sie hatte von dem

Gerüchte, von dem Einschreiten der Behörden gehört. Sie hatte den Kauf beschleunigt, auf eine höhere Kaufsumme, um die sie mit dem Käufer noch nicht einig war, verzichtet, sich dafür sofortige Zahlung des Kaufpreises ausbedungen. In der Nacht vor dem Morgen, an dem sie zur Haft gebracht werden sollte, war sie verschwunden mit dem Kaufgelde. Sie wurde verfolgt; man fand sie nicht, verlor ihre Spur.

Auch ihr Gehülfe beim Morde wurde nicht entdeckt. Ein Kaufmannssohn Carl Brand wurde nicht in Hamburg, wurde nirgends anderswo gefunden. Die Mörder mußten sich mit dem Reichthum des Ermordeten nach einem fernen Welttheil geflüchtet haben. So nahm man an.

Im Sommer des vorigen Jahres glaubte man auf einmal den Mörder in der Schweiz, in Zürich entdeckt zu haben. Ein italienischer Polizeibeamter, der sich zu einem anderen Zweck in Zürich aufhielt, sah dort zufällig eines Tages einen jungen Fremden, den er glaubte schon früher irgendwo gesehen zu haben. Erst nachher besann er sich näher auf ihn. Er war kurze Zeit vor dem Morde in Novara gewesen; dort hatte er den Fremden gesehen; es war derselbe gewesen, den die Polizei später als Carl Brand verfolgt hatte. Er hatte sich zu

spät erinnert. Er fand den Fremden nicht wieder, der Name Carl Brand war auch in Zürich unbekannt. — Sie, Signora, wissen, wo Carl Brand damals war. Er lag verwundet in dem Hause Ihres Onkels am Züricher See. Sie wissen auch, wo er gegenwärtig sich befindet. Die Mörderin, Signora —"

Ich hatte in dem Verlaufe seiner Erzählung meine volle, klare Besinnung wieder gewonnen. An dem Morde konnte ich nicht zweifeln; an einer früheren Verbindung Hermann's mit der Gattin des Ermordeten nicht; auch nicht daran, daß die eigene Gattin des Ermordeten die Mörderin war. Alles, wa's ich selbst in der Schweiz, wie dann hier, gehört und gesehen hatte, sprach dafür. Aber war Hermann Theilnehmer des Mordes? Manches sprach auch dafür; so Vieles war dagegen. Die Worte des Marchese gaben mir keine Bürgschaft. Er stand in Verbindung mit Hermann's Mutter. Hermann's Mutter hatte jene Pläne gegen den Sohn. Sie war die Frau, ihre Pläne mit allen Mitteln zu verfolgen, zähe zu verfolgen. Der Mord in Novara hatte ihr schon einmal als Mittel dienen sollen; die Mörderin damals. Jetzt sollte es der Marchese sein, der vielleicht selbst nur ihr Werkzeug war. Ich

mußte ihm zeigen, daß ich die Pläne durchschaute.

Die Mörderin, Monsignore, unterbrach ich ihn, war schon einmal in Ihren Händen, und wird wiederum in Ihrer Gewalt sein. — Er blieb kalt. — „In meiner Gewalt war sie nie, Signora.“ — Vielleicht nicht unmittelbar, mein Herr. — „Signora, Sie denken niedrig von Ihrer nächsten Angehörigen.“

Ich war doch eifrig geworden. — Und Sie, mein Herr, wollen meinen Gatten zum Mörder machen.

Er blieb ruhig; seine Stimme wurde wieder wohlwollend. — „Es ist edel von Ihnen, Signora, daß Sie an ihren Gatten glauben. Ich bedaure umsomehr, als ich Ihnen Ihren Glauben nehmen muß.“ — Und warum müssen Sie das, mein Herr?

Er antwortete mir nicht. Er hatte eine Brieftasche hervorgezogen; er nahm einen Brief heraus, übergab ihn mir. — „Lesen Sie, Signora. Lesen und prüfen Sie genau. Ich bitte Sie darum.“ — Warum, mein Herr? wiederholte ich. — „Ich bitte Sie, Signora, lesen Sie vorher. Haben Sie dann noch die Frage an mich, so werde ich Ihnen offen antworten.“

Ich nahm den Brief. Er war erbrochen, alt.

Die Aufschrift war an Madame Bornegue in Genf. Es waren Hermann's Schriftzüge, völlig unverkennbar. Das Siegel hatte aus zwei Buchstaben bestanden, die nicht mehr zu unterscheiden waren. Ich entfaltete das Papier. Ich las das Innere. Es war wiederum die unzweifelhafte Schrift Hermann's. Der Brief war in italienischer Sprache geschrieben. Unglückliche Beatrice! war die Ueberschrift. Der Buchstabe B. bildete die Unterschrift. Und der Inhalt? „Wir dürfen uns nicht wiedersehen, Beatrice. Du schreibst, Du bittest vergeblich. — Wir sind Verbrecher. Wir haben ihn gemordet, jede gegenseitige Berührung unserer Hände wäre ein neues Verbrechen. Mit jedem unserer Blicke müßten wir Einer in des Andern Augen den Mord, unser Todesurtheil lesen. Verzichte darauf, Beatrice, mich jemals wiederzusehen. Sei unser Leben fortan der Reue, der Buße gewidmet.“

Das war der Inhalt des Briefes. Es waren noch mehr Ermahnungen zur Buße beigefügt. Der Brief schloß mit dem Versprechen der Unterstützung, wenn die Unglückliche in irgend einer Weise künftig ihr Vermögen verlieren möchte. Ich habe die einzelnen Worte vergessen. Aber jene Worte gruben sich mit Flammenzügen in mein

Herz ein. Sie werde ich nie vergessen. Und sie waren von der Hand Hermann's geschrieben, von der Hand meines Gatten, von derselben Hand, mit der er mir am Altare Liebe und Treue schwur, die so oft, so viele tausend- und tausendmal die meinige gedrückt, sich an mein Herz gelegt. — Und sie war schon damals die Mörderhand, schon, als sie zum ersten Male sich in die meinige legte.

Im Winter war der Mord verübt. Wenige Monate darauf sah er mich, schwur er mir seine Liebe; mit der Hand, in der noch das Gift, der Mord ihn braunte. Traurig, elend, unglücklich war er zwar damals. O, seine Trauer, sein Unglück hatte ihm ja mein Herz zugewandt. Aber es war die Last des Verbrechens, des Mordes, die ihn niederdrückte, und an mir, an der Unschuldigen wollte er sich wieder aufrichten. Und er konnte mir Liebe heucheln — kann ein Mörder lieben? — Und er konnte mich, die Reine, an sein schuldbeladenes Dasein fesseln! —

Eine wunderbare Ruhe hatte sich in mein Herz gesetzt, indem ich den Brief las, indem noch während des Lesens jene Gedanken mir kamen. Es war eine tiefe Trauer, aber eine erhebende, die jede Leidenschaft, jeden Groll, selbst nur ein Gefühl der Bitterkeit von meinem Innern fernhielt.

Ich war jetzt klar, ich hatte keinen Zweifel mehr, ich konnte nicht mehr schwanken. Ich gab ruhig dem Marchese den Brief zurück. — Sie wünschen ihn doch zurück? fragte ich. — „Er war mir nur anvertraut,“ sagte er. — Von wem? fragte ich noch. — „Erlassen Sie mir die Antwort.“

Es war mir ja gleichgültig. Aber meine erste Frage an ihn mußte ich dann wiederholen. Warum, Monsignore, haben Sie das Alles mir mitgetheilt?

Er antwortete mir nicht sogleich. — „Signora,“ sagte er, „Ihre Ruhe zeigt mir, daß Sie klar begriffen haben, was Ihre und Ihres Gatten Lage nunmehr von Ihnen fordert.“

Es ist keine Antwort auf meine Frage, mein Herr.

„Wohlan denn, Signora! Das Haupt eines Mörders schwebt, so lange er lebt, stündlich in Gefahr, der Gerechtigkeit, dem Henker zu verfallen. An Ihren Gatten ist gerade in diesem Augenblicke die Gefahr dringender herangetreten. Sie muß von ihm abgewendet werden, um seiner edlen Familie, um seiner selbst willen. Ja, Signora, auch um seiner selbst, hauptsächlich um seiner selbst willen. Ich gehöre jener heiligen Kirche an, die nicht nach Blut dürstet, die vielmehr die

Strafe auch für das schwerste Verbrechen als ein Sühnmittel ansieht, das der Mensch freiwillig auf sich nimmt. Der Tod von Menschenhand kann nie mit Gott versöhnen; das kann nur die tiefe, ernste, freiwillige Buße. Ihr soll sich auch Ihr Gatte unterwerfen. Er soll sie auf sich nehmen, aus freiem, inneren Antriebe. Aber er muß dazu ermahnt werden. Die wirksame Ermahnung kann nur von Ihnen ausgehen, Signora. Sie darum zu bitten, war der Zweck meines Besuches bei Ihnen. Zur Begründung meiner Bitte bedurfte es jener Mittheilungen, die ich Ihnen gemacht habe. Sie wurden mir schwer, ich konnte sie nicht vermeiden. Haben Sie noch einen Befehl für mich? Meine Sendung ist hier vollendet." — Und wer sendete Sie? mußte ich doch noch fragen. — „Die Mutter Ihres Gatten."

Er hatte sich erhoben. Er ging und ich blieb ruhig. Es war dunkler Abend geworden, als der Marchese mich verließ. Ich hatte mich wieder auf dem Sopha niedergelassen, auf dem ich ihn angehört hatte. Ich wiederholte mir Wort für Wort seine Mittheilungen, jene Zeilen des Briefes, den ich gelesen hatte. Nach einem kurzen Entschlusse brauchte ich dann nicht zu suchen. Er stand fest und klar vor mir. Mein Kind —

Die Thür des Zimmers öffnete sich leise. Clara trat ein. Sie sah so sonderbar weiß aus, so feierlich, so heilig mußte ich mir sagen, und ich glaubte zu wissen, was es sei. Aber sagen konnte ich es nicht. Sie trat zu mir, nahm meine Hand.

„Natalie, wenn Du Dein Kind noch lebend sehen willst —" — Ah, es lebt noch! — „Ja, Natalie! Aber fasse Dich. Nur noch wenige Minuten, sagt der Arzt. Er wollte, man solle Dich nicht rufen. Es würde Dich zu sehr ergreifen. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, Natalie." — O Du treues Herz!

Ich ging an ihrer Hand zu dem sterbenden Kinde, an der Hand eines Engels zu dem scheidenden Engel. Mein Kind lag mit geschlossenen Augen da. Sein Athem war ungleich, aber nicht schwer. Das zarte Geschöpf hatte noch keinen Todeskampf zu kämpfen. — Darf ich es küssen? fragte ich den Arzt. Er nickte mit dem Kopfe. Ich hauchte einen Kuß auf die Lippen des Kindes. Es öffnete die Augen, es sah mich an. Es sah mich an, als wenn es mich erkenne. Ja, es erkannte mich — zum ersten Male in seinem Leben vor wenigen Wochen, zum letzten Male. Es hatte bisher die Züge der Menschen, die es erblickte,

noch nicht zu unterscheiden vermocht; es war zu jung; als es an die meinigen sich hätte gewöhnen können, erhielt es die Amme. In der letzten Stunde, in der letzten Minute seines Lebens erkannte es die Mutter.

Unmittelbar vor dem Tode tritt ja, wie ein Himmelsschein, ein überirdisches Bewußtsein in die Seele des Menschen. Und so sprach es zu mir: Du kannst mir nicht mehr helfen, Du liebe Mutter. Du gäbest wohl Dein Herzblut, um es zu können. Der Segen des Himmels wird Dir dafür werden. Seine Augen wollten noch mehr sprechen. Ich sah es ihm an. Aber der Tod war schon da. Du wirst glücklich werden! sagte nur noch der letzte scheidende Blick. Ein tiefer Athemzug folgte. Die Augen waren gebrochen. Meine Arme hielten eine Leiche umfangen.

Ich knieete an der Wiege nieder, um still zu beten. Es ist wohl das Traurigste, das Schwerste, was über eine Mutter kommen kann, an der Wiege knieen zu müssen, in der ihr kein blühendes Kind, in der die Leiche ihres Kindes liegt. Wie wird sie sich erheben können, ohne wieder zusammenzusinken? Ich konnte es. Der Tod des Kindes hatte mir eine wunderbare Kraft gegeben, meinem Körper, meinem Geiste.

Ich hatte lange zu Gott gebetet, freundlich mein kleines Kind bei sich aufzunehmen, es den besten und liebsten seiner Engel zuzugesellen; dann für mich, mich zu kräftigen und zu stärken und gnädig zu führen auf dem schweren Lebenswege, den ich vor mir habe, damit Friede in mein Inneres ziehe und das Glück der Seele mir werde, das der letzte Blick des Kindes mir verkündet hatte. Dann stand ich auf, um mich in mein Zimmer zu begeben.

Der Onkel Clemens gab Clara einen Wink, mich zu begleiten. Sie wußte es besser. — „Du willst allein sein?“ fragte sie. — Ja, liebe Clara. — Ich mußte allein sein. Ich mußte doch noch immer nachdenken über meine Zukunft, gerade über die nächsten Tage. Mein Kind — hatte ich es in seinen letzten Stunden verlassen dürfen? Jetzt war es todt, unter dem unmittelbaren Schutze seines himmlischen Vaters. Ich war frei. Und mein Entschluß konnte nicht mehr erschüttert werden. Ich begrabe mein Kind. Ich bete noch auf seinem Grabe, wie ich an seiner Wiege gebetet habe. Dann komme ich zu Euch. Ich kann nicht anders. Ich habe keinen andern Rath. Niemand wird mir einen andern geben können.

Ich hatte Hermann offen fragen wollen, was

an jenem Verbrechen sei; wie er zu der Mörderin gestanden habe; wie er jetzt zu ihr stehe; ob er Antheil an dem Morde genommen. Kann ich jetzt noch eine einzige dieser Fragen an ihn richten? Wozu sollte ich es? Ich weiß ja Alles. Sein Brief hat mir ja Alles gesagt, seine eigenen Schriftzüge. Wozu da noch für ihn, für mich die Qual mündlicher Fragen? Was sollte er mir antworten? Wenn er Ja sagen, wenn er sich als Mörder bekennen würde; wenn er mir auch sein ganzes Innere aufschließen und mir sagen würde: Ich konnte der Gewalt meiner Liebe zu Dir nicht widerstehen; Dein reines Herz, Deine Liebe sollten mich reinigen, sollten mich mit Gott, mit mir selbst aussöhnen; darum kettete ich Dein Schicksal an das meine; es war ein neues Verbrechen, aber ich konnte ja nicht anders; darum auch, und um zugleich Dein Herz nicht zu betrüben, verschwieg ich Dir nachher Alles. — Nanni, könnten wir noch einen Augenblick zusammen leben? Müßte nicht er sich von mir trennen, auch wenn ich es nicht müßte? Denn in dem Einen hatte er Recht gehabt: ich durfte nicht wissen, daß er ein Mörder war.

Und wenn er leugnen würde? Wenn er nun sagen wollte: Es war Alles nicht wahr, es war

erfunden, erlogen, was Dir der Marchese gesagt hat; es waren die Intriguen meiner Mutter, die nach dem Besitze meiner Güter strebt; auch der Brief war gefälscht — wäre es nicht noch schlimmer? Träte nicht zu dem Verbrechen die gemeine, feige Lüge?

Aber nein, lügen würde er nicht, er ist nicht gemein, nicht feig. Jenes Weib hat ihn, den lebhaften, unerfahrenen jungen Mann, an sich locken, eine heftige Leidenschaft in ihm entzünden, ihn an sich fesseln, in der Wildheit seiner Leidenschaft ihm Herz und Geist betäuben und so zu dem schweren Verbrechen ihn verleiten können! Aber —

Und doch, Nanni, er konnte mein Schicksal an das seinige ketten! Aber nein, ich will ihn nicht anklagen. Nur trennen müssen wir uns.

Es bliebe mir noch ein Weg: Ich verschwiege ihm Alles, was ich weiß; ich sagte ihm nicht, daß der Marchese bei mir gewesen sei. Niemand im Schlosse weiß von seinem Besuche. Aber mir würde die Kraft dazu fehlen. Und hätte ich sie auch, sagte nicht der Prälat, die Gefahr der Entdeckung sei nahe? Aber wäre auch das erfunden, würde nicht seine Mutter sie herbeiführen?

Ich muß fort, Nanni. Es bleibt mir nur der Eine Weg. Du siehst, wie ich mir Alles klar und

ruhig überlegt habe. Mein Gewissen spricht mich von jeder Uebereilung frei. Gott hat mir in diesen schweren Stunden eine wunderbare Kraft verliehen. Ich begrabe mein Kind; ich bete auf seinem Grabe; dann reise ich ab, zu Euch. An Hermann schreibe ich. Ich sage ihm in dem Briefe, warum ich gehe. Ich darf es ihm nur andeuten, da der Brief von dem Commandanten der Festung erbrochen werden könnte. Der Abschied von ihm wird mir um so schwerer werden. Hier sage ich, ich müsse zu Hermann. Ich nehme dann den Wagen bis zur Stadt; dort setze ich mich auf die Eisenbahn.

Morgen wird mein Kind begraben. In vier, vielleicht schon in drei Tagen bin ich bei Euch. Ich werde nicht in der Weid bleiben. Hermann darf nicht wissen, wo ich bin. In der Heimath dürfen sie nicht wissen, daß ich wieder da bin. Ich werde ja irgendwo in der Schweiz, in dem theuren Vaterlande, einen stillen, heimlichen Platz finden, an dem ich unbekannt leben und in der Abgeschiedenheit von der Welt jenes Glück meines Innern finden kann, das der letzte Blick meines Kindes mir verkündete.

Noch an Eines habe ich gedacht. Das Herz klammert sich an Alles, wie der Ertrinkende an einen Strohhalm. Kann Hermann sich freisprechen,

so weiß er, wo meine Tante wohnt, und was er ihr für mich übergiebt, erhalte ich. Aber er kann es ja nicht. Was man hier von mir sagen wird, das darf mich nicht kümmern. Schwer wird es mir werden, von allen den guten Menschen keinen Abschied nehmen zu können. Auch von der Bäuerin nicht. Einmal hatte ich den Gedanken, zu ihr zu gehen, sie um ihren Rath zu fragen. Aber nein, es war unmöglich.

Bis Morgen, Nanni.

Mein Kind ist begraben. Unten in der Schloßcapelle ruht es in der alten Familiengruft unter dem Altar. Heute Morgen wurde es zu seiner ewigen Ruhe bestattet. Ich konnte es begleiten, ich konnte zu ihm in die Gruft niedersteigen, die letzte Rose ihm auf den Sarg legen, ohne zu weinen. Dann ging ich noch einmal zu ihm allein. Ich knieete über der Gruft vor dem Altar, vor dem Bilde des Gekreuzigten, vor der Gottesmutter, die am Kreuze des Sohnes stand. Da kamen mir Thränen.

Muß es denn sein? fragte ich mich. Es muß sein! Er kann nicht an mir vorübergehen. Es ist ein bitterer Kelch. Aber es muß sein.

Ich höre den Wagen vorfahren, der mich von

hier fortführen soll. O, lebt Alle hier wohl! Lebe wohl, Nanni!

XXXI.

Natalie an Hermann.

Mein lieber Hermann! Ich schreibe Dir an dem Sarge unseres Kindes. Mein Brief könnte geöffnet werden, bevor er in Deine Hände kommt. Hast Du mir nichts zu sagen in Beziehung auf jene Person, die in der Nacht der Schlittenfahrt des vorigen Winters auf der Havixburg mit Dir sprach?

Der Marchese Cavagni war bei mir. Er übergab mir einen Brief, den Du an sie während ihres Aufenthaltes in Genf geschrieben hattest.

Ich muß schleunig zu meiner Tante verreisen. Du weißt warum, nachdem Du diese Zeilen gelesen hast. Durch sie schreibe an mich, wenn Du mir etwas zu sagen hast.

O Hermann, wie liebe ich Dich! Wie werde ich Dich ewig, ewig lieben!

Lebe wohl! Bis in den Tod, ja, bis in den Tod, Deine Dir treue Natalie.

Ende des zweiten Bandes.

Leipzig,

Druck von A. Edelmann.

Temme, Jodocus Donatus Hubertus,

Die Heimath ein Schweizer Roman

Bd.: 2

Leipzig (1868)